
Robinson

Robinson Krusoe

von

Joachim Heinrich Campe.

Für die Jugend und die Zwecke der Schule bearbeitet

von

Karl Reimer,
Direktor der ersten Bürgerschule in Leipzig.

Mit 3 Bildern in Holzschnitt.

Sechste Auflage.

[ca 1893]

Leipzig,
Alfred Oehmigke's Verlag.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Vorwort zur ersten Auflage.

Seit einer Reihe von Jahren ist in der von mir geleiteten Anstalt vor dem Beginne des eigentlichen geographischen und historischen Unterrichts im Anschluß an die Heimatskunde „Robinson" gelesen und behandelt worden, und es hat sich dadurch bei mir und meinen Kollegen die Ansicht immer mehr befestigt, daß die Auffassung ethnographischer, industrieller und volkswirtschaftlicher Verhältnisse, wie auch kulturhistorischer Entwickelungen und ethischer und religiöser Anschauungen auf keiner anderen Grundlage besser vorbereitet und das teilnehmende Interesse für menschliche Schicksale, menschliches Wohl und Wehe, menschliches Ringen und Streben nach Verbesserung, menschliches Sinnen und Denken, Fühlen und Wollen, für Erfindungen und Entdeckungen, für menschliche Arbeit und die Hilfsmittel und Erfolge derselben, für die gegenseitigen Beziehungen der Menschen und für das Walten der göttlichen Vorsehung auf keinem anderen Wege besser geweckt werden könne, als auf diesem. Bei der Lektüre dieses Buches, oder bei der Erzählung des Inhalts desselben versetzt sich das Kind unwillkürlich selbst lebhaft an die Stelle Robinsons; es fühlt ihm nach, was er entbehrt, und es freut sich mit ihm dessen, was ihm im Laufe der Zeit nach und nach zu teil wird. Das ist aber bereits der Anfang einer Würdigung und Schätzung der Vorteile,

welche das Leben inmitten der Gesellschaft, und zwar einer der Segnungen einer höheren Kultur sich erfreuenden Gesellschaft, bietet, und somit auch der leichteste Anknüpfungspunkt für den Unterricht. Es sind in unserer Anstalt nach und nach mehrere „Robinsonaden" der Behandlung zu Grunde gelegt worden; allein am Schlusse jedes Schuljahres haben wir uns von neuem gesagt: die Campesche Bearbeitung würde allen Nachahmungen entschieden vorzuziehen sein, wenn die ermüdenden Gespräche weggelassen, verschiedene Breiten und veraltete Ausdrucksweisen beseitigt und Einzelheiten, welche den neueren Forschungen über die frühesten Zustände der Menschheit und über in Betracht kommende ethnographische Verhältnisse nicht entsprechen, geändert würden. Campes Robinson bleibt immer der Klassiker unter den für die Jugend bestimmten deutschen Robinsonaden. Ich habe mich endlich bestimmen lassen, die Bearbeitung in dem angedeuteten Sinne zu übernehmen, und übergebe hiermit der Kinderwelt den Campeschen Robinson in dieser abgeänderten Gestalt in der Hoffnung, daß diese klassische Jugendschrift so auch in der Gegenwart ihren alten Platz als Jugendlektüre überhaupt wieder einnehmen und insbesondere auch in den Schulen als Grundlage für eine Propädeutik der Kulturgeschichte und verschiedener anderer Wissensgebiete reichen Segen stiften werde. — Die Abänderungen sind absichtlich nicht auf Dinge ausgedehnt worden, die für die Erreichung des eigentlichen Zweckes des Buches unwesentlich sind, z. B. die Einführung der Lamas statt der Ziegen in der Defoe'schen und anderen Darstellungen. Daß Campe seinen Robinson auf verhältnismäßig wenig Naturprodukte beschränkt, halte ich für einen Vorzug, und das Bestreben verschiedener Nachahmer, den Robinson zugleich zu einem Lehrbuch der Naturgeschichte zu machen, scheint mir dem Zwecke des Buches, insbesondere dem bei einer Verwendung desselben im Unterrichte zu verfolgenden, nicht zu entsprechen. — Die angefügten „kurzen Betrachtungen", welche

die im Texte gestrichenen Gespräche ersetzen sollen, umfassen denjenigen Gedankenbereich, der meiner Meinung nach bei der Behandlung des Robinson in der Schule vorzugsweise anzubauen ist. Sie sollen für den Lehrer nicht ein förmlicher Entwurf sein, an den er sich bei seinen Besprechungen sklavisch binden müßte, sondern sie sollen ihm nur Fingerzeige und Andeutungen geben. Wenn sie auch so gehalten sind, daß sie vielleicht im Familienkreise zur Anregung weiterer Unterhaltungen mit vorgelesen oder nach der freien Besprechung in der Schule vom Kinde für sich gelesen werden können, so sind sie doch keineswegs bestimmt, diese freien Unterredungen zu ersetzen oder überflüssig zu machen. Moralische und religiöse Betrachtungen sind mit Absicht nicht hinzugefügt worden; die nach dieser Richtung wünschenswerte Wirkung muß durch die Lektüre selbst unmittelbar hervorgebracht werden; breite Auseinandersetzungen, wie sie in den weggelassenen Gesprächen vorkamen, dürften in dieser Beziehung eher störend wirken.

Nach Rousseaus Ansicht, die jeder vernünftige Pädagog teilen muß, sollte jedes Kind „den Robinson" kennen lernen, und zwar sollte derselbe eine Zeitlang das einzige Buch sein, welches dem Kinde gereicht wird. Bei einem geistig gut entwickelten Kinde halte ich das Alter von 8—10 Jahren für die hierzu am meisten geeignete Entwickelungsperiode, obschon es auch auf ältere Kinder, ja sogar auf Erwachsene nie seine Wirkung verfehlt. Ich habe meinen eigenen Kindern in diesem Alter ein ganzes Jahr hindurch außer den gewöhnlichen Schulbüchern durchaus keine andere Lektüre gewährt, und zwar haben dieselben das Buch anfangs nur zum kapitelweisen Vorlesen an Winterabenden im Kreise der Familie (— nach jedem Leseabende wurde es wieder eingeschlossen —) und erst nachher, als es auf diese Weise einmal durchgenommen war, ganz in die Hände bekommen. Ich kann dieses Verfahren aus eigner Erfahrung nur angelegentlich empfehlen. Es giebt kein

Buch, das die allgemeine Anerkennung als „Klassiker für die Jugend" so verdiente wie der Campesche Robinson!

Und so möge denn dies alte liebe Buch, das uns in unserer Jugend so manchmal erquickt und unserem Denken manche heilsame Anregung gegeben hat, auch in dieser neuen, für unsere Zeit berechneten Form eine Quelle reinen, anregenden und herzerfrischenden Genusses und dadurch ein Segen für das heranwachsende Geschlecht werden! Vielleicht trägt die vorliegende Ausgabe auch mit dazu bei, einer Behandlung des Robinson in dem oben angegebenen Sinne in den Schulen weiteren Vorschub zu leisten; damit würden wir der Erfüllung des Rousseau'schen Wunsches um einen guten Schritt näher gekommen sein.

Leipzig, Ende Oktober 1880.

Karl Reimer.

Vorwort zur zweiten bis vierten Auflage.

Die wesentlichste Verbesserung in der zweiten Auflage besteht in der Einteilung der Kapitel in einzelne Abschnitte und in kurzer Inhaltsangabe der letzteren in den Überschriften. Dadurch dürfte namentlich die Benutzung des Buches im Unterrichte erleichtert werden. Außerdem hat auch die Ausdrucksweise bei sonst vollständiger Schonung der Campeschen Darstellung hier und da noch Änderungen erfahren. Daß die unwahrscheinliche Geschichte vom Goldklumpen gestrichen ist, dürfte wohl allgemein als gerechtfertigt anerkannt werden. Bei der dritten und vierten Auflage sind nur ganz unwesentliche Veränderungen vorgenommen worden.

K. R.

Erstes Kapitel.

1. Robinson im Elternhause. 2. Reise nach London: Verführung; Abfahrt; das Meer; das Gewitter auf dem Meere; Rettung; Untergang des Schiffs. 3. Robinson in London: Besichtigung der Stadt; Geständnis seiner Sünde; Ermahnung zur Rückkehr; Schwanken. 4. Neue Versuchung: Robinson läßt sich wieder verleiten.

1. Vor mehr als zweihundert Jahren lebte in der Stadt Hamburg ein wohlhabender Kaufmann mit Namen Robinson. Derselbe hatte drei Söhne. Der älteste davon wurde Soldat und verlor sein Leben in einer Schlacht. Der zweite, der ein Gelehrter werden sollte, verfiel in eine schwere Krankheit und starb.

Nun war also nur noch der jüngste übrig, den man Krusoe nannte. Auf den setzten nun Vater und Mutter ihre ganze Hoffnung, weil er jetzt ihr einziges Kind war. Sie hatten ihn so lieb wie ihren Augapfel; aber sie liebten ihn mit Unverstand. Andere Eltern lieben ihre Kinder auch; aber eben deswegen halten sie dieselben zum Gehorsam und zu nützlicher Thätigkeit an und lassen sie in vielen Dingen unterrichten, weil sie wissen, daß es gut für sie ist und sie glücklich machen wird. Krusoes Eltern machten es nicht so. Sie ließen ihrem lieben Söhnchen in allem seinen eigenen Willen. Weil nun dasselbe lieber spielen als arbeiten und etwas lernen mochte, so ließen sie es meist den ganzen Tag müßig umherlaufen und spielen.

So lernte denn der junge Robinson wenig oder gar nichts und wuchs heran, ohne daß man wußte, was aus ihm werden würde. Sein Vater wünschte, daß er Kaufmann werden möchte; aber dazu hatte er keine Lust. Er hatte sich stets am liebsten am Hafen aufgehalten, wo täglich Schiffe aus- und einliefen, und hatte dem Treiben daselbst zugesehen. Außerdem hatte es für ihn nie eine größere Freude gegeben, als Schilderungen ferner Länder und fremder Völker anzuhören. Dazu hatte sich ihm öfters Gelegenheit geboten, da nicht selten weitgereiste Geschäftsfreunde und andere

Bekannte in seinem elterlichen Hause verkehrten. Dadurch war aber schon frühzeitig der Wunsch in ihm erweckt worden, auch einmal mit hinauszureisen in die weite Welt, um recht viel Neues zu sehen und zu hören. Dieser Wunsch war von Tag zu Tag lebhafter geworden und erfüllte endlich seine ganze Seele.

Als er sechzehn Jahre alt geworden war, nahm ihn sein Vater mit in sein Geschäft; aber anstatt zu arbeiten und etwas Tüchtiges zu lernen, schweifte er mit seinen Gedanken beständig in die Ferne, und wenn er sich unbemerkt davonschleichen konnte, lief er an den Hafen und trieb sich dort umher.

Wenn ihm sein Vater deswegen ernste Vorstellungen machte, so erklärte er, er habe einmal keine Lust, Kaufmann zu werden, und bestürmte denselben mit Bitten, ihn doch reisen zu lassen. Der Vater ließ nichts unversucht, ihn von seinen thörichten Wünschen abzubringen. Er wies ihn darauf hin, daß er ja noch nichts gelernt hätte und also weder auf dem Schiffe noch in fremden Ländern zu etwas zu gebrauchen sei; zugleich schilderte er ihm die Gefahren, in die er auf dem Meere und zu Lande geraten könne, und nicht minder legte er ihm ans Herz, welchen Kummer er seinen Eltern schon bisher durch seine Unlust zum Lernen und zur Arbeit bereitet habe, und welches Herzeleid er ihnen nun gar durch sein Fortgehen machen würde, da er ja ihr einziges Kind sei, von dem sie immer gehofft hätten, daß es die Stütze und die Freude ihres Alters werden würde. Endlich zeigte er ihm auch, welch ein angenehmes, sorgenloses Leben seiner warte, wenn er im väterlichen Hause bliebe und ein braver, arbeitsamer Mensch würde. Auch die Mutter vereinigte ihre herzlichen und eindringlichen Bitten und Ermahnungen mit denen des Vaters. In solchen Stunden kam er wohl auch zur Einsicht, wie thöricht es von ihm sei, sich mit so abenteuerlichen Plänen zu tragen, und gerührt gelobte er seinen guten Eltern und sich selbst, sich dieselben aus dem Kopfe zu schlagen. Allein es sollte sich bald zeigen, daß er dazu nicht hinreichende Kraft und Festigkeit besaß.

2. Eines Tages, als er seiner Gewohnheit nach am Hafen umherlief, begegnete er einem seiner früheren Kameraden, welcher der Sohn eines Schiffskapitäns war. Dieser wollte eben mit seinem Vater nach London abfahren und fragte Robinson, ob er mitreisen wolle. „Gern", antwortete Krusoe, „aber meine Eltern

werden es nicht haben wollen!" — „J", sagte der andere wieder, „mache einmal den Spaß und reise so mit! In zwei bis drei Wochen sind wir wieder hier, und deinen Eltern kannst du ja sagen lassen, wo du geblieben bist."

„Aber ich habe kein Geld!" sagte Krusoe. — „Schadet nichts", antwortete der andere; „ich will dich schon unterwegs freihalten."

Der junge Robinson bedachte sich noch ein paar Augenblicke; dann schlug er jenem auf einmal in die Hand und rief aus: „Topp, Bruder, ich fahre mit! Nur gleich zu Schiffe!" — Darauf trug er jemand auf, nach einigen Stunden zu seinem Vater zu gehen und ihm zu sagen, er sei nur einmal mit nach England gefahren und werde bald wiederkommen. Dann gingen beide an Bord*). Der Kapitän erteilte seinem Sohne sofort die Erlaubnis, seinen Freund mitzunehmen, ohne weiter eine Frage an Robinson zu richten.

Bald darauf zogen die Matrosen die Anker auf und spannten die Segel; der Wind fing an, das Schiff zu treiben, und der Schiffer sagte der Stadt mit sechs Kanonenschüssen Lebewohl! Der junge Robinson befand sich mit seinem Freunde auf dem Verdecke**) und war ganz närrisch vor Freude, daß er nun endlich einmal reisen konnte.

Es war ein angenehmer Tag, und der Wind blies so günstig, daß sie in kurzer Zeit die Stadt Hamburg aus den Augen verloren. Am folgenden Tage kamen sie schon bei Ritzebüttel an, wo die Elbe sich ins Meer ergießt. Und nun ging's hinaus in die offene See!

Was der Robinson nun für Augen machte, als er vor sich nichts als Luft und Wasser sah! Das Land, wo er hergekommen war, lag bald wie ein langer Nebelstreif hinter ihm und verschwand nach und nach ganz aus seinen Augen. Jetzt konnte er nur noch den großen Leuchtturm auf der Insel Helgoland sehen. Bald aber verschwand auch dieser, und nun sah er nichts als den Himmel über sich und um sich herum die unabsehbare Wasserfläche.

Wohl überkam ihn, während das Schiff so einsam dahinglitt, zuweilen das Gefühl seines Unrechts. Er sah dann im Geiste seine lieben Eltern, wie dieselben in banger Sorge um ihn seufzten und sich grämten, und in seinem Innern erhob sich eine Stimme, die ihm seine Lieblosigkeit gegen dieselben und seinen strafbaren

*) Rand des Schiffes.
**) Der oberste Schiffsboden.

Leichtsinn vorhielt; allein der Zuspruch seines Freundes, vor allem aber die mannigfaltigen Erscheinungen, die sich ihm fast in jedem Augenblicke darboten, verscheuchten solche Stimmungen jedesmal in kurzer Zeit wieder. In hohem Grade fesselte ihn zunächst das Meer selber. So weit die Blicke reichten, breitete sich die weite Fläche desselben aus. Sie erschien ihm sanft gewölbt, und ringsum, stets in gleichem Abstande vom Schiffe (am Horizonte), schien das Himmelsgewölbe dieselbe zu berühren. Einmal kam ihnen ein anderes Schiff entgegen. Es war, als ob dasselbe in der Ferne allmählich aus dem Meere auftauche. Zuerst wurden die Spitzen der Maste, dann, indem es sich mehr näherte, die Segel, endlich das Verdeck und zuletzt der Rumpf sichtbar; und ebenso schien es, indem es sich entfernte, allmählich wieder in die Fluten hinabzutauchen. Ein ganz neues, erhabenes Schauspiel bot der Sonnenuntergang und besonders auch der Sonnenaufgang, zu welchem sie am zweiten Morgen geweckt wurden. Bei ersterem schien der goldene Sonnenball erst eine kurze Zeit im Westen auf der Wasserfläche aufzuliegen; seine Strahlen schossen wagerecht unmittelbar über die sanft bewegte Meeresfläche hinweg und bewirkten, daß die sich kräuselnden Wellen über und über in wunderbarem, goldenem Schimmer glänzten; in kurzem war nur noch sein oberer Rand wie ein goldener Bogen sichtbar, und bald war auch dieser in die Flut hinabgesunken. Umgekehrt war das Schauspiel am Morgen. Ein goldener Lichtstreifen erschien zuerst im Osten am Himmel und auf dem Wasser. Bald wurde der obere Bogen der Sonnenscheibe sichtbar; immer weiter hob sich dieselbe; jetzt berührte nur noch der untere Rand die Wasserfläche, und jetzt hüpfte sie gleichsam über letztere empor, um nun auf ihrer Bahn am Himmelsgewölbe weiter emporzusteigen. Am Tage erregten vielfach die Seevögel, besonders die Möven und Seeschwalben, sowie auch die Tiere im Meere die Aufmerksamkeit der beiden Freunde. Oft beobachteten sie auch, wie der Kapitän mit Hilfe seiner Instrumente, besonders des Kompasses, die Richtung des Schiffes bestimmte, oder sahen dem Steuermanne und den Matrosen bei ihrer Thätigkeit zu.

Zwei Tage hintereinander hatten sie immer schönes Wetter und ziemlich guten Wind. Am dritten überzog sich der Himmel mit Wolken. Es wurde dunkel und immer dunkler, und der Wind fing an, aus vollen Backen zu blasen.

Bald blitzte es, als wenn der ganze Himmel in Feuer stünde; bald war es wieder finster wie um Mitternacht, und der Donner hörte gar nicht auf zu krachen. Der Regen rauschte wie ein Strom herab, und ein mächtiger Sturmwind wühlte so gewaltig im Meere, daß die Wellen wie Häuser hoch aufschwollen.

Wie da das Schiff abwechselnd auf- und niederschwankte! Bald wurde es von einer mächtigen Welle hoch in die Luft hinaufgeschaukelt, bald stürzte es wieder in den tiefsten Abgrund hinab; bald lag es auf der einen, bald auf der anderen Seite.

Das war ein Lärmen zwischen dem Tauwerke! Das war ein Gepolter im Schiffe! Die Leute mußten sich anhalten, wenn sie nicht alle Augenblicke umfallen wollten. Robinson, der dies noch nicht gewohnt war, ward schwindelig, bekam Übelkeiten und fühlte sich bald so krank, daß er glaubte, er müsse seinen Geist aufgeben. Er hatte die Seekrankheit bekommen.

„Ach, meine Eltern! meine armen Eltern!" rief er nun einmal über das andere aus. „Sie werden mich nie wiedersehen! O, ich unverständiger Mensch, daß ich sie so betrüben konnte!"

Krack! Krack! ging's plötzlich auf dem Verdecke. „Gott sei uns gnädig!" schrie das Schiffsvolk; selbst die Mutigsten wurden blaß wie der Tod und rangen verzweiflungsvoll die Hände. „Was ist?" rief Robinson, der vor Schrecken beinahe des Todes war.

„Ach", hieß es, „wir sind verloren! Ein Wetterschlag hat den Fockmast*) zersplittert, und der große mittlere Mast steht nun so lose, daß er auch gekappt**) und über Bord geworfen werden muß."

„Wir sind verloren!" schrie eine andere Stimme aus dem Schiffsraume herauf. „Das Schiff hat einen Leck***) bekommen; das Wasser steht schon vier Fuß hoch im Schiffe!"

Robinson, der in der Kajüte†) auf dem Boden saß, sank bei diesen Worten rücklings nieder und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Alle andern liefen nach den Pumpen, um das Schiff womöglich flott, d. h. über Wasser zu erhalten. Endlich kam ein Matrose, schüttelte ihn und rief ihm zu, ob er denn allein müßig daliegen wolle, indes alle andern Leute auf dem Schiffe sich zu Tode arbeiten müßten?

Er raffte sich auf, so schwach er auch war, und stellte sich mit

*) Der vordere Mastbaum.
**) Abgesägt oder abgehauen.
***) Eine Beschädigung des Schiffes, durch welche Wasser eindringt.
†) Wohnraum im Schiffe.

an eine der Pumpen. Während dessen ließ der Kapitän Kanonen abbrennen, um anderen Schiffen, die sich etwa in der Nähe befinden möchten, ein Zeichen zu geben, daß sich ein Schiff in Not befinde. Robinson, der nicht wußte, was der Knall zu bedeuten habe, glaubte, das Schiff sei geborsten, und sank aufs neue in Ohnmacht. Ein Matrose, der seinen Platz an der Pumpe einnahm, stieß ihn aus dem Wege und ließ ihn für tot liegen.

Man pumpte mit Macht; allein das Wasser im Schiffsraume stieg immer höher und höher, und man erwartete schon den Augenblick, da das Schiff untersinken würde. Um es zu erleichtern, wurde alles, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte, Kanonen, Ballen, Fässer u. s. w. über Bord ins Meer geworfen. Aber das wollte alles nicht helfen.

Indes hatte ein anderes Schiff, das glücklicherweise in der Nähe war, die Notschüsse gehört und schickte ein Boot ab, um die Leute womöglich zu retten. Aber dieses Boot konnte nicht herankommen, weil die Wellen gar zu hoch gingen. Diese warfen es so gewaltsam hin und her, daß es in augenscheinlicher Gefahr war, umgestülpt zu werden. Dennoch wollten die menschenfreundlichen Leute darin lieber ihr eigenes Leben wagen, als ihre Nebenmenschen ohne Hilfe lassen.

Lange kämpften sie vergebens gegen die hochrollenden Wasserberge, die sie und ihr Boot in jedem Augenblicke zu verschlingen drohten. Endlich kamen sie dem Hinterteile des Schiffes so nahe, daß man ihnen ein Tau*) zuwerfen konnte Mit Hilfe desselben zogen sie das Boot heran, und nun sprang alles, was Füße hatte, hinein, um sich zu retten. Robinson, der nicht auf den Füßen stehen konnte, wurde von einigen mitleidigen Bootsleuten ebenfalls hineingeworfen.

Kaum waren sie eine kleine Strecke von dem Schiffe weggerudert, so sahen sie es vor ihren Augen sinken. Glücklicherweise fing um diese Zeit der Sturm an, sich ein wenig zu legen; sonst würde das Boot, worin nun so viele Menschen saßen, gewiß von den Wellen verschlungen worden sein. Unter vielen Gefahren kam es endlich bei dem Schiffe, wozu es gehörte, an, und alle wurden in dasselbe aufgenommen.

---

*) Ein starkes Seil.

Das Schiff setzte hierauf seinen Weg fort. Einige Tage darauf war es schon an der Mündung der Themse, und nicht lange darnach lag es bei der Stadt London, wohin es bestimmt war, vor Anker.

3. Alle gingen nunmehr ans Land, und jeder freute sich, daß er so davongekommen war. Robinson machte sich bald auf, um die große Stadt London zu besehen, und vergaß darüber das Vergangene und das Zukünftige. Endlich erinnerte ihn sein Magen, daß er auch etwas zu essen haben müsse. Er ging zu dem Schiffer, mit welchem er gekommen war. Dieser betrachtete ihn auch jetzt noch, wie vorher auf dem Schiffe, als seinen Gast und lud ihn ein, mit ihm und seinem Sohne zu essen. Während der Mahlzeit gestand Robinson, daß er die Reise ohne Wissen seiner Eltern mitgemacht habe und nun nicht wisse, was er anfangen solle.

Dem Kapitän entfiel das Messer, als er dies hörte. „Ohne Wissen deiner Eltern!" rief er ganz entrüstet aus. „Guter Gott, warum mußte ich das nicht eher erfahren! Glaube mir, unbesonnener junger Mensch", fuhr er fort, „hätte ich das in Hamburg gewußt, ich würde dich nicht mitgenommen haben, und wenn du mir eine Tonne Goldes zur Belohnung angeboten hättest!"

Robinson saß beschämt da und schlug die Augen nieder.

Der ehrliche Schiffer fuhr fort, ihm sein großes Unrecht vorzustellen, und sagte, er sei versichert, daß es ihm unmöglich wohl gehen könne, bis er sich gebessert und von seinen Eltern Verzeihung erhalten habe. Robinson weinte bittere Thränen. „Aber was soll ich denn nun machen?" fragte er endlich unter vielem Schluchzen.

„Was du machen sollst?" antwortete der Schiffer. — „Zurück zu deinen Eltern sollst du, ihre Knie umfassen und mit kindlicher Reue sie um Verzeihung deiner Unbesonnenheit bitten."

„Wollen Sie mich wieder mit zurück nach Hamburg nehmen?" fragte Robinson.

„Ich?" antwortete der Schiffer. „Hast du denn vergessen, daß mein Schiff untergegangen ist? Ich werde nicht eher wieder zurückkehren, als bis ich Gelegenheit gefunden habe, ein anderes Schiff zu kaufen, und das möchte länger währen, als du hier bleiben darfst. Auf das erste beste Schiff, das von hier nach Hamburg geht, sollst du dich setzen, und das lieber heute als morgen!"

„Aber ich habe kein Geld!" sagte Robinson.

„Hier", antwortete der brave Schiffer, „sind einige Guineen*), die ich dir leihen will, ungeachtet ich selbst mein bißchen Geld jetzt sehr nötig habe. Geh' damit nach dem Hafen und miete dich auf ein Schiff ein. Wenn deine Reue aufrichtig ist, so wird Gott dir eine glücklichere Rückreise verleihen, als unsere Herreise war." Und damit schüttelte er ihm treuherzig die Hand und wünschte ihm Glück auf den Weg.

Robinson ging. Auf dem Wege nach dem Hafen fuhr ihm dieses und jenes durch den Kopf. „Was werden meine Eltern sagen", dachte er, „wenn ich nun wieder nach Hause komme? Gewiß werden sie mich strafen, daß ich das gethan habe! Und meine Kameraden, und die andern Leute, wie werden die mich auslachen, daß ich so geschwind zurückkomme und fast nichts gesehen habe als ein paar Straßen von London!" Er blieb voll Gedanken stehen. Bald fiel's ihm ein, er wolle noch nicht abreisen, bald dachte er wieder daran, was der Schiffer ihm gesagt hatte: daß es ihm nicht wohl gehen könne, wenn er nicht zu seinen Eltern zurückkehre. Er wußte lange nicht, was er thun solle; endlich aber ging er doch hin nach dem Hafen.

4. Aber zu seinem Vergnügen mußte er hören, daß jetzt kein Schiff da sei, welches die Fahrt nach Hamburg machen wolle. Der Mann, der ihm diese Nachricht gab, war Kapitän eines Schiffes, welches in wenig Tagen nach Afrika, und zwar nach der Küste von Guinea, abfahren sollte. Da Robinson sich treuherzig gegen ihn aussprach, so fand derselbe Vergnügen daran, sich weiter mit ihm zu unterhalten, und er nötigte ihn sogar, mit an Bord zu gehen, um in seiner Kajüte eine Tasse Thee mit ihm zu trinken. Als er hörte, daß Robinson so große Lust zu reisen habe, und daß es ihm so leid thue, schon jetzt wieder nach Hamburg zurückkehren zu müssen, so machte er ihm den Vorschlag, mit nach Guinea zu segeln. Robinson erschrak anfangs vor diesem Gedanken. Aber da ihm jener versicherte, daß die Reise sehr angenehm sein werde, daß er ihn, um einen Gesellschafter zu haben, umsonst mitnehmen und freihalten wolle, und daß er vielleicht durch Tauschhandel mit den Negern etwas Ansehnliches auf dieser Reise erwerben könne, so stieg ihm plötzlich das Blut zu Kopfe,

*) Guinee, eine englische Goldmünze von ungefähr 20 Mark Wert.

und die Begierde zu reisen ward wieder so lebendig in ihm, daß er auf einmal vergaß, was ihm der ehrliche Hamburger Schiffer geraten hatte, und was er kurz vorher hatte thun wollen.

„Aber", sagte er, nachdem er sich ein wenig bedacht hatte, „ich habe nur drei Guineen. Was kann ich für so weniges Geld einkaufen, um einen Handel zu treiben an dem Orte, wo Sie hinfahren wollen?"

„Ich will Ihnen", antwortete der Schiffer, „noch drei Guineen dazu leihen. Dafür kaufen Sie verschiedene Kleinigkeiten: allerlei Spielzeug, Glaskorallen, Messer, Scheren, Beile, Bänder u. s. w.; daran finden die Schwarzen in Afrika so großes Vergnügen, daß sie Ihnen hundertmal mehr an Gold, Elfenbein und anderen Sachen dafür geben werden, als sie wert sind."

Robinson konnte sich nun nicht länger halten. Er vergaß Eltern, Freunde und Vaterland und rief freudig aus: „Ich fahre mit, Herr Kapitän!" — „Topp!" antwortete dieser, und so schlugen sie einander in die Hände, und die Reise war beschlossen.

Robinson eilte nun mit seinen sechs Guineen in die Sadt, kaufte dafür ein, was der Schiffer ihm geraten hatte, und ließ es an Bord bringen.

Nach einigen Tagen, als sich guter Wind erhob, ließ der Schiffer die Anker lichten, und so gingen sie unter Segel.

Zweites Kapitel.

1. Fahrt nach Madeira und Aufenthalt daselbst; Ungeduld Robinsons. 2. Robinson beschließt, sich nach Brasilien einzuschiffen. 3. Reise und Schiffbruch; Untergang des Bootes.

1. Die neue Fahrt unseres Robinson ging anfangs wieder sehr glücklich von statten. Von London fuhren sie zunächst die Themse hinunter in die Nordsee, dann steuerten sie nach Westen und durch die Meerenge bei Calais in den Kanal; aus diesem kamen sie in den großen atlantischen Ozean, worauf sie dann immer weiter, und zwar nach Süden, segelten.

Ohne die mindeste Widerwärtigkeit erreichten sie endlich die Insel Madeira. Hier ging das Schiff vor Anker, und da der Schiffer längere Zeit hier liegen bleiben mußte, um dasselbe aus-

bessern zu lassen, so durchschweifte Robinson vielfach die schöne Insel in der Umgebung des Hafens. Viel Neues bot sich ihm dar; namentlich interessierten ihn die herrlichen Weinberge, deren süße Trauben ihm zugleich köstlich mundeten. Nach kurzer Zeit aber bekam er Langeweile. Sein unruhiger Geist sehnte sich wieder nach Veränderung, und er wünschte sich Flügel, um so geschwind als möglich die ganze Welt durchfliegen zu können.

2. Unterdes kam ein portugiesisches Schiff von Lissabon an, welches nach Brasilien segeln wollte. Robinson machte Bekanntschaft mit dem Führer desselben, und da er von den Goldkörnern und Edelsteinen gehört hatte, die in Brasilien gefunden würden, so wäre er um sein Leben gern mit dahin gefahren, um sich die Taschen voll zu lesen.

Der portugiesische Kapitän erklärte sich bereit, ihn unentgeltlich mitzunehmen, und da Robinson hörte, daß das englische Schiff wenigstens noch vierzehn Tage hier still liegen müsse, so konnte er der Begierde, weiter zu reisen, nicht länger widerstehen. Er sagte also seinem guten Freunde, dem englischen Schiffer, rund heraus, daß er ihn verlassen werde, um mit nach Brasilien zu fahren. Dieser, der kurz zuvor von ihm selbst erfahren hatte, daß er ohne Wissen und Willen seiner Eltern in der Welt umherschwärmte, freute sich, ihn los zu werden, schenkte ihm das Geld, welches er ihm in England geliehen hatte, und gab ihm noch recht viele gute Lehren mit auf den Weg.

3. Robinson stieg also an Bord des portugiesischen Schiffes und trat die Reise nach Brasilien an. Eine lange Fahrt war es, die das Schiff zu machen hatte, und er hatte auf derselben vollständig Zeit und Gelegenheit, das Meer in seiner Großartigkeit und erhabenen Pracht kennen zu lernen und zu bewundern. Bald lag es vor ihm wie ein bläulich grüner Spiegel, oder seine Oberfläche war doch nur leicht gekräuselt. Dann kam es wohl vor, daß zahlreiche Delphine um das Schiff herum spielten, daß verschiedene Fische oder andere Tiere an die Oberfläche kamen, daß Scharen von fliegenden Fischen, die auf diese Weise ihren Feinden zu entgehen suchten, sich über das Wasser erhoben, oder daß sogar der gefräßige Hai in der Nähe auftauchte. Bald wieder wurde das Schiff von größeren Wellen geschaukelt. Anfangs kamen sie an mehreren Inseln vorüber, z. B. an der Insel Teneriffa, deren

hoher Vulkan*), der Pic oder Spitzberg von Teneriffa genannt, weithin sichtbar war. Später bot sich dem Auge auf der ganzen Fahrt nichts dar als die unendliche Meeresfläche. Viele Tage nacheinander war die Fahrt eine recht glückliche. Plötzlich aber brach ein heftiger Sturm aus, der aus Südosten wehte. Die Meereswogen schäumten und türmten sich wie Häuser hoch, und das Schiff wurde von ihnen auf- und niedergeschaukelt. Sechs Tage hintereinander dauerte dieser entsetzliche Sturm, und das Schiff wurde dadurch soweit verschlagen, daß der Kapitän selbst nicht mehr wußte, wo sie sich befanden. Er glaubte indes, daß sie in der Gegend der karibischen Inseln wären.

4. Am siebenten Tage, als eben die Morgendämmerung anbrach, rief ein Matrose zur großen Freude der ganzen Schiffsgesellschaft plötzlich: Land! Alle liefen nun aufs Verdeck, um zu sehen, was für ein Land es wäre, wohin sie kommen würden. Aber in eben dem Augenblicke wurde ihre Freude in den größten Schrecken verwandelt.

Puff! ging's, und alle, die auf dem Verdeck waren, bekamen einen so starken Stoß, daß die meisten zu Boden stürzten. Das Schiff war auf einen Felsen gestoßen und saß auf demselben so fest, als wenn es angenagelt gewesen wäre. Gleich darauf spritzten die schäumenden Wellen soviel Wasser auf das Verdeck, daß man nach den Kajüten flüchten mußte, um nicht fortgespült zu werden.

Nun erhob sich ein Jammern und Wehklagen unter dem Schiffsvolke, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen! Einige beteten, andere schrieen; einige rangen verzweiflungsvoll die Hände, andere standen starr und steif da. Unter den letzteren befand sich Robinson, der mehr tot als lebendig war.

Plötzlich hieß es, das Schiff sei geborsten! Diese schreckliche Nachricht gab allen wieder neues Leben. Man lief hurtig aufs Verdeck, ließ in größter Geschwindigkeit das Boot hinab, und alle sprangen hinein. Es waren aber der Menschen so viele, daß das Boot kaum eine Hand hoch Bord behielt**), nachdem sie hineingesprungen waren. Das Land war noch so weit entfernt und der Sturm noch so heftig, daß jedermann es für unmöglich hielt, die

*) Ein feuerspeiender Berg.
**) Der obere Rand blieb kaum eine Hand breit über dem Wasser.

Küste zu erreichen. Indes thaten sie doch ihr Möglichstes mit Rudern, und der Wind trieb sie glücklicherweise landwärts.

Plötzlich sahen sie eine berghohe Welle dem Boote nachrauschen. Alle erstarrten vor dem schrecklichen Anblicke und ließen die Ruder fallen. Jetzt, jetzt nahte der schreckliche Augenblick — die ungeheuere Welle erreichte das Boot; dasselbe schlug um, und — alle versanken im wütenden Meere.

Drittes Kapitel.

1. Robinson ist gerettet; Gedanken und Gefühle, die sich in ihm regen. 2. Erste Bedürfnisse auf der Insel. Not lehrt beten. 3. Besteigung des Berges. 4. Robinson findet eine Wohnung.

1. Auch Robinson versank wie alle seine Gefährten. — Aber eben dieselbe gewaltige Welle, die ihn verschlungen hatte, riß ihn mit sich fort und schleuderte ihn gegen den Strand. Er wurde so heftig gegen ein Felsstück geworfen, daß der Schmerz ihn aus dem Todesschlummer, worein er schon gesunken war, wieder erweckte. Er schlug die Augen auf, und da er sich unvermutet auf dem Trockenen sah, so wandte er seine letzten Kräfte an, um den Strand vollends hinaufzuklimmen.

Es gelang ihm, und nun sank er kraftlos hin und blieb eine ziemliche Zeit ohne Bewußtsein liegen. Als sich endlich seine Augen wieder öffneten, richtete er sich auf und schaute umher. Gott, welch ein Anblick! Von dem Schiffe, von dem Boote, von seinen Gefährten war nichts, gar nichts mehr zu sehen; nur einige losgerissene Breter wurden von den Meereswogen nach dem Strande hingetrieben. Es war offenbar: er allein war dem Tode entgangen.

Vor Freude und Schrecken zitternd, warf er sich auf die Knie, hob seine Hände gen Himmel und dankte mit lauter Stimme und unter einem Strome von Thränen dem Herrn des Himmels und der Erde, der ihn so wunderbar errettet hatte.

Jetzt, da er aus so großer Lebensgefahr errettet war, und da er sich von allen Menschen verlassen sah, jetzt fühlte er in dem Innersten seines Herzens, wie unrecht er gehandelt hatte. Auf seinen Knieen bat er Gott um Vergebung seiner Sünden und gelobte, sich von ganzem Herzen zu bessern und nie wieder etwas zu thun, wovon er wisse, daß es nicht recht sei.



Als er sein Gebet beendet hatte, fing er an, über seinen Zustand nachzudenken. Er sah umher, aber da war nichts als wildes Gebüsch und unfruchtbare Bäume! Nirgends erblickte er etwas, woraus er hätte schließen können, daß dieses Land von Menschen bewohnt wäre.

Schon das war ein schrecklicher Gedanke für ihn, daß er so ganz allein in einem fremden Lande leben sollte! Aber wie standen ihm erst vollends die Haare zu Berge, als er nun weiter dachte: Wie, wenn es hier wilde Tiere oder wilde Menschen gäbe, vor welchen du keinen Augenblick sicher wärest?

Er hatte früher gehört, daß verschiedene Inseln dieser Gegenden von Menschenfressern bewohnt seien, und mit Zittern und Zagen dachte er jetzt daran, daß er sich möglicherweise auf einer solchen Insel befinde. Vor Furcht und Angst getraute er sich anfangs nicht, von der Stelle zu gehen. Das geringste Geräusch erschreckte ihn und bewirkte, daß er zusammenfuhr.

2. Endlich fühlte er einen so heftigen Durst, daß er's nicht länger mehr aushalten konnte. Er sah sich also gezwungen, umherzugehen, um eine Quelle oder einen Bach zu suchen. Glücklicherweise fand er bald eine schöne, klare Quelle, aus der er nach Herzenslust sich laben konnte. O, was ein Trunk Wasser für eine Wohlthat ist für den, der vom Durste gequält wird! Robinson dankte Gott dafür und hoffte, daß er ihm auch Speise bescheren würde. Der die Vögel unter dem Himmel nährt, dachte er, der wird auch mich nicht verhungern lassen!

Zwar Hunger fühlte er eben nicht, weil Angst und Schrecken ihm alle Eßlust benommen hatten. Aber desto mehr sehnte er sich nach Ruhe. Er war so ermattet von allem, was er gelitten hatte, daß er kaum noch auf den Füßen stehen konnte. Allein wo sollte er nun die Nacht über bleiben? Auf der Erde und unter freiem Himmel konnten wilde Menschen oder wilde Tiere kommen und ihn auffressen! Ein Haus, oder eine Hütte, oder eine Höhle war nirgends zu sehen. Er stand lange Zeit ganz trostlos und wußte nicht, was er thun sollte. Endlich dachte er, er wolle es machen wie die Vögel und sich auf einen Baum setzen. Er fand auch bald einen, der so dicke Äste hatte, daß er bequem darauf sitzen und sich mit dem Rücken anlehnen konnte. Auf diesen kletterte er, verrichtete ein andächtiges Gebet, setzte sich dann zurecht und schlief ein.

Im Schlafe träumte er von allem, was ihm den Tag vorher begegnet war. Im Traume kamen ihm auch seine Eltern vor. Es war ihm, als sähe er sie, wie sie, von Gram und Kummer abgehärmt, um ihn trauerten, seufzten, weinten, die Hände rangen und sich nicht trösten lassen wollten. Der kalte Schweiß drang ihm aus allen Gliedern. Er schrie laut: „Ich bin da, ich bin da, liebe Eltern!“ und indem er so rief, wollte er seinen Eltern in die Arme fallen, machte eine Bewegung im Schlafe und stürzte jämmerlich vom Baume herab.

Glücklicherweise hatte er nicht hoch gesessen, und der Boden war so sehr mit Gras bewachsen, daß er nicht gar zu unsanft niederfiel. Er fühlte nur einige Schmerzen in der Seite, auf die er gefallen war; aber da er im Traume vielmehr gelitten hatte, so achtete er dieser Schmerzen nicht. Er kletterte vielmehr wieder auf den Baum und blieb da sitzen, bis die Sonne aufging.

Nun stellte er Überlegungen an, wo er etwas zu essen hernehmen sollte. Alles, was wir in Europa haben, fehlte ihm. Er hatte kein Brot, kein Fleisch, kein Gartengewächs, keine Milch; und wenn er auch etwas zu kochen oder zu braten gehabt hätte, so fehlte es ihm doch an Feuer, an einem Bratspieße und an Töpfen. Alle Bäume, die er bisher gesehen hatte, waren Campechebäume, die keine Früchte, sondern nur Blätter trugen.

Ohne zu wissen, was er machen solle, stieg er von dem Baume herab. Da er den ganzen vorigen Tag nichts gegessen hatte, so fing der Hunger an, ihm entsetzlich wehe zu thun. Er lief einige tausend Schritte umher; aber alles, was er fand, waren unfruchtbare Bäume und Gras.

Seine Angst war jetzt aufs höchste gestiegen. „Ich werde vor Hunger sterben müssen!“ rief er aus und weinte laut gen Himmel. Indes gab die Not ihm Mut und Kräfte, längs dem Strande hinzulaufen, um zu sehen, ob er nicht irgendwo etwas Eßbares finden würde.

Aber umsonst! Nichts als Campechen und andere fremde Bäume, nichts als Gras und Sand! Matt und ohnmächtig warf er sich mit dem Gesichte auf die Erde, weinte laut und wünschte, daß er doch lieber ertrunken sein möchte, als nun so jämmerlich vor Hunger sterben zu müssen!

Er hatte schon beschlossen, in dieser trostlosen Lage den

langsamen und schrecklichen Tod des Hungers zu erwarten, als er sich zufälligerweise umkehrte und einen Seefalken erblickte, der mit einem gefangenen Fische durch die Luft flog. Plötzlich fielen ihm die Worte ein, die er irgendwo gelesen hatte:

Der Gott, der Raben nährt, wird Menschen nicht verstoßen:
Wer groß im Kleinen ist, wird größer sein im Großen.

Er tadelte sich nun selbst, daß er so wenig Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung gehabt habe, sprang augenblicklich vom Boden auf und beschloß, soweit umherzugehen, als seine Kräfte nur immer reichen würden. Er fuhr also fort, längs der Küste hinzuwandern und nach allen Seiten umherzublicken, ob er nicht irgendwo eine Speise entdecken möchte.

Endlich sah er einige Austernschalen im Sande liegen. Gierig lief er nach dem Orte hin und suchte sorgfältig nach, ob er nicht vielleicht einige volle Austern finden möchte. Er fand sie, und seine Freude darüber war unaussprechlich groß. Dieselben reichten zwar nicht hin, ihn ganz zu sättigen, aber er war zufrieden, daß er nur etwas hatte.

Jetzt war seine größte Sorge, wo er nun künftig wohnen solle, um vor wilden Menschen und vor wilden Tieren gesichert zu sein. Sein erstes Nachtlager hatte so viel Unbequemes für ihn gehabt, daß er nicht ohne Schaudern daran denken konnte, seine künftigen Nächte alle auf dieselbe Weise hinbringen zu müssen.

Da er kein einziges Werkzeug, gar nichts als seine beiden Hände besaß, so konnte er nicht daran denken, sich in kurzer Zeit eine Wohnung herzustellen, die ihn während der Nacht gegen wilde Tiere hätte schützen können; ja er hätte sich selbst am Tage nicht gegen dergleichen verteidigen können, da er auch ohne alle Waffen war.

Als er diesen seinen hilflosen Zustand überdachte, sank er auf einmal wieder in seine vorige Bekümmernis zurück. Was hilft es mir, dachte er, daß ich dem Tode des Hungers für jetzt entgangen bin, da ich vielleicht diese Nacht von wilden Tieren werde zerrissen werden!

Es kam ihm ordentlich vor, als wenn schon ein grimmiger Tiger vor ihm stehe, seinen Rachen weit aufsperre und ihm seine großen, scharfen Zähne zeige. Jetzt bildete er sich ein, er packe ihn schon an der Gurgel, und mit einem lauten Schrei: „O meine armen Eltern!" sank er kraftlos zu Boden.

Nachdem er eine Zeitlang gelegen und mit Angst und Verzweiflung gerungen hatte, fiel ihm ein Lied ein, welches er seine fromme Mutter manchmal hatte singen hören, wenn ihr etwas Trauriges begegnet war. Das Lied fing so an:

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Not und Traurigkeit;
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Das war eine rechte Herzstärkung für ihn! Er sagte dies schöne Lied ein paar mal recht innig in Gedanken her; dann fing er an, es laut zu singen, raffte sich dabei vom Boden auf und ging, um zu sehen, ob er nicht irgendwo eine Höhle finde, die ihm zur sicheren Wohnung dienen könne.

3. Wo er eigentlich wäre, ob auf dem festen Lande von Amerika, oder nur auf einer Insel, das wußte er noch nicht. Er sah aber von fern einen frei aufragenden, kegelförmigen Berg liegen — später zeigte es sich, daß es ein Vulkan*) war — und dahin ging er. Auf diesem Wege machte er die traurige Bemerkung, daß die ganze Gegend nichts als unfruchtbare Bäume und Gras trug. Wie ihm dabei zu Mute war, kann man sich vorstellen.

Er kletterte den Berg, der ziemlich hoch war, mit vieler Mühe hinauf, und nun konnte er viele Meilen weit umhersehen. Da sah er denn mit Schrecken, daß er wirklich auf einer Insel war, und daß, soweit das Auge reichte, nirgends Land erschien, ein paar kleine Inseln ausgenommen, die in der Entfernung von etlichen Meilen aus dem Meere hervorragten.

„Ich armer, armer Mensch!“ rief er aus und hob die Hände, die er ängstlich gefaltet hatte, gen Himmel. „So ist es also wahr, daß ich von allen Menschen abgesondert, von allen verlassen bin, und keine Hoffnung habe, aus dieser traurigen Einöde jemals wieder errettet zu werden! O, meine armen, bekümmerten Eltern! So werde ich euch also niemals wiedersehen! niemals euch um Verzeihung meines Fehlers bitten können! niemals wieder die liebliche Stimme eines Freundes, eines Menschen hören! — Aber ich habe

*) Feuerspeiender Berg.

mein Schicksal verdient", fuhr er fort. „Gott, du bist gerecht in deinen Schickungen! Ich darf mich nicht beklagen; habe ich es doch nicht besser haben wollen!"

Gedankenlos, wie ein Träumender, blieb er auf derselben Stelle stehen und hatte seine starren Blicke auf die Erde geheftet. „Von Gott und Menschen verlassen!" das war alles, was er denken konnte. — Zum Glück fiel ihm endlich wieder ein Satz aus seinem schönen Liede bei:

Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen seist,
Und daß der Gott im Schoße sitze,
Den er mit stetem Glücke speist!
Die Zukunft ändert oft sehr viel
Und setzt der Trübsal Maß und Ziel.

Er warf sich mit Inbrunst vor Gott auf die Knie, gelobte Geduld und Unterwerfung in seinen Leiden und bat um Stärke zur Ertragung derselben. Der Gedanke an den himmlischen Vater gab ihm auch später immer neuen Trost und Mut, so oft er in seinem Jammer vergehen wollte.

4. Robinson fühlte sich nun wieder um vieles gestärkt und fing an, an dem Berge herumzuklettern. Lange war seine Bemühung, einen sicheren Ort zu seiner Wohnung ausfindig zu machen, vergebens. Endlich kam er ziemlich am Fuße des Berges zu einer Stelle, wo derselbe steil wie eine Wand emporstieg. Indem er diese Wand genauer untersuchte, fand er in derselben einen ziemlich schmalen Eingang zu einer kleinen Höhle.

Hätte er eine Hacke, einen Steinmeißel und andere Werkzeuge gehabt, so wäre nichts leichter gewesen, als diese Höhlung, die zum Teil felsig war, weiter auszuarbeiten und zu einer Wohnung geschickt zu machen. Aber von allen diesen Dingen hatte er nichts. Es war also die Frage, wie er den Mangel derselben ersetzen sollte?

Nachdem er sich lange darüber den Kopf zerbrochen hatte, beschloß er zunächst, den Eingang möglichst zu verdecken und zu beschützen. Er dachte so: Die Bäume, die ich hier sehe, scheinen wie die Weidenbäume in meinem Vaterlande zu sein, die sich leicht verpflanzen lassen. Ich will eine Menge solcher junger Bäume mit meinen Händen ausgraben und hier vor diesem Loche einen Platz so dicht damit umpflanzen, daß es wie eine Wand werden soll. Wenn

dieselben dann wieder ausschlagen und wachsen, so werde ich in diesem Raume so sicher schlafen können, als wenn ich in einem Hause wäre. Denn von hinten beschützt mich die steile Felsenwand, und von vorn und von den Seiten werden es die dichtgepflanzten Bäume thun.

Er freute sich über den glücklichen Einfall und lief augenblicklich hin, ihn auszuführen. Zu seinem noch größeren Vergnügen sah er nahe bei diesem Orte eine schöne klare Quelle aus dem Berge hervorsprudeln. Er eilte zu ihr hin, um sich erst durch einen frischen Trunk zu erquicken, weil er bei dem Umherlaufen in der brennenden Sonnenhitze sehr durstig geworden war.

Er grub nun einige junge Bäume auf eine sehr mühsame Weise mit seinen Händen aus und trug sie an den Ort, den er zu seiner Wohnung bestimmt hatte. Hier mußte er dann wieder Löcher graben, um die Bäume hinein zu pflanzen. Weil dies alles aber sehr langsam von statten ging, so war der Abend herangerückt, als er kaum erst mit fünf oder sechs Bäumen zu stande gekommen war.

Der Hunger trieb ihn an, jetzt wieder nach der Küste zu gehen, um sich abermals einige Austern zu suchen. Allein unglücklicherweise war gerade die Zeit der Flut. Er fand also nichts und mußte sich bequemen, für diesmal hungrig zu Bett zu gehen.

Und wo? — Er hatte beschlossen, so lange auf dem Baume zu übernachten, bis er mit der Anlegung einer sicheren Wohnung zu stande gekommen sein würde. Dahin ging er also.

Um aber diese Nacht nicht wieder eben das Schicksal zu haben, das er in der vorigen Nacht gehabt hatte, band er sich mit seinen Strumpfbändern um die Brust herum an dem Aste fest, der ihm zur Rückenlehne diente. Dann empfahl er sich seinem Schöpfer und schlief ruhig ein.

Viertes Kapitel.

1. Robinson findet Kokosbäume. 2. Er gewinnt Fasern, dreht Stricke, macht einen Spaten, vollendet die Umzäunung und verfertigt eine Strickleiter. 3. Er erweitert die Höhle und wird dabei auf die Herstellung von Messern, Waffen ꝛc. geführt. 5. Erste Nachtruhe in der Höhle. 6. Robinsons erster Sonntag auf der Insel. 7. Sein Kalender. 8. Er beschließt eine Entdeckungsreise und verfertigt einen Schirm und eine Tasche.

1. Diesmal schlief er ungestört und ruhig bis an den Morgen. Mit Anbruch des Tages lief er zuerst nach dem Strande, um einige

Austern zu suchen. Er nahm diesmal einen anderen Weg dahin und hatte unterwegs die Freude, einige Bäume anzutreffen, an welchen große Früchte hingen. Die Bäume waren ziemlich hoch; der Stamm stieg senkrecht empor, hatte aber keine Äste, sondern nur eine Krone von großen, gefiederten Blättern, zwischen denen die Früchte saßen. Es waren Kokospalmen. Er lief hinzu und fand eine Anzahl reifer Nüsse, die ungefähr die Größe eines Kinderkopfes hatten, am Boden liegen. Mit Hilfe scharfer Steine gelang es ihm, an einer derselben die äußere, aus festen Fasern bestehende Hülle zu öffnen und den steinharten Kern herauszunehmen. Köstlich mundete ihm nun der süßliche, kühlende Saft, den er durch die drei Löcher, welche er in der Schale des Steines entdeckte, heraussog, wie auch der weiße Kern, den er hierauf durch Zerschlagen der Nuß gewann. Sein ausgehungerter Magen war freilich damit noch nicht befriedigt; er öffnete also noch eine zweite und dritte Nuß, die er mit eben so großem Appetit verzehrte. Vor Freude über diesen Fund traten ihm Thränen in die Augen, und inniges Dankgefühl gegen den himmlischen Vater erfüllte sein Herz.

Ungeachtet er seinen Hunger jetzt ziemlich gestillt hatte, lief er doch nach dem Strande, um zu sehen, wie es heute um die Austern stünde. Er fand zwar wieder einige, aber doch bei weitem nicht genug, um eine vollkommene Mahlzeit davon halten zu können. Er hatte also große Ursache, Gott zu danken, daß er ihn heute ein anderes Nahrungsmittel hatte finden lassen. Die gefundenen Austern nahm er zum Mittagsessen mit, und nun kehrte er mit freudigem Mute zu seiner gestrigen Arbeit zurück.

2. Er hatte am Strande eine große Muschelschale gefunden, die er statt eines Spatens gebrauchte. Dadurch ward ihm seine Arbeit um vieles leichter. Nicht lange nachher entdeckte er eine Pflanze, deren Stengel so faserig war, wie bei uns der Flachs und der Hanf sind. Zu einer anderen Zeit würde er auf so etwas nicht geachtet haben; jetzt aber war ihm nichts gleichgiltig. Er untersuchte alles und dachte bei allem nach, ob er nicht irgend einigen Nutzen daraus ziehen könne.

In der Hoffnung, daß diese Pflanze sich ebenso wie der Flachs oder der Hanf werde zubereiten lassen, riß er eine Menge Stengel aus, band sie in kleine Bündel und legte sie ins Wasser. Da er nach einiger Zeit bemerkte, daß die grobe äußere Schale vom Wasser

weich genug geworden war, nahm er die Bündel wieder heraus und breitete die erweichten Stengel an der Sonne aus. Kaum waren sie hinlänglich getrocknet, so machte er einen Versuch, ob sie sich nun auch ebenso wie der Flachs mit Hilfe eines großen Stockes würden bocken und dann brechen lassen. Und siehe! es gelang ihm.

Von dem Flachse, welchen er daraus gewann, machte er sogleich einen Versuch, kleine Stricke zu drehen. Diese wurden nun freilich nicht so fest, wie diejenigen sind, die bei uns der Seiler macht, weil er kein Drehrad und keinen Gehilfen hatte; indes waren sie doch fest genug, um eine große Muschel damit an einem Stocke festzubinden, wodurch er ein Werkzeug erhielt, welches einem Spaten ähnlich sah.

Nun setzte er seine Arbeit fleißig fort und pflanzte Baum an Baum, bis er endlich den kleinen Raum vor seiner künftigen Wohnung völlig eingezäunt hatte. Da ihm aber eine einzige Reihe schlanker Bäume noch keine sichere Schutzmauer zu sein schien, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, noch eine zweite Reihe um die erste herumzupflanzen. Dann durchflocht er beide Reihen mit grünen Zweigen, und endlich geriet er gar auf den Einfall, den Raum zwischen beiden mit Rasen und Erde auszufüllen. Dadurch entstand nun eine so feste Wand, daß schon eine recht große Gewalt erforderlich gewesen sein würde, um sie zu durchbrechen.

Alle Abende und alle Morgen begoß er seine kleine Pflanzung mit Wasser aus der nahen Quelle. Zu Wassergefäßen dienten ihm die Kokosschalen. Bald hatte er auch die Freude, zu bemerken, daß die jungen Bäume ausschlugen und grünten, so daß es eine rechte Lust war, sie anzusehen.

Als er mit seiner Einzäunung fast völlig fertig war, wandte er einen ganzen Tag dazu an, viele und starke Stricke zu drehen. Von diesen machte er, so gut er konnte, eine Strickleiter. Er war nämlich willens, gar keine Thür zu seiner Wohnung zu machen, sondern auch die letzte noch übrige Öffnung zuzupflanzen. Zum Hineinkommen sollte ihm eben die Strickleiter dienen. Der Felsen nämlich über seiner Wohnung war ungefähr zwei Stockwerke hoch. Oben stand ein Baum. An diesen befestigte er seine Strickleiter und ließ sie bis zum Eingange der Höhle herunterhängen. Er versuchte darauf, ob er daran hinaufklettern könne, und es ging nach Wunsch.

3. Als dies alles fertig war, überlegte er, wie er es wohl

anzufangen habe, um die kleine Höhlung des Berges noch weiter auszuarbeiten, damit sie groß genug würde, ihm zur Wohnung zu dienen. Mit seinen bloßen Händen, das sah er wohl, ging es nicht. Was war also zu thun? Er mußte suchen, irgend ein Werkzeug ausfindig zu machen, welches ihm dazu behilflich wäre.

Von welchem Stoffe sollte er aber ein solches herstellen, da Eisen und Stahl und überhaupt Metalle ihm nicht zu Gebote standen? Holz konnte er nicht gebrauchen, da es nicht hart genug ist. Es war klar, daß er nur harte Steine oder etwas Ähnliches verwenden könne. Wo er ging und stand, dachte er darüber nach, und es kamen ihm denn auch im Laufe des Tages mehrere Dinge vor, die ihm geeignet schienen. Zunächst fand er am Ufer des Meeres mehrere große Muschelschalen, die ziemlich flach waren und an der einen Seite einen scharfen Rand hatten. Er nahm sie auf, denn er meinte, er könne damit vielleicht den Boden, der obenauf nicht aus hartem Fels bestand, aufgraben und herausschaffen. Dann sammelte er eine Anzahl sehr harter Steine, die unseren Feuersteinen glichen und verschiedene Formen hatten Einige derselben, die auf der einen Seite abgerundet waren, schienen ihm zum Zuschlagen geeignet zu sein; mehrere andere waren oben dicker und nach unten dünner, beinahe wie Keile. Diese hoffte er als eine Art Meißel zum Absprengen von Hervorragungen des Felsens benutzen zu können. Mit diesen rohen Gegenständen lief er nun freudig nach seiner Wohnung, um sich sogleich an die Arbeit zu machen.

Das Werk ging trefflich, wenn auch mühsam, von statten. Zunächst schaffte er mit den Muschelschalen, von denen allerdings einige zerbrachen, eine Schicht Erde vom Boden hinweg; dann räumte er auch alle Erde und alles lockere Gestein von den Seitenwänden hinweg, und hierauf begann er die felsigen Hervorragungen zu bearbeiten, die glücklicherweise aus nicht zu hartem Gestein bestanden. Indem er seinen Steinkeil ansetzte und mit dem Klopfsteine aufschlug, löste er ein Stück nach dem anderen ab und erweiterte auf diese Weise die Höhle immer mehr und mehr.

4. Während der Arbeit beobachtete und lernte er manches, was ihm auch in der Folgezeit von Nutzen sein konnte. Mehrmals geschah es, daß beim Zuschlagen größere oder kleinere Splitter von den Steinen, mit denen er arbeitete, lossprangen. Bei genauerem Zusehen fand er, daß verschiedene dieser Splitter sehr scharfe

Kanten, beinahe wie ein Messer, hatten und daß sie zum Teil auch sehr spitzig waren. Da kam ihm denn der Gedanke, ob er dieselben nicht als Messer benutzen könne. Er versuchte einen, den er dazu für besonders passend hielt, mit einen Stiele zu versehen, und es gelang ihm. Er spaltete nämlich ein ihm dazu passend scheinendes Stück Holz mit einem solchen scharfen Steine, zwängte dann den Steinsplitter mit dem einem Ende in den Spalt und befestigte ihn mit seinem Bindfaden. In der Folge übte er sich nun geradezu in der Herstellung von derartigen Instrumenten. Dabei kam ihm zu statten, daß er auf einem seiner nächsten Ausgänge beim Suchen nach Feuersteinen noch einen dazu ganz besonders passenden Stein entdeckte, der noch dazu in größerer Menge vorkam. Es war Obsidian, ein schwarzes, glasartiges und sehr hartes Mineral, das öfter in der Nähe von Vulkanen vorkommt. In kurzer Zeit brachte er es dahin, daß er nicht nur kleine, scharfe Splitter zu Messern, sondern auch größere Stücke, die auf einer Seite keilförmig zugeschärft waren, herstellte. Aus diesen machte er dann eine Art Beil oder Hacke, indem er mittelst Bindfäden Stiele daran befestigte, was ihm freilich erst nach vieler Bemühung einigermaßen befriedigend gelang. Sehr spitzige Splitter benutzte er zur Herstellung von lanzenartigen Waffen und Pfeilen.

5. Nachdem er einige Tage mit großer Anstrengung gearbeitet hatte, war er mit der Erweiterung seiner Höhle so weit gekommen, daß er den Platz für groß genug hielt, ihm zur Wohnung und Schlafstelle zu dienen. Er hatte schon vorher eine Menge Gras mit den Händen ausgerauft und es an die Sonne gelegt, um Heu daraus zu machen. Dieses war nun hinlänglich gedörrt. Er trug es daher in seine Höhle, um sich ein bequemes Lager davon zu machen.

Und nun hinderte ihn nichts mehr, einmal wieder auf menschliche Weise, nämlich liegend, zu schlafen, nachdem er viele Nächte wie die Vögel, auf einem Baume sitzend, hatte zubringen müssen. O, was das für eine Wollust für ihn war, seine ermatteten Glieder so der Länge nach auf einem weichen Heulager auszustrecken! Er dankte Gott dafür und dachte bei sich selbst: wenn doch meine Landsleute in Europa wüßten, wie es thut, wenn man viele Nächte hintereinander auf einem harten Aste sitzend, kümmerlich hinbringen muß! Gewiß, sie würden sich glücklich schätzen, daß sie alle Abende sich

auf ein weiches und sicheres Lager strecken können, und würden nicht vergessen, auch für diese große Wohlthat Gott täglich zu danken.

6. Der folgende Tag war ein Sonntag. Robinson widmete ihn der Ruhe und dem Nachdenken über sich selbst. Lange lag er auf seinen Knieen, die bethränten Augen gen Himmel gerichtet, und flehte zu Gott um Vergebung seiner Sünden und um Segen und Trost für seine armen Eltern. Dann dankte er Gott mit Freudenthränen für die wunderbare Hilfe, die er ihm in seinem verlassenen Zustande hatte widerfahren lassen, und gelobte ihm tägliche Besserung seiner selbst und beständigen kindlichen Gehorsam an.

7. Um die Folge der Tage nicht zu vergessen und immer zu wissen, welcher Tag ein Sonntag wäre, war Robinson darauf bedacht, sich einen Zeitweiser oder Kalender zu machen. Freilich konnte er keinen so genauen auf Papier gedruckten herstellen, wie man sie in Europa macht; aber er brachte doch einen zustande, nach welchem er die Tage zählen konnte.

Da er kein Papier und kein Schreibzeug hatte, so suchte er sich vier nebeneinander stehende Bäume aus, die eine glatte Rinde hatten. In den größten von ihnen grub er alle Abende mit einem scharfen Steine einen kleinen Strich, welcher jedesmal einen zurückgelegten Tag bedeutete. So oft er nun sieben Striche gemacht hatte, schnitt er in den nächsten Baum einen Strich, welcher eine Woche bedeutete Hatte er in diesem zweiten Baume vier, oder, je nach Beschaffenheit des Monats, fünf Striche gemacht, so deutete er an dem dritten Baume durch einen ähnlichen Strich an, daß ein ganzer Monat verflossen war. Und wenn endlich dieser Monatszeichen zwölf geworden waren, so merkte er an dem vierten Baume an, daß nun ein ganzes Jahr zu Ende war.

Die seither verflossenen Tage seines Aufenthaltes auf der Insel hatte er durch Striche an der Felswand bezeichnet, und ebenso wußte er genau, daß der Tag, an welchem der Schiffbruch stattgefunden hatte, der 29. September gewesen war. Auch dies letztere kritzelte er, um immer auf den Anfang zurückgehen zu können, mit den Worten an den Felsen: „Hier landete Robinson am 29. September 1659.“ Wieviel Tage jeder Monat hat, das hatte er in seiner Jugend an den Knöcheln seiner Finger abzählen gelernt, und das wiederholte er nun, so oft er's brauchte. Er schloß dabei die linke Hand; dann tippte er an derselben, vom

Zeigefinger anfangend, bis zum kleinen Finger mit dem rechten Zeigefinger, abwechselnd auf ein Knöchelchen und auf das darauffolgende Grübchen und nannte dabei die Namen der Monate, zuerst den Januar, dann den Februar u. s. w. Vom Knöchel des kleinen Fingers kehrte er sofort wieder auf den des Zeigefingers zurück, ohne ein Grübchen zu berühren. Er wußte nun, daß jeder Monat, der auf einen Knöchel kommt, 31, dagegen jeder auf ein Grübchen kommende 30 Tage hat, mit einziger Ausnahme des Februar, der ja nur 28 und in Schaltjahren 29 Tage zählt.

So war denn Robinson stets im stande, zu bestimmen, welcher Wochen- und Monatstag sei; namentlich aber lag ihm daran, stets den Sonntag mit den übrigen Christen durch Gebet und ernste Selbstbetrachtung feiern zu können. Er versäumte dies auch nie, und ebenso verbrachte er seinen Geburtstag, den Neujahrstag und die hohen christlichen Festtage stets in ernster Seelenstimmung.

8. Unterdes hatte er den größten Teil der Kokosnüsse von den wenigen Bäumen, die er bisher entdeckt hatte, schon verzehrt, und die Austern wurden so sparsam ausgeworfen, daß er von ihnen nicht allein leben konnte. Er fing also wieder an, für seinen künftigen Unterhalt besorgt zu sein.

Aus Furcht vor wilden Tieren und Menschen hatte er sich bisher noch nicht sehr weit von seiner Wohnung zu entfernen gewagt. Jetzt zwang ihn die Not, ein Herz zu fassen und sich etwas weiter auf der Insel umzusehen, um neue Nahrungsmittel zu entdecken. In dieser Absicht beschloß er, am folgenden Tage eine kleine Forschungsreise zu unternehmen.

Bei seinen seitherigen Ausgängen hatte er stets von den brennenden Sonnenstrahlen außerordentlich zu leiden gehabt. Um sich nun vor denselben zu schützen, wandte er den Abend dazu an, sich einen Sonnenschirm zu verfertigen. Er hatte allerdings dazu weder Leinwand noch Fischbein, weder Messer noch Schere, weder Nadel noch Zwirn, und doch brachte er einen zu stande, der seinen Zweck erfüllte. Er flocht nämlich aus einer Art Weidenruten ein kleines Dach, steckte in die Mitte desselben einen Stock, den er mit Bindfaden festband, und dann holte er von einer staudenartigen Pflanze, die ihm schon mehrmals wegen ihrer großen, breiten und dicken Blätter aufgefallen war, eine Anzahl Blätter, die er auf dem geflochtenen Dache befestigte. Zur Befestigung derselben dienten ihm

statt der Stecknadeln Fischgräten. Das Meer warf nämlich von Zeit zu Zeit tote Fische aufs Land, und wenn diese dann verfault oder von Raubvögeln verzehrt waren, so blieben die Gräten liegen. Von diesen hatte Robinson die stärksten und spitzigsten aufgelesen, um sie statt der Stecknadeln zu gebrauchen.

Mit Hilfe derselben brachte er einen so festen Schirm zu stande, daß kein einziger Sonnenstrahl hindurchdringen konnte. So oft ihm eine solche Arbeit glückte, hatte er immer eine unaussprechliche Freude darüber, und dann pflegte er zu sich selbst zu sagen: Was ich doch in meiner Jugend für ein großer Narr gewesen bin, daß ich meine meiste Zeit mit Müßiggang zugebracht habe! O, wenn ich jetzt in Europa wäre und alle die herrlichen Werkzeuge hätte, die man da so leicht haben kann, was wollte ich nicht alles machen! Welche Freude sollte es mir sein, die meisten Dinge, die ich nötig hätte, selbst zu verfertigen!

Da es noch nicht sehr spät am Tage war, so fiel ihm ein, daß er auch einen Beutel nötig habe, worin er etwas zu leben mitnehmen und das zurücktragen könne, was er etwa so glücklich sein würde, an neuen Lebensmitteln zu finden. Er sann eine Zeit lang nach, und endlich glückte es ihm, auch dazu Mittel zu finden.

Er hatte nämlich einen ziemlichen Vorrat Bindfaden verfertigt; von diesem beschloß er ein Netz zu stricken und aus dem Netze eine Art Jagdtasche zu machen.

Das fing er nun so an. An zwei Bäume, die etwas über eine Elle auseinander standen, knüpfte er eine Anzahl Fäden, immer einen unter dem anderen fest, und zwar so dicht aneinander als möglich. Dies sollte das sein, was die Weber den Aufzug nennen. Dann knüpfte er von oben herunter wieder je einen Faden neben den anderen, gleichfalls so dicht als möglich und mit diesen herunterhängenden Fäden machte er um jeden Querfaden einen Knoten, gerade so, wie es bei den Netzmachern geschieht. Diese herunterhängenden Fäden bildeten den Einschlag. So brachte er bald ein Netz zu stande, das einem feinen Fischernetze glich. Er löste darauf die Enden von den Bäumen ab, schürzte sie auf der einen Seite und unten zusammen und ließ nur die obere Seite offen. Und so hatte er eine ordentliche Jagdtasche gemacht, die er mit Hilfe eines dicken Bindfadens, den er an den obersten Enden befestigte, um den Hals hängen konnte.

Vor Freude über den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen konnte er fast die ganze Nacht hindurch nicht schlafen.

Fünftes Kapitel.

1. Ausrüstung zur Entdeckungsreise. Morgenwanderung. 2. Robinson entdeckt die Kartoffelpflanze. 3. Er erblickt Lamas, tötet eins und trägt es nach Hause. 4. Zitronenbäume. 5. Zurichtung des Lama. 6. Vergebliche Bemühung, Feuer zu machen. 7. Zubereitung des rohen Fleisches und Mahlzeit.

1. Robinson konnte kaum den Anbruch des Tages erwarten; er stand noch vor Sonnenaufgang auf und machte sich zu seiner Reise fertig. Er hing die Tasche um, gürtete einen Strick um seinen Leib, steckte ein Steinbeil statt eines Degens daran, nahm den Sonnenschirm auf seine Schulter und wanderte darauf getrost fort.

Zuerst besuchte er seine Kokosbäume, um eine oder ein paar Nüsse in seinen Beutel zu stecken, dann lief er erst noch an den Strand, um einige Austern dazu zu suchen, und nachdem er sich mit beidem versorgt und einen guten Trunk frischen Wassers aus seiner Quelle zum Frühstück genossen hatte, zog er ab.

Es war ein reizender Morgen. Die Sonne stieg eben in ihrer ganzen Herrlichkeit wie aus dem Meere hervor und vergoldete die Wipfel der Bäume. Tausend kleine und große Vögel von wunderbaren Farben sangen ihr erstes Morgenlied und freuten sich des neuen Tages. Die Luft war so rein und so erquickend, als wenn sie jetzt erst von Gott geschaffen worden wäre, und aus den Kräutern und Blumen stieg der süßeste Wohlgeruch empor. Robinsons Herz schwoll vor Freude und Dankbarkeit gegen Gott, und in heiliger Andacht stimmte er selbst ein in den Gesang der Vögel, ein frommes Morgenlied singend, das er im elterlichen Hause von seiner treuliebenden Mutter gelernt hatte.

Da er sich noch immer vor wilden Menschen und vor wilden Tieren fürchtete, so vermied er bei seiner Wanderung, so sehr er nur immer konnte, die dichten Wälder und Büsche und wandte sich vielmehr nach solchen Gegenden, die ihm eine freie Aussicht nach allen Seiten hin gewährten. Aber diese waren gerade die unfruchtbarsten Teile seiner Insel. Er war daher schon ziemlich weit gegangen, ohne etwas zu finden, was ihm hätte nützlich werden können.

2. Endlich fiel ihm ein Gewächs in die Augen, welches er näher untersuchen zu müssen glaubte. Es waren eine Menge krautartiger Pflanzen mit saftigen Stengeln und Blättern. Einige trugen rötliche, bläuliche oder weiße Blüten; andere hatten bereits kleine grünliche Früchtchen von der Größe der Kirschen.

Er biß eine der letzteren an; allein er fand, daß sie nicht genießbar waren. Aus Unwillen darüber riß er den Stock, von dem er sie gepflückt hatte, aus und wollte ihn wegwerfen. Da bemerkte er zu seiner Verwunderung an der Wurzel desselben eine Anzahl kleiner und großer Knollen. Er wollte auch diese untersuchen und biß hinein; allein er fand sie gleichfalls unschmackhaft und war schon im Begriff, alles wegzuwerfen; aber zum Glück fiel ihm ein, daß eine Sache doch wohl zu etwas gut sein könne, ungeachtet man ihren Nutzen nicht sogleich bemerkt. Er steckte also einige dieser Knollen in seine Jagdtasche und ging weiter.

In unserer Zeit würde jeder Europäer, der an Robinsons Stelle wäre, in diesen Knollen sofort Kartoffeln erkennen und auch wissen, wie dieselben verwendet werden; allein Robinson hatte noch nie Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen, da sie ja erst später aus Amerika nach Europa gebracht worden sind.

3. Von da ging Robinson nun weiter, jedoch sehr langsam und mit großer Vorsicht. Jedes Geräusch, welches der Wind zwischen den Bäumen und Büschen verursachte, erschreckte ihn und machte, daß er nach seinem Beile griff, um sich zu verteidigen, wenn's nötig sei. Aber immer sah er zu seiner Freude, daß er sich ohne Ursache gefürchtet hatte.

Endlich kam er an einen Bach, wo er sein Mittagsmahl zu verzehren beschloß. Hier setzte er sich unter einen dicken, schattigen Baum und fing schon an, nach Herzenslust zu schmausen, als er plötzlich durch ein fernes Geräusch entsetzlich erschreckt wurde. Er sah ängstlich empor und bemerkte endlich eine ganze Herde wilder Tiere, die einige Ähnlichkeit mit unseren Hirschen hatten, nur daß ihr Hals viel länger war, wodurch sie einigermaßen dem Kamele ähnlich wurden, und daß sie auf dem Kopfe kein Geweih trugen. Es waren Lamas, auch Schafkamele genannt. Ihr eigentliches Vaterland ist Peru. Sie können bekanntlich gezähmt und zum Lasttragen abgerichtet werden; ihre feine Wolle läßt sich verweben; ihr Fleisch ist eßbar; auch kann ihre Milch genossen werden. Durch

das alles waren sie außerordentlich geeignet, zur Besserung des Zustandes unseres Robinson beizutragen.

Als derselbe die Tiere herannahen sah, regte sich bei ihm eine starke Begierde nach einem Stück Braten, denn einen derartigen Leckerbissen hatte er nun schon seit so langer Zeit nicht gekostet! Er beschloß also, eins zu erlegen, und stellte sich mit seinem Steinbeile dicht an den Baum, in der Hoffnung, daß eins derselben vielleicht so nahe an ihm vorbeikommen werde, daß er es mit dem Beile treffen könne.

Es geschah. Die sorglosen Tiere, die hier vermutlich niemals gestört worden waren, gingen ohne alle Furcht an dem Baume vorüber nach dem Wasser, und da eins von ihnen, und zwar ein junges, ihm so nahe kam, daß er es erreichen konnte, so schlug er es mit seinem Beile so nachdrücklich in den Nacken, das es augenblicklich tot zur Erde stürzte.

Als er es erschlagen hatte, fiel ihm erst die Frage ein, wie er nun mit der Zubereitung des Fleisches werde zu stande kommen können? Kochen oder braten konnte er es natürlich nicht, denn es fehlte ihm ja an allem, was er dazu nötig hatte. Er hatte keinen Topf und keinen Bratspieß, und, was das schlimmste war, — er hatte nicht einmal Feuer und konnte auch keins anzünden, da er weder Stahl, noch Zunder, noch Schwefel, noch Zündhölzchen und dergleichen besaß. O, wie lebhaft er jetzt diesen Mangel empfand! Lange dachte er darüber nach, wie er es anzufangen habe, demselben abzuhelfen. Nun hatte er früher einmal gehört, daß die Wilden, wenn sie Feuer machen wollen, zwei Stückchen recht trockenes Holz so lange aneinander reiben, bis sie sich entzünden. Das fiel ihm jetzt wieder ein, und er beschloß, es auch einmal auf diese Weise zu versuchen. Er nahm also das getötete Lama auf seine Schultern und machte sich damit auf den Weg, um wieder nach seiner Wohnung zurückzukehren

4. Auf dem Rückwege machte er noch eine Entdeckung, die ihm große Freude verursachte. Er traf nämlich in der Nähe einer Bucht des Meeres sechs bis acht Zitronenbäume an, unter welchen schon verschiedene abgefallene reife Früchte lagen. Das Vorkommen derselben an diesem Orte erklärte er sich in einer Weise, die seine Hoffnung auf Rettung neu belebte. Vielleicht, sagte er sich, hat einmal vor vielen Jahren ein europäisches Schiff hier in dieser

Bucht angelegt, und die Mannschaft hat auf diesem Platze ein Mahl eingenommen, wobei Zitronen gebraucht worden sind; die Kerne derselben sind liegen geblieben und aufgegangen, und im Laufe der Zeit sind große Bäume daraus geworden. Sollte nicht, fuhr er in seinen Gedanken fort, was früher geschehen ist, sich auch jetzt einmal wiederholen können? Und im Geiste sah er schon ein Rettungsschiff in die Bucht einlaufen. Er las hierauf die Früchte sorgfältig auf, merkte sich den Platz, auf dem die Bäume standen, und eilte nun sehr vergnügt zurück nach seiner Wohnung.

5. Hier war seine erste Arbeit, dem jungen Lama das Fell abzuziehen. Mit Hilfe eines starken Steinmessers kam er damit zu stande. Das Fell spannte er, so gut er konnte, an der Sonne aus, um es zu trocknen. Er sah nämlich voraus, daß er auch davon einen guten Gebrauch werde machen können. Denn erstens fingen seine Schuhe und seine Strümpfe an zu reißen. Da dachte er nun, wenn er keine Schuhe mehr habe, so könne er sich von dem Felle Fußsohlen oder Sandalen machen und sie unter die Füße binden, daß er doch nicht ganz barfuß zu gehen brauche. Dann war ihm auch nicht wenig bange vor dem Winter, und er freute sich daher sehr, daß er nun ein Mittel wisse, sich mit Pelzwerk zu versorgen, um nicht erfrieren zu müssen.

Zwar dieser Sorge hätte er füglich überhoben sein können; denn auf seiner Insel, wie in allen Ländern der heißen Zone, pflegt es ja niemals Winter zu werden. Dafür haben diese Länder ein paar Monate lang ein unaufhörliches Regenwetter. Doch davon wußte unser Robinson noch nichts, weil er in seiner Jugend sich nicht ordentlich hatte unterrichten lassen.

Nachdem er also das Fell abgestreift, die Eingeweide ausgenommen und ein Hinterviertel zum Braten abgeschnitten hatte, war er zunächst darauf bedacht, einen Bratspieß zu machen. Hierzu hieb er einen jungen, schlanken Baum ab, entrindete denselben und spitzte ihn an dem einen Ende zu. Dann suchte er ein paar gabelförmige Äste aus, welche dem Bratspieße als Stützen dienen sollten. Nachdem er diese gleichfalls unten zugespitzt hatte, schlug er sie gegeneinander in die Erde, steckte den Braten an den Spieß, legte diesen darauf in die Gabeln und freute sich nicht wenig, als er sah, wie gut er sich umdrehen ließ.

6. Nun fehlte nur noch das Nötigste von allem, das Feuer.

Um dieses durch Reiben zu gewinnen, hieb er von einem trockenen Stamme zwei Hölzer ab und machte sich sogleich an die Arbeit. Er rieb, daß ihm der Schweiß in großen Tropfen vom Gesicht träufelte; allein es wollte ihm nicht gelingen. Denn wenn das Holz schon so heiß geworden war, daß es rauchte, so fühlte er sich so ermattet, daß er notwendig erst einige Augenblicke einhalten mußte, um wieder neue Kräfte zu sammeln. Darüber kühlte sich dann das Holz wieder ab, und seine vorige Arbeit war vergebens gewesen.

Hierbei fühlte er wieder einmal recht lebhaft die Hilflosigkeit des einsamen Lebens und die großen Vorteile, die uns die Gesellschaft anderer Menschen gewährt. Hätte er nur einen einzigen Gehilfen gehabt, der dann, wenn er selbst ermattet war, fortgefahren hätte zu reiben, so würde er vielleicht doch mit der Entzündung des Holzes zu stande gekommen sein. So aber war es ihm unmöglich.

Die Wilden können allerdings meist ohne Hilfe anderer sich selbst Feuer durch Reiben machen, so oft sie wollen. Das kommt aber daher, daß dieselben gemeiniglich viel stärker sind als wir Europäer, die wir gar zu weichlich erzogen werden. Und dann verstehen sie auch besser, wie man das Ding angreifen muß. Sie nehmen nämlich zwei Hölzer von verschiedener Art, ein weiches und ein hartes, und reiben das letztere mit großer Geschwindigkeit auf dem ersten. Dann entzündet sich dieses. Oder sie machen auch wohl in das eine Holz ein Loch, stecken das andere dahinein und drehen dieses darauf zwischen ihren Händen so geschwind unaufhörlich herum, daß es anfängt zu brennen.

Davon wußte nun Robinson nichts; also wollte es ihm auch nicht damit gelingen. Traurig warf er endlich die beiden Hölzer weg, setzte sich auf sein Lager, stützte schwermütig den Kopf auf die Hand, blickte oft mit einem tiefen Seufzer nach dem schönen Braten, der nun ungegessen bleiben sollte, und indem er an den bevorstehenden Winter dachte und sich fragte, was er alsdann machen würde, überfiel ihn eine solche Angst, daß er aufspringen und ein wenig umhergehen mußte, um freier Atem zu holen.

Da sein Blut dabei in große Wallung gekommen war, so ging er nach der Quelle, um sich einen frischen Trunk Wasser in einer Kokosschale zu holen. Mit diesem Wasser vermischte er den Saft einiger Zitronen und erhielt dadurch ein kühlendes Getränk, welches ihm unter diesen Umständen sehr zu statten kam.

7. Immer aber wässerte ihm noch der Mund nach dem Braten, von dem er gar zu gern ein Stückchen gegessen hätte. Endlich erinnerte er sich, einmal gehört zu haben, daß die Tartaren das Fleisch, welches sie essen wollen, unter den Sattel legen und mürbe reiten. Das, dachte er, muß auf eine andere Weise ja auch wohl zu erreichen sein, und er beschloß, einen Versuch zu machen.

Gedacht, gethan! Er holte sich zwei ziemlich breite und glatte Steine. Zwischen diese legte er ein Stück Fleisch, worin kein Knochen war, und fing nun an mit einem Holzklöpfel ohne Unterlaß auf den obersten Stein zu schlagen. Ehe noch eine halbe Stunde verstrichen war, war das Fleisch so mürbe geworden, daß es vollkommen genießbar war.

Freilich schmeckte es nicht völlig so gut, als wenn es ordentlich gebraten worden wäre; aber für Robinson, der so lange kein Fleisch gegessen hatte, war es doch ein außerordentlicher Leckerbissen. — „O ihr Leckermäuler unter meinen Landsleuten", rief er aus, „welchen oft die besten Speisen Ekel verursachen, weil sie gerade nicht nach eurem verwöhnten Geschmacke sind, wäret ihr doch nur acht Tage an meiner Stelle, wie würdet ihr künftig gern mit jeder Gottesgabe zufrieden sein! Wie würdet ihr euch hüten, durch Verschmähung irgend einer gesunden Speise euch gegen die alles ernährende Hand der Vorsehung undankbar zu bezeigen!" Um den Wohlgeschmack dieses Gerichtes noch zu erhöhen, drückte er Zitronensaft darauf, und nun hielt er eine Mahlzeit, wie sie ihm lange nicht zu teil geworden war. Auch vergaß er nicht, dem Geber aller guten Gaben für diese neue Wohlthat recht innig zu danken.

Nach aufgehobener Tafel ging er mit sich selbst zu Rate, welche Arbeit nun wohl die nötigste sei. Die Furcht vor dem Winter, die heute so lebhaft in ihm geworden war, bewirkte, daß er sich vorsetzte, einige Tage bloß dazu anzuwenden, recht viele Lamas zu fangen oder zu töten, um sich mit Fellen zu versorgen. Da sie sehr zahm zu sein schienen, so hoffte er, daß er seinen Wunsch ohne viel Mühe werde erreichen können. Mit dieser Hoffnung legte er sich zu Bett, und ein sanfter, erquickender Schlaf belohnte ihn reichlich für jede Mühe, die er im Laufe des vollbrachten Tages überstanden hatte.

Sechstes Kapitel.

1. Das Gewitter. 2. Robinson bekommt Feuer. 3. Er beschließt, einen Herd zu bauen und trifft Vorbereitungen dazu. 4. Wehmütige Erinnerungen.

1. Robinson schlief diesmal bis weit in den Tag hinein. Er erschrak, als er beim Erwachen sah, daß es schon so spät war, und raffte sich hurtig auf, um den Weg nach den Lamas anzutreten. Aber der Himmel hinderte ihn daran. Denn als er den Kopf zu seiner Höhle hinaussteckte, mußte er ihn geschwind wieder zurückziehen. Es stürzte ein so gewaltiger Platzregen herab, daß an kein Ausgehen zu denken war. Er beschloß also zu warten, bis der Schauer vorüber wäre.

Aber derselbe ging nicht vorüber; der Regenguß wurde vielmehr immer heftiger. Zugleich blitzte es so stark, daß seine sonst dunkle Höhle ganz in Feuer zu stehen schien, und dann folgte ein Donner, desgleichen er sonst niemals gehört hatte. Die Erde zitterte vor dem entsetzlichen Krachen, und von den Bergen kehrte ein so vielfacher Widerhall zurück, daß das fürchterliche Getöse gar kein Ende nahm.

Robinson war von Jugend auf eine thörichte Furcht vor dem Gewitter eigen gewesen. Jetzt fürchtete er sich so sehr, daß er vor Angst nicht zu bleiben wußte. Er saß mit gefalteten Händen in einem Winkel seiner Höhle und fühlte Todesangst. Indes rauschte der Platzregen, leuchteten die Blitze, brüllte der Donner unaufhörlich fort. Schon rückte die Mittagsstunde heran, und noch hatte das Toben des Gewitters nicht im geringsten nachgelassen.

Hunger fühlte er nicht, den vertrieb ihm die Angst. Aber desto mehr wurde seine Seele durch schreckliche Gedanken gepeinigt. Die Zeit ist gekommen, dachte er, da Gott mich für meine Vergehungen büßen lassen will! Er hat seine Vaterhand von mir abgezogen; ich werde umkommen, werde nie meine armen Eltern wiedersehen!

Endlich schien das Gewitter nachzulassen. So wie der Donner schwächer wurde und der Regen nach und nach abnahm, wachte auch die Hoffnung wieder in seiner Seele auf. Jetzt, glaubte er, könne er sich schon auf den Weg machen; eben wollte er nach seiner Jagdtasche und nach seinem Beile greifen, als er plötzlich betäubt und besinnungslos zu Boden stürzte.

Rrrrrrr — puff! ging es über seinem Kopfe; die Erde bebte, und Robinson stürzte hin wie ein Toter! Der Blitz schlug nämlich in den Baum, welcher über seiner Höhle stand, und zerschmetterte ihn mit einem so entsetzlichen Krachen, daß dem armen Robinson Sehen und Hören verging, und daß er sich einbildete, er sei selbst erschlagen worden.

Lange blieb er liegen, ohne sich seiner selbst bewußt zu sein. Endlich, da er merkte, daß er noch lebte, richtete er sich wieder auf, und das erste, was er vor der Thür seiner Höhle erblickte, war ein Teil des Baumes, den der Wetterschlag zerschmettert und herabgeworfen hatte. Ein neues Unglück für ihn! Woran sollte er nun seine Strickleiter befestigen, wenn der ganze Baum, wie er glaubte, zerschlagen war?

2. Da der Regen indes gänzlich nachgelassen hatte und auch kein Donner weiter gehört wurde, so wagte er es endlich, hinaus zu gehen. Und was erblickte er nun?

Etwas, was ihn auf einmal wieder mit Dank und Liebe gegen Gott und mit tiefer Scham über seine vorige Kleinmütigkeit erfüllte! Der Stamm des Baumes, den der Blitz getroffen hatte, stand in lichten Flammen. So war also seinem größten Bedürfnisse auf einmal abgeholfen, und so hatte die göttliche Vorsehung gerade zu der Zeit am sichtbarsten für ihn gesorgt, da er in seiner Ängstlichkeit sich einbildete, daß sie ihn verlassen habe!

Mit unaussprechlichen Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit hob Robinson seine Hände auf gen Himmel und dankte laut und unter Freudenthränen dem guten, allesregierenden Vater der Menschen, der auch bei den schrecklichsten Begebenheiten, die er zuläßt, immer die weisesten und liebreichsten Absichten hat. „O!“ rief er aus, „was ist doch der Mensch, der arme, kurzsichtige Wurm, daß er murren dürfte über das, was Gott thut, dessen Absichten er doch nicht versteht!“

Nun hatte er Feuer, ohne daß es ihm weiter die geringste Mühe gekostet hatte; es war ihm leicht, dieses Feuer zu unterhalten, und er brauchte nun wegen seiner künftigen Erhaltung auf dieser einsamen Insel weniger bekümmert zu sein. — Die Jagd wurde für heute eingestellt, weil Robinson sogleich von dem Feuer Nutzen ziehen und seinen Braten, der noch von gestern her am Spieße steckte, zubereiten wollte.

Da der unterste Teil des brennenden Stammes, an welchem seine Strickleiter hing, noch unverletzt war, so konnte er sicher hinaufsteigen. Er that es, nahm darauf einen Feuerbrand, stieg mit demselben wieder hinab in den eingezäunten Vorplatz seiner Wohnung, machte daselbst ein helles, lustiges Feuer unter seinem Braten an und kletterte alsdann wieder zu dem brennenden Stamme hinauf, um dort das Feuer auszulöschen. Hiermit kam er denn auch bald zu stande.

Und nun verwaltete er das Amt eines Küchenjungen, unterhielt die Flamme und wendete seinen Braten fleißig. Der Anblick des Feuers war ihm ungemein erfreulich und rührend. Er sah es als ein teures Geschenk an, das Gott ihm aus den Wolken herabgesandt habe, und indem er die großen Vorteile überdachte, die es ihm gewähren würde, waren seine Augen oft dankbar gen Himmel gerichtet. So oft er fernerhin Feuer sah, oder an Feuer dachte, war sein zweiter Gedanke immer: Auch das hat Gott mir gegeben.

Bei seiner gestrigen Abendmahlzeit hatte Robinson in dem Geschmacke des mürbe geschlagenen Fleisches gar sehr das Salz vermißt. Er hoffte mit der Zeit auf seiner Insel etwas zu finden, was ihm dasselbe ersetzen könnte; für jetzt aber lief er nur hin nach dem Strande, um sich eine Kokosschale voll Meerwasser zu holen. Mit diesem begoß er einigemal seinen Braten und salzte ihn dadurch notdürftig.

Jetzt schien derselbe hinlänglich durchgebraten zu sein. Die Freude, mit welcher Robinson das erste Stück davon abschnitt und den ersten Bissen in den Mund steckte, kann nur derjenige nachempfinden, der auch einmal, wie er, in so langer Zeit nichts von ordentlich zubereiteter Speise genossen und alle Hoffnung, dergleichen jemals wieder zu genießen, schon gänzlich aufgegeben gehabt hat.

3. Nun war die große Frage, wie er verhüten solle, daß das Feuer ihm jemals wieder ausgehe. Darüber dachte er lange nach. Bald rieb er sich die Stirn, als wenn er einen guten Einfall aus seinem Kopfe mit Gewalt heraustreiben wolle; bald ging er mit untergeschlagenen Armen und mit hastigen Schritten auf seinem Vorplatze auf und nieder und wußte lange nicht, was er machen sollte. Endlich fielen seine Augen von ungefähr auf die Felsenwand des Hügels, und in dem Augenblicke wußte er, was er zu thun hatte.

Etwa eine Elle hoch über der Erde hatte die Felsenwand einen Vorsprung, der die Höhe eines Mannes erreichte und in der Breite und Dicke wohl eine gute Elle halten mochte. Ungeachtet es stark geregnet hatte, war doch die Stelle unter diesem Vorsprunge so trocken geblieben, als wenn ein ordentliches Dach darüber gewesen wäre. Robinson sah daraus sofort, daß sie einen völlig sicheren Feuerherd abgeben könne. Aber er sah noch mehr. Er bemerkte nämlich, daß es ihm leicht sein werde, diesen Platz zu einer ordentlichen Küche mit Feuerherd und Schornstein einzurichten.

Unter dem Vorsprunge, sagte er sich, muß ich zunächst einen Unterbau für den Feuerherd errichten. Dann muß ich an der Außenseite desselben der Felswand gegenüber, eine Mauer bis an den unteren Rand des Vorspunges aufführen. Dieselbe muß aber noch breiter sein als dieser Rand. Das darüber hinausreichende Stück wird noch an dem Vorsprunge in die Höhe gebaut, und endlich wird diese Mauer durch eine zweite eben so hohe, die in rechtem Winkel daran stößt, mit der Felswand verbunden. Der untere Teil dieses Baues bis zum Vorsprunge herauf ist der Herd, der Raum zwischen dem höher geführten Teile der beiden Mauern, der Felswand und der senkrechten Seite des Vorsprungs, die Esse.

Zunächst grub er mit seinem Spaten unter dem Felsen ein Loch aus. In dasselbe brachte er brennendes Holz und soviel frisches Brennmaterial, daß das Feuer ziemlich lange erhalten bleiben mußte. Dann beschloß er, das zu seinem Baue nötige Baumaterial aufzusuchen.

Da er jetzt nämlich auf alles, was ihm vorkam, mit der größten Aufmerksamkeit achtete und sich, wenn er etwas Neues sah, immer fragte: Wozu möchte das wohl nützlich sein? — so war ihm auch ein Lager von Thonerde, an dem ihn sein Weg einmal vorübergeführt hatte, nicht unbemerkt geblieben. Er hatte beim Erblicken desselben gleich gedacht: Ei, daraus könnte man ja wohl Backsteine machen, um eine Mauer aufzuführen! Jetzt erinnerte er sich wieder daran. Er nahm seinen Spaten und sein steinernes Messer und begab sich damit nach dem Orte, wo die Thonerde war, um sich sogleich an die Arbeit zu machen.

Weil es stark geregnet hatte, war die Erde so weich, daß er

sie ohne Mühe ausstechen, zu viereckigen Backsteinen formen und mit seinem steinernen Messer glatt schneiden konnte. Er hatte in kurzer Zeit eine ziemliche Menge davon zubereitet, die er einen neben den anderen an einen Ort stellte, wo sie den ganzen Tag über von der Sonne beschienen werden konnten. Mit dieser Arbeit beschloß er fortzufahren und verfügte sich nun wieder nach Hause, um den Rest seines Bratens zu verzehren, weil die muntere Thätigkeit starke Eßlust bei ihm erzeugt hatte. Um an einem so freudenvollen Tage einmal recht königlich zu schmausen, erlaube er sich auch, eine von den wenigen noch übrigen Kokosnüssen mitzunehmen.

Die Mahlzeit war herrlich. „Ach!" seufzte Robinson mit freudigem, aber doch auch zugleich mit wehmütigem Herzen — „ach! wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich nur einen einzigen Freund, nur irgend einen Menschen, und wäre es auch der armseligste Bettler, zu meinem Gesellschafter hätte, dem ich sagen könnte, daß ich ihn lieb hätte, und der mir wieder sagte, daß er mich auch liebe! Wäre ich auch nur so glücklich, irgend ein zahmes Tier, z. B. einen Hund oder eine Katze, zu besitzen, dem ich Gutes erzeigen könnte, um mir seine Liebe zu erwerben! Aber so ganz allein, von allen lebenden Wesen so ganz abgesondert zu sein!" Hier rollte eine wehmütige Thräne über seine Wangen.

Jetzt erinnerte er sich der Zeit, da er mit seinen Brüdern und anderen Gespielen oft in Unfrieden und Zänkerei gelebt hatte, und er gedachte derselben mit der bittersten Reue. „Ach!" dachte er, „wie wenig wußte ich doch damals den großen Wert eines Freundes zu schätzen! O, wenn ich doch jetzt in meine Jugend zurückversetzt würde, wie freundlich, wie gefällig, wie nachgebend wollte ich mich gegen meine Brüder und gegen andere Kinder betragen! Wie gern wollte ich kleine Beleidigungen dulden, und wie wollte ich durch Güte und Freundlichkeit alle Menschen zwingen, mir gut zu sein! Gott! Gott! Warum wußte ich das Glück der Freundschaft doch nicht eher zu schätzen, als bis es für mich verloren — ach! auf immer verloren war!"

Siebentes Kapitel.

1. Robinson verfertigt Backsteine und speist Schildkrötenbraten mit Kartoffeln. 2. Er beschließt, eine Räucherkammer anzulegen, sowie 3. Lamas als Haustiere zu züchten, und bereitet sich zum Fange der letzteren vor. 4. Reuevolles Gedenken an seine Eltern. 5. Ein Bad; traurige und freudige Entdeckungen dabei.

1. Weil die Hitze auf Robinsons Insel bei Tage so unerträglich war, so mußte er vornehmlich den frühen Morgen und den Abend nützen, wenn er irgend eine Arbeit zu stande bringen wollte. Er stand also noch vor Aufgang der Sonne auf, legte neues Holz an sein Feuer und nahm eine halbe Kokosnuß zu sich, die ihm von gestern übrig geblieben war. Jetzt wollte er einen anderen Braten von seinem Lama an den Spieß stecken; aber er fand, daß das Fleisch infolge der schwülen Hitze schon stinkend geworden war. Den Fleischhunger mußte er sich also für heute vergehen lassen.

Als er sich nun auf den Weg nach der Thonerde machen wollte und seine Jagdtasche umhing, fand er noch die Kartoffeln darin, die er vorgestern aufs Geratewohl mit nach Hause genommen hatte. Es fiel ihm ein, sie bei seinem Feuer in glühende Asche zu legen, um zu sehen, was doch wohl daraus werden möchte, wenn sie gebraten würden. Dann ging er ab.

Er arbeitete so fleißig, daß er noch vor Mittag so viele Backsteine aus Thon geformt hatte, als er vermutete, daß er zu der Mauer um seine Küche her nötig haben würde. Alsdann ging er nach dem Strande, um einige Austern aufzusuchen. Aber statt der Austern, deren er nur wenige fand, entdeckte er hier zu seiner großen Freude ein anderes Nahrungsmittel, welches noch besser als jene war.

Es war ein Tier, dessen Fleisch er zwar selbst noch niemals gegessen, aber doch öfter als wohlschmeckend und gesund hatte rühmen hören, eine Schildkröte, und zwar eine so große, wie man hier zu Lande nicht zu sehen bekommt. Sie mochte wohl beinahe hundert Pfund schwer sein.

Robinson lud seinen Fund auf die Schultern und schleppte ihn langsam nach Hause. Hier hieb er mit seinem Beile so lange auf den unteren Teil der Schale, bis sie endlich zerplatzte. Dann bemächtigte er sich der Schildkröte, schlachtete sie und schnitt ein gutes Stück zum Braten davon ab. Dies steckte er an den Spieß

und wartete, weil er von der Arbeit hungrig geworden war, mit Schmerzen, daß es gar werden möchte.

Während er den Braten wendete, ging ihm der Gedanke im Kopfe herum, was er denn nun mit dem übrigen Fleische der Schildkröte anfangen solle, um es vor Fäulnis zu bewahren. Um es einzupökeln, dazu fehlte es ihm an einem Zuber und an Salz.

Traurig sah Robinson voraus, daß seine ganze schöne Schildkröte, wovon er vierzehn Tage und länger leben konnte, morgen schon ungenießbar werden würde, und doch kannte er kein Mittel, das Fleisch zu erhalten. Plötzlich aber fiel ihm etwas ein. Die obere Schale der Schildkröte war wie eine Mulde gestaltet. Diese, dachte er, will ich statt des Zubers gebrauchen. Aber woher Salz nehmen?

„Sieh doch, was ich für ein Dummkopf bin!" sagte er und schlug sich vor die Stirn. „Kann ich das Fleisch nicht mit Meerwasser übergießen, und wird das nicht beinahe ebenso sein, als wenn ich's in Salzlake legte? O trefflich! trefflich!" rief er aus und drehte vor Freuden den Braten noch einmal so geschwind herum.

Jetzt war der Braten fertig. „Ach!" seufzte Robinson, nachdem er ein recht leckeres Stückchen davon mit Wohlgefallen gekostet hatte, „wenn ich nur ein Stückchen Brot dazu hätte! Was bin ich doch in meiner Jugend für ein dummer Mensch gewesen, daß ich nicht zu schätzen wußte, was für eine große Wohlthat Gottes ein Stück trockenes Brot ist! Da mußte man mir immer erst Butter dazu geben, auch wohl noch Käse obenein! O, ich Unverständiger! Hätte ich doch jetzt nur das schwarze Kleienbrot, welches unserem Hofhunde gebacken wurde! Wie wollte ich mich glücklich schätzen!"

Indem er so dachte, fielen ihm die Knollen ein, die er diesen Morgen in die glühende Asche gelegt hatte. „Ich will doch sehen," sagte er, „was daraus geworden ist", und holte eine derselben hervor.

Welch neue Freude! Die harte Knolle war ganz weich geworden, und als er sie aufbrach, stieg ein so angenehmer Geruch davon in seine Nase, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sie anzubeißen. Und siehe! der Geschmack war äußerst lieblich, und Robinson merkte sogleich zu seiner großen Freude, daß ihm dieses Gewächs die Stelle des Brotes vertreten könne.

2. Er hielt also wieder eine herrliche Mahlzeit. Dann legte er sich, der brennenden Sonnenhitze wegen, ein wenig nieder auf

seine Lagerstätte, um in der Zeit, da er nicht arbeiten konnte, allerlei Überlegungen anzustellen.

„Was soll ich nun wohl zunächst vornehmen?“ dachte er. „Die Backsteine müssen erst von der Sonne gehärtet werden, ehe ich mein Mauerwerk anfangen kann. Es wird also wohl am besten sein, daß ich unterdes auf die Jagd gehe, um ein paar Lamas zu erlegen. — Aber was soll ich mit all dem Fleische machen? — Wie? wenn ich meine Küche so einrichtete, daß ich etwas darin räuchern könnte? — Vortrefflich!“ rief er aus, sprang hurtig von seinem Lager auf und stellte sich vor den Ort seiner künftigen Küche hin, um zu überlegen, wie er diese Absicht wohl am besten erreichen könne.

Er sah bald, daß es recht gut angehen werde. Er brauchte ja nur in den beiden Steinmauern, die er aufführen wollte, ein paar Löcher zu machen, um einen großen Stab hindurch zustecken. Dann konnte er seinen Schinken daran hängen, und die Rauchkammer war gemacht.

Der Kopf schwindelte ihm fast vor Freude über den neuen glücklichen Einfall. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn seine Backsteine schon hart genug gewesen wären, um das große Werk sogleich anfangen zu können! Das ging jedoch nicht. Er mußte sich entschließen, zu warten, bis die Sonne die Backsteine getrocknet hätte.

3. Aber was sollte er nun diesen Nachmittag anfangen? — Indem er darüber nachdachte, bekam er einen neuen Einfall, der alle anderen, die er bisher gehabt hatte, an Vortrefflichkeit bei weitem übertraf. Er erstaunte über seine Dummheit, daß ihm das nicht eher eingefallen sei.

Der neue Einfall bestand in nichts Geringerem, als sich zu seiner Gesellschaft und zu seinem Unterhalte einige Lamas als Haustiere zu ziehen! Da die Lamas so sehr zahm zu sein schienen, so hoffte er, daß es ihm schon gelingen werde, ein paar derselben lebendig zu fangen. Es war nur die Frage, wie es anzufangen sei, und darüber ließ er sich in lange und ernstliche Überlegungen ein. — Aber der Mensch braucht etwas, was nicht an sich selbst unmöglich ist, nur recht ernstlich und anhaltend zu wollen, so ist es seinem Verstande und seinem Fleiße nicht zu schwer. So groß und mannigfaltig sind die Kräfte, womit der gütige Schöpfer uns ausgerüstet hat.

Auch unserem Robinson glückte es bald, ein Mittel auszusinnen, wie er die Lamas lebendig fangen könne. Er nahm sich vor, einen Strick so einzurichten, daß er eine Schlinge davon machen könne. Dann wollte er sich wieder hinter einen Baum verstecken und dem ersten besten Lama, das ihm nahe genug käme, die Schlinge über den Kopf werfen. In dieser Absicht drehte er sich einen ziemlich starken Strick, womit er in einigen Stunden fertig war. Nun machte er eine Schlinge daran und versuchte dann, ob dieselbe sich gut würde ziehen lassen. Es ging nach Wunsch.

Weil der Ort, wo die Lamas nach dem Wasser zu kommen pflegten, etwas fern war, und weil er nicht wußte, ob sie des Abends auch dahin kommen würden, da sie neulich gegen Mittag dagewesen waren, so setzte er seinen Fang bis zum folgenden Tage aus und traf unterdes die nötigen Anstalten zur Reise.

Zunächst lief er nach dem Orte hin, wo die Kartoffeln wuchsen, und holte sich seine ganze Jagdtasche voll davon. Einen Teil derselben legte er wieder in glühende Asche, um sie zu braten, und die übrigen schüttete er in einen Winkel seiner Höhle, um sie für die nächsten Tage aufzubewahren. Dann schnitt er auch ein ansehnliches Stück seiner Schildkröte für diesen Abend und für morgen ab und übergoß den Rest derselben mit Seewasser, welches er dazu mitgebracht hatte.

Er grub hierauf ein Loch in die Erde, welches ihm vor der Hand als Keller dienen sollte. Darein setzte er die Schildkrötenschale mit dem eingesalzenen Fleische, legte das Bratenstück bis auf den Abend dazu und bedeckte die Öffnung des Loches mit Zweigen.

4. Den noch übrigen Teil des Nachmittags widmete er der Aufheiterung seines Gemüts durch einen angenehmen Lustgang längs des Strandes, wo ein frischer Ostwind wehte und die schwüle Luft etwas abkühlte. Seine Augen weideten sich an dem Anblicke des unermeßlichen Weltmeeres, welches nur von kleinen, ineinander laufenden Wellen gekräuselt wurde. Er sah sehnsuchtsvoll nach derjenigen Himmelsgegend hin, in welcher sein geliebtes Vaterland lag, und eine Thräne rann über seine Wangen, da der Gedanke an seine teuren Eltern lebhaft in ihm ward.

„Was mögen sie jetzt machen, dir armen bekümmerten Eltern?“ rief er aus und rang unter vielen Thränen die Hände. „Wenn sie den bitteren Schmerz, den ich Elender ihnen verursachte, über-

lebt haben, ach, wie traurig mag ihnen jeder Tag verstreichen! Wie mögen sie seufzen und klagen, daß sie nun gar kein Kind mehr haben, daß ihr letzter, von ihnen so geliebter Sohn zum Verräter an ihnen werden und sie auf immer verlassen konnte! O teurer, bester Vater! o meine geliebte, teure Mutter! verzeiht, o verzeiht eurem armen, elenden Sohne, daß er euch so betrübt hat! Und du, mein himmlischer — jetzt mein einziger Vater, meine einzige Gesellschaft, mein einziger Helfer und Beschützer" — hier warf er sich anbetend auf die Knie —, „o, mein Schöpfer, schütte deinen besten Segen, schütte alle Freuden, die du für mich bestimmt hattest, und deren ich mich selbst unwürdig gemacht habe — o, schütte sie herab auf meine geliebten, von mir so gröblich beleidigten Eltern, um sie für den ausgestandenen Kummer schadlos zu halten! Gern, gern will ich selbst alles leiden, was deine Weisheit und Liebe noch ferner zu meiner Besserung über mich ergehen zu lassen für gut finden wird, wenn nur meine armen, meine unschuldigen Eltern glücklich sind!"

Er blieb noch eine Zeit lang auf seinen Knien liegen und sah mit stummer Wehmut und mit thränenvollen Augen gen Himmel. Endlich stand er auf und grub mit seinem steinernen Messer in den nächsten Baum die geliebten Namen seiner Eltern ein. Über denselben schnitt er die Worte ein: Gott segne euch! und unter sie setzte er: Vergebung für eueren ungeratenen Sohn! Heiße Thränen rannen ihm dabei über die Wangen herab. In der Folge schnitt er diese teuren Namen mit denselben Worten noch in eine Menge anderer Bäume in anderen Gegenden der Insel ein, und gemeiniglich pflegte er nachher bei einem dieser Bäume sein Gebet zu verrichten, worin er nie vergaß, seiner Eltern zu gedenken.

5. Indem nun Robinson so am Strande umherging, fiel ihm ein, daß es wohl nicht übel gethan wäre, wenn er sich einmal bade. Er zog daher die Kleider aus; aber wie erschrak er, als er sah, in welchem Zustande sein Hemd war, das einzige, welches er hatte. Da er es in einer so heißen Himmelsgegend schon so lange ununterbrochen auf dem Leibe getragen hatte, so konnte man fast nicht mehr sehen, daß die Leinwand ehemals weiß gewesen war. Ehe er sich also badete, war er bemüht, das Hemd, so gut er konnte, zu waschen; dann hing er es an einem Baume auf und sprang ins Wasser.

Er hatte in seiner Jugend schwimmen gelernt. Es machte

ihm daher Vergnügen, von dem Orte, wo er ins Wasser gesprungen war, nach einer Erdzunge hinzuschwimmen, die ziemlich weit ins Meer hinlief und auf der er bisher noch nicht gewesen war.

Auch dieser Einfall unsers Robinson hatte eine glückliche Folge. Er fand nämlich, daß die Erdzunge zur Flutzeit unter Wasser gesetzt werde, und daß dann nachher, wenn die Ebbe wieder eintrete, eine große Menge Schildkröten, Austern und andere Muscheln darauf zurückbleibe. Jetzt konnte er zwar keine davon mitnehmen, auch hatte er keine nötig, weil seine Küche noch hinlänglich versehen war; aber er freute sich doch herzlich, diese neue Entdeckung gemacht zu haben.

In der Gegend des Meeres, wo er umherschwamm, wimmelte es dergestalt von Fischen, daß er sie beinahe mit Händen greifen konnte. Hätte er ein Netz gehabt, so würde er Tausende derselben haben fangen können. Das hatte er nun zwar noch nicht, aber da er bisher in allen seinen Arbeiten so glücklich gewesen war, so hoffte er, daß es ihm auch bald gelingen werde, ein Fischnetz zu verfertigen.

Froh über diese angenehmen Entdeckungen, stieg er wieder ans Land, nachdem er wohl eine Stunde im Wasser gewesen war. Die warme Luft hatte sein Hemd schon lange getrocknet, und er hatte nun also auch das Vergnügen, einmal wieder reine Wäsche anzulegen. Aber der Gedanke, wie kurz diese Freude sein, wie bald sein einziges Hemd, das er beständig tragen müsse, unbrauchbar geworden sein werde, und was er dann anfangen solle, — dieser Gedanke verbitterte seine Freude gar sehr. Er faßte sich indes bald, und nachdem er sich angekleidet hatte, ging er nach Hause, unterwegs das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" In seiner Wohnung angekommen, verzehrte er sein Abendbrot, verrichtete sein Abendgebet und legte sich hierauf ruhig schlafen.

Achtes Kapitel.

1. Robinson entdeckt Salz. 2. Lamafang. 3. Unterbringung der Tiere bei seiner Wohnung und Erweiterung des Hofraumes. 4. Robinson gewinnt die Milch des Lama. 5. Er steckt Kokoskerne. 6. Benutzung der Lamas als Lasttiere. 7. Anstalten zum Bau der Küche: Korbflechterei, Herbeischaffung der Backsteine und Beginn der Maurerarbeit.

1. Am andern Morgen stand Robinson frühzeitig auf und rüstete sich zur Jagd. Seine Jagdtasche stopfte er mit gebratenen Kartoffeln und mit einem derben Stück Schildkrötenbraten aus, welches er in Blätter gewickelt hatte. Dann steckte er sein Beil an die Seite, wand den Strick, welchen er gestern zum Lamafange gedreht hatte, um den Leib, nahm seinen Sonnenschirm in die Hand und machte sich auf den Weg.

Es war sehr früh am Tage. Er beschloß daher, diesmal einen Umweg zu machen, um zugleich noch einige andere Gegenden seiner Insel kennen zu lernen.

Unter der Menge von Vögeln, wovon die Bäume wimmelten, sah er auch viele Papageien von wunderschönen Farben. Wie gern hätte er einen davon gehabt, um ihn zahm und zu seinem Gesellschafter zu machen! Aber die Alten waren zu klug, um sich greifen zu lassen, und ein Nest mit Jungen sah er nirgends. Er mußte also die Befriedigung dieses Wunsches für diesmal aufschieben.

Dafür aber entdeckte er auf diesem Wege etwas, was ihm nötiger war als ein Papagei. Indem er nämlich einen Hügel nahe am Meere bestieg und von da hinab zwischen die Felsenklüfte blickte, sah er daselbst etwas liegen, was seine Neugierde reizte. Er kletterte also hinab und fand zu seinem Vergnügen, daß es — Salz war.

Zwar hatte er den Mangel desselben bisher durch Seewasser einigermaßen ersetzt; aber das war doch ein sehr ungenügender Ersatz. Das Seewasser hat zugleich einen bitteren Geschmack, der sehr unangenehm ist, und daß sein Pökelfleisch sich darin halten würde, war ein Irrtum; denn das Seewasser wird ebenso wie Brunnen- oder Flußwasser faul, wenn es still steht. Es that ihm also recht wohl, daß er hier wirkliches Salz fand. Auch füllte er seine beiden Rocktaschen damit an, um sogleich etwas davon mitzunehmen.

Anfangs konnte er nicht gleich begreifen, wie das Salz dorthin gekommen war; indes bald war es ihm klar geworden. Mit großem Interesse hatte er stets dem wundervollen Schauspiele zugesehen, das mit dem Namen Ebbe und Flut bezeichnet wird. Er hatte gesehen, wie der Ocean täglich zweimal anschwoll, wobei er die flachen Gestade überschwemmte und an den steilen Küsten sich brach, als wolle er dieselben erstürmen, und wie dann das Wasser wieder zu seiner ersten Tiefe zurücksank. Das allmähliche Steigen hatte jedesmal ungefähr die Hälfte des Tages oder der Nacht, also sechs Stunden gedauert, und ebenso das Fallen. Zur Zeit des Neu- und Vollmondes waren die Fluten regelmäßig wesentlich höher gewesen als in den Zwischenzeiten. Nach seiner Schätzung mußten sie dann bis an die Stellen gereicht haben, wo das Salz lag. Dies waren aber verschiedene Vertiefungen, und Robinson sagte sich sogleich: Bei solchen Hoch- oder Springfluten sind diese Vertiefungen mit Meerwasser ausgefüllt worden; wenn dann das Meer wieder zurückgetreten ist, sind dieselben ausgefüllt geblieben; das Wasser ist in der Zwischenzeit durch die Sonnenwärme verdunstet, und das Salz ist zurückgeblieben.

2. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er nun vergnügt nach dem Orte hin, wo er ein Lama zu erhaschen hoffte. Als er ankam, war keins derselben da; aber es war auch noch nicht Mittag. Er lagerte sich also unter einem Baume, um sich unterdes an seinem Braten und an seinen Kartoffeln gütlich zu thun. O, wie viel kräftiger schmeckte ihm jetzt beides, da er es mit etwas Salz genießen konnte!

Eben als er mit seiner Mahlzeit fertig war, zeigten sich in der Ferne die herbeihüpfenden Lamas. Robinson stellte sich geschwind zurecht und wartete mit aufgehobener Schlinge, bis eins derselben sich ihm nähern werde. Jetzt waren schon verschiedene an ihm vorübergegangen, ohne daß er sie erreichen konnte; aber plötzlich kam ihm eins so nahe, daß er nur seine Hände fallen lassen durfte, um es in der Schlinge zu haben. Er that es, und in dem Augenblicke war das Lama sein. Es wollte blöken; aber aus Besorgnis, daß die anderen dadurch scheu werden möchten, zog er die Schlinge so fest zu, daß dem Tiere das Schreien wohl vergehen mußte. Dann zog er es, so geschwind er nur konnte, ins Gebüsch, um den übrigen aus den Augen zu kommen.

Das gefangene Lama war eine Mutter zweier Lämmer. Zu Robinsons großer Freude folgten diese der Alten auf dem Fuße nach und schienen sich gar nicht vor ihm zu fürchten. Er streichelte die kleinen, lieben Dinger, und sie — recht, als wenn sie ihn bitten wollten, daß er doch ihre Mutter möge gehen lassen — leckten ihm die Hand.

Robinson war hoch erfreut, daß er seinen Wunsch so glücklich erreicht hatte. Er zog das gefangene Tier, so sehr es sich auch sträubte, aus allen Kräften mit sich fort, und die beiden Lämmerchen folgten ihm. Der kürzeste Weg war ihm jetzt der liebste, und auf diesem langte er endlich glücklich bei seiner Wohnung an.

3. Aber nun war die Frage, wie er das Lama auf seinen Hofraum bringen sollte, den er, wie wir wissen, auf allen Seiten zugemacht hatte. Es oben von dem Felsen an einem Stricke hinabzulassen, war wohl nicht thunlich, weil er besorgen mußte, daß es unterwegs ersticken könnte. Er beschloß also, vor der Hand einen kleinen Stall neben seinem Hofplatze zu machen und das Lama mit seinen Jungen so lange darin zu verwahren, bis er irgend eine bessere Anstalt getroffen haben würde.

Bis dieser Stall fertig war, band er es an einen Baum und fing sogleich die Arbeit an. Er hieb nämlich mit seinem steinernen Beile eine Anzahl junger Bäume ab und pflanzte sie so dicht nebeneinander in die Erde, daß sie eine ziemlich feste Wand bildeten. Das Lama hatte sich unterdes vor Müdigkeit niedergelegt, und die Lämmer, die nichts davon wußten, daß sie Gefangene waren, lagen sorglos an den Zitzen ihrer Mutter und ließen sich's wohlschmecken.

Was das für ein erfreulicher Anblick für unsern Robinson war! Zehnmal stand er still, um den lieben Tierchen zuzusehen und sich glücklich zu schätzen, daß er doch nun wenigstens einige lebende Geschöpfe zu seiner Gesellschaft habe! Von diesem Augenblicke an schien sein Leben ihm nicht mehr ganz so einsam zu sein, und die Freude darüber gab ihm so viel Kraft und Munterkeit, daß er in kurzer Zeit mit der Anlegung des Stalles fertig wurde. Dann führte er das Lama mit seinen Jungen hinein und verzäunte die letzte Öffnung mit dichten Zweigen.

Wie vergnügt er nun war — o, das läßt sich mit Worten nicht beschreiben! Außer der Gesellschaft dieser Tiere, die ihm

allein schon unschätzbar war, versprach er sich noch viele andere, recht große Vorteile davon, und das mit Recht! Von ihrer Wolle konnte er sich vielleicht mit der Zeit irgend eine Kleidung machen lernen; ihre Milch konnte er genießen, auch konnte er Butter und Käse davon machen. Wie er dies alles anfangen werde, das wußte er zwar noch nicht, aber er hatte nun schon hinlänglich erfahren, daß man an seiner Geschicklichkeit nicht mehr verzweifeln muß, wenn man nur Lust und Fleiß genug zur Arbeit bringt.

Eins fehlte noch, um sein Glück vollkommen zu machen. Er wünschte, mit seinen lieben Tieren von einerlei Wänden eingeschlossen zu sein, um sie immer vor Augen zu haben, so oft er zu Hause wäre, und um sich die Freude zu machen, sie an seine Gesellschaft zu gewöhnen.

Lange zerbrach er sich den Kopf darüber, wie er das wohl anzufangen hätte. Endlich beschloß er, die Baumwand seines Hofraumes an einer Seite einzureißen und eine neue von etwas größerem Umfange anzulegen, damit sein Hof dadurch erweitert werde. Um aber während der Zeit, während welcher er die neue anlegte, sicher wohnen zu können, nahm er sich klüglich vor, die alte Wand nicht eher wegzunehmen, als bis er mit der neuen fertig geworden sein werde.

Durch unverdrossenen Fleiß wurde das Werk in einigen Wochen vollendet, und nun hatte Robinson die herzliche Freude, sich in Gesellschaft dreier Hausgenossen zu befinden.

4. Die Lamas gewöhnten sich bald an seine Gesellschaft. So oft er nach Hause kam, sprangen sie ihm entgegen, berochen ihn, ob er ihnen nichts mitgebracht habe, und leckten ihm dankbar die Hand, so oft sie frisches Gras oder junge Baumreiser von ihm erhielten.

Er gewöhnte darauf die Jungen von der Muttermilch ab und fing an, die Alte des Morgens und des Abends ordentlich zu melken. Zu kleinen Gefäßen dienten die Kokosschalen, zu größeren die oberen Schalen der Schildkröten. Der Genuß der Milch, die er teils süß zu sich nahm, teils sauer werden ließ, vermehrte das Vergnügen seines einsamen Lebens um vieles.

5. Da der Kokosbaum ihm so sehr viel Vorteile verschaffte, so hätte er ihn gar zu gern vervielfältigt gesehen. Aber wie sollte er das anfangen? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als einige

Nüsse desselben zu pflanzen. Er entschloß sich dazu, so schwer es ihm auch wurde, ein so wohlschmeckendes und doch so seltenes Nahrungsmittel aufzuopfern, und hatte in kurzer Zeit die Freude, seine Hoffnung erfüllt und einige junge Kokosbäume hervorsprossen zu sehen.

6. Die Lamas wurden nach und nach ganz zahm. Robinson fing daher an, sich ihrer auch zu seiner Bequemlichkeit als Lasttiere zu bedienen, so oft er etwas herbeiholen wollte, was zu tragen ihm selbst zu schwer geworden wäre.

Damit er sie in seinen Hofplatz ein- und ebenso aus demselben stets wieder herausführen könne, hatte er in der neuen Seitenwand, und zwar an einer Stelle, die an ein dichtes Gebüsch grenzte, eine Öffnung gelassen, die gerade so groß war, daß ein Lama durchkriechen konnte. Dieses Loch war von außen gar nicht sichtbar, und von innen flocht er es jeden Abend mit dichten Zweigen zu.

Das war nun recht niedlich anzusehen, wenn er so nach Hause kam und das bepackte Lama vor sich hergehen ließ. Es wußte den Rückweg so gut zu finden als er selbst, und sobald es an die kleine Thür kam, stand es still, um sich seine Bürde erst abnehmen zu lassen. War dies geschehen, so kroch es gebückt hinein, und Robinson folgte ihm nach. Dann hatten die jungen Lamas ihr Fest! Sie drückten ihre Freude durch Springen und Blöken aus, rannten bald zur Mutter, um sie zu bewillkommen, bald zu ihrem Herrn, um auch ihn zu liebkosen. Robinson ergötzte sich dann jedesmal an ihrer Freude, wie ein Vater an der Freude seiner Kinder, wenn er sie nach längerer Abwesenheit wieder in seine Arme schließt

7. Jetzt waren seine Backsteine hart genug, um gebraucht zu werden. Er suchte also eine lehmige Erde auf, die er, in Ermangelung des Kalkes, als Mörtel gebrauchen wollte; dann machte er sich eine Maurerkelle von einem platten Steine, und um stets bestimmen zu können, ob die Mauer genau senkrecht sei, stellte er sich sogar ein Lot her, indem er einen Stein an eine Schnur band.

Nachdem er nun mit allen Anstalten, die zum Mauern erfordert werden, fertig war, ließ er von seinem Lama die nötige Zahl Backsteine herbeitragen. Dies fing er folgendermaßen an.

Er hatte schon lange gemerkt, wie vorteilhaft es für ihn sein

würde, wenn er etwas von der nützlichen Kunst, Körbe zu flechten, verstünde. Aber in seiner Jugend hatte er es so wenig der Mühe wert geachtet, einem Korbmacher aufmerksam zuzusehen, daß er von dieser an sich nicht schweren Kunst nicht mehr als von allen übrigen nützlichen Künsten verstand, das heißt, soviel wie gar nichts.

Da es ihm aber gleich anfangs gelungen war, einen Sonnenschirm zu flechten, so wandte er oft nachher eine müßige Stunde dazu an, sich ferner darin zu üben. Und da entdeckte er denn immer einen Handgriff nach dem andern, bis er endlich so geschickt wurde, einen ziemlich festen Korb zu machen. Solcher Körbe nun hatte er zwei für sein Lama verfertigt. Diese band er mit einem Stricke zusammen und legte sie dem Tiere auf den Rücken, und zwar so, daß von jeder Seite desselben einer herabhing.

Als sämtliche Backsteine herbeigeschafft waren, fing Robinson seine Maurerarbeit an, und sie ging ziemlich gut von statten. Schon hatte er die eine Seitenmauer seiner Küche aufgeführt und zu der anderen den Grund gelegt, als sich plötzlich etwas ereignete, was er nicht vorhergesehen hatte, und was einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung machte.

Neuntes Kapitel.

1. Erdbeben und Wolkenbruch. 2. Verzweiflung Robinsons. 3. Auf Leid folgt Freud.

1. Es war Nacht, und Robinson lag ruhig auf seinem Lager, die treuen Lamas zu seinen Füßen. Eine tiefe Stille herrschte durch die ganze Natur, und Robinson träumte, wie es oft geschah, von seinen Eltern, als plötzlich die Erde auf eine ungewöhnliche Art erzitterte und ein so entsetzliches unterirdisches Brüllen und Krachen gehört wurde, als wenn viele Donnerwetter auf einmal losbrächen. Robinson erwachte mit Schrecken und fuhr auf, ohne zu wissen, wie ihm geschehe, und was er thun solle. In dem Augenblicke erfolgte ein schrecklicher Erdstoß nach dem andern; das fürchterliche unterirdische Getöse dauerte fort; es erhob sich zugleich ein heulender Sturmwind, der Bäume und Felsen niederriß und

das laut brausende Meer bis auf den Abgrund durchwühlte. Die ganze Natur schien in Aufruhr zu sein.

In wahrer Todesangst sprang Robinson aus der Höhle in seinen Hofplatz, und die erschreckten Lamas thaten ein Gleiches. Kaum waren sie hinaus, als von der Decke der Höhle ein großes Felsstück auf die Lagerstätte herabstürzte. Robinson, von Angst beflügelt, floh durch die Öffnung seines Hofraumes, und die Lamas liefen ihm ängstlich nach.

Sein erster Gedanke war, den in der Nähe liegenden kegelförmigen Berg auf derjenigen Seite zu besteigen, wo er oben eine nackte Ebene hatte, um nicht von einstürzenden Felsen erschlagen zu werden. Er wollte dahin laufen; aber plötzlich sah er mit Erstaunen und Schrecken, daß an eben der Stelle des Berges sich ein weiter Schlund geöffnet hatte, aus welchem Rauch und Flammen, Asche und Steine und eine glühende Masse, die man Lava nennt, herausfuhren. Kaum war es ihm möglich, sich durch die Flucht zu retten, weil die glühende Lava wie ein Strom herabschoß und große, ausgeworfene Felsenstücke wie ein Regen weit und breit umhergeschleudert wurden.

Er floh nach der Küste. Aber hier erwartete ihn ein neuer schrecklicher Auftritt. Ein gewaltiger Wirbelwind, der von allen Seiten her blies, hatte eine Menge Wolken zusammengetrieben, und aus diesen stürzte nun auf einmal eine solche Flut herab, daß das ganze Land in einem Augenblicke zum See ward. Der Wasserguß war so ungewöhnlich stark, daß man ihn einen Wolkenbruch nennen muß.

Mit genauer Not rettete sich Robinson auf einen Baum; seine armen Lamas hingegen wurden von der Gewalt des Wassers fortgerissen. Ach! wie zerschnitt ihr klägliches Jammergeschrei sein Herz, und wie gern hätte er sie mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten gesucht, wenn sie von der schnellen Flut nicht schon zu weit fortgetrieben gewesen wären!

Das Erdbeben dauerte noch einige Minuten fort; dann wurde auf einmal alles still. Die Winde legten sich, der Feuerschlund hörte nach und nach auf zu speien, das unterirdische Getöse schwieg, der Himmel ward wieder heiter, und alles Wasser verlief sich in weniger als einer Viertelstunde.

2. Als Robinson von dem Baume herabstieg, war seine Seele über das Unglück, welches ihn jetzt von neuem getroffen hatte, so

betrübt, daß es ihm gar nicht einfiel, für seine abermalige Errettung dem zu danken, der die sichtbarste Todesgefahr von ihm abgewandt hatte. In der That war sein Zustand jetzt wieder so kläglich als jemals. Seine Höhle, der einzige sichere Aufenthalt, den er bisher gefunden hatte, war vermutlich verschüttet; seine lieben treuen Lamas waren fortgeschwemmt, alle seine bisherigen Arbeiten zerstört, alle seine Anschläge für die Zukunft dahin! Der Berg hatte zwar aufgehört, Feuer auszuwerfen, aber noch stieg aus dem offenen Schlunde desselben ein dicker, schwarzer Dampf empor, und es war möglich, daß er von nun an immer ein feuerspeiender Berg blieb. Und blieb er das, wie konnte Robinson einen Augenblick ruhig sein? Mußte er nicht an jedem Tage ein neues Erdbeben, einen neuen Feuerausbruch besorgen?

Diese traurigen Gedanken drückten ihn vollends nieder. Er unterlag der Last seines Kummers, und statt daß er sich zu der einzigen wahren Quelle des Trostes, zu Gott, hätte wenden sollen, waren seine Augen bloß auf das Elend seines künftigen Zustandes gerichtet, welches sich ihm als unaussprechlich groß und endlos darstellte.

Von Angst und Beklemmung ermattet, lehnte er sich an den Baum, von dem er herabgestiegen war, und seiner gepreßten Brust entfuhren ohne Unterlaß laute Seufzer. In dieser trostlosen Stellung verblieb er, bis die Morgenröte den neuen Tag verkündigte.

Der neue Tag brach an, und das aufgehende, freudeverbreitende Licht des Tages fand den armen Robinson noch in eben der trostlosen Stimmung, in welcher er sich an den Baum gelehnt hatte. In seine Augen war kein Schlaf und in seine Seele kein anderer Gedanke gekammen, als die einzige schwermütige Frage: Was soll nun aus mir werden?

3. Endlich machte er sich auf und schwankte wie ein Träumender nach seiner verwüsteten Wohnung hin. Aber welch ein freudiger Schreck überfiel ihn, als ihm nahe bei seinem Hofplatze auf einmal seine geliebten Lamas gesund und wohlbehalten entgegensprangen! Vermutlich hatte die Wasserflut dieselben nach einem kleinen Hügel fortgerissen, wo ihre Füße wieder Grund fassen konnten; und weil das Wasser sich ebenso schnell wieder verlaufen hatte, als es aus der Luft heruntergestürzt war, so waren sie nach ihrer Wohnug zurückgegangen. Anfangs traute er seinen eigenen

Augen nicht; aber jeder Zweifel wurde ihm bald benommen. Sie kamen herbei, leckten ihm die Hände und drückten ihre Freude, ihn wiederzusehen, durch Hüpfen und Blöken aus.

In diesem Augenblicke erwachte Robinsons Herz, welches bis dahin ganz erstorben zu sein schien. Er blickte auf seine Lamas, dann zum Himmel, und eine Thräne der Freude und des Dankes, sowie der Reue über seine Kleinmütigkeit, benetzte seine Wangen. Dann überhäufte er seine ihm wiedergeschenkten Freunde mit Liebkosungen, und von ihnen begleitet, ging er nun hin, zu sehen, was aus seiner Wohnung geworden sei.

Er stand jetzt vor seiner Höhle und fand zu seiner abermaligen Beschämung, daß auch hier der Schaden bei weitem nicht so groß war, als er ihn in seiner Kleinmütigkeit sich vorgestellt hatte. Zwar war die Decke, die aus einem Felsenstück bestanden hatte, eingestürzt und hatte das nächste Erdreich mit sich herabgerissen; aber es schien doch nicht unmöglich zu sein, alle diese Trümmer aus der Höhle wieder hinauszuschaffen, und dann war seine Wohnung noch einmal so geräumig und bequem als vorher.

Hierzu kam noch etwas, was ganz offenbar bewies, daß die göttliche Vorsehung das, was vorgefallen war, nicht um Robinson zu züchtigen, sondern vielmehr aus milder Fürsorge für ihn veranstaltet hatte.

Als er nämlich die Stelle, wo das Felsenstück gehangen hatte, genauer besichtigte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es überall mit lockerer Erde umgeben gewesen war und also ganz und gar keinen festen Halt gehabt hatte. Nichts war also wahrscheinlicher, als daß es über kurz oder lang von selbst eingestürzt sein würde. So hatte also selbst das unterirdische Krachen und das Heulen des Sturmwindes, so schrecklich es auch in Robinsons Ohren klingen mochte, zu seiner Errettung dienen müssen. Denn wenn das Erdbeben ohne alles Getöse entstanden wäre, so würde Robinson vermutlich davon nicht erwacht sein, und dann hätte der einstürzende Felsen seinem Leben sicher ein Ende gemacht.

Zehntes Kapitel.

1. Ausräumen der Höhle. 2. Der Vulkan und die Kartoffelpflanzen. Ausbau der Küche. 3. Robinson sammelt Vorräte für den Winter. 4. Die Regenzeit. Langeweile. 5. Töpferarbeiten. 6. Robinson verfertigt ein Fischnetz. 7. desgl. Bogen und Pfeile. 8. Mißlungene Versuche, die Thonwaren zu brennen. 9. Er beschließt einen Schmelzofen zu bauen. 10. Frühling und kein Winter.

1. Robinson, der nun schon seit einiger Zeit gewöhnt war, Gebet und Arbeit miteinander zu vereinigen, warf sich erst auf die Knie, um Gott für seine abermalige Rettung zu danken; dann legte er mutig Hand ans Werk, um den herabgestürzten Schutt aus seiner Wohnung zu räumen. Die bloße Erde ward bald hinweggeschafft; aber nun lag unten das große Felsenstück, welches zwar in zwei Stücke zerbrochen war, aber doch auch so noch mehr als eines Menschen Kraft zu erfordern schien, um von der Stelle bewegt zu werden.

Er machte einen Versuch, den kleinsten dieser Steinklumpen fortzuwälzen; aber vergebens! Er fand, daß die Arbeit seine Kräfte weit überstieg. Da stand er also wieder in tiefen Gedanken und wußte nicht, was er machen sollte.

Nach langem vergeblichen Nachsinnen fiel ihm endlich ein Hilfsmittel ein. Er hatte in Hamburg am Hafen oft gesehen, daß die Arbeiter, wenn sie schwere Gegenstände fortbewegen wollten, eine lange, starke Stange zu Hilfe nahmen, die sie mit dem einen Ende ein Stück unter den Gegenstand schoben und dann am anderen Ende in die Höhe hoben. Daran erinnerte er sich jetzt und beschloß, es auch einmal auf diese Weise zu versuchen.

Es gelang ihm damit. In einer halben Stunde waren beide Steine, welche wohl vier Menschen mit ihren bloßen Händen nicht von der Stelle bewegt hätten, aus seiner Höhle glücklich hinausgewälzt. Und nun hatte er die Freude, seine Wohnung noch einmal so geräumig, als sie vorher gewesen war, und zugleich allem Anscheine nach völlig sicher zu sehen. Denn nunmehr bestanden sowohl die Wände als auch die Decke fast aus einem einzigen hohlen Felsen, in welchem nirgends auch nur der kleinste Ritz zu sehen war.

2. Jetzt wagte er einen Gang nach dem feuerspeienden Berge, aus dem noch immer ein schwarzer Dampf emporstieg. Er staunte über die Menge geschmolzener Materie, die weit und breit umhergeflossen war, und die sich noch nicht abgekühlt hatte. Nur in

einer gewissen Entfernung beobachtete er diesmal das fürchterlich prächtige Schauspiel des dampfenden Schlundes, weil sowohl seine Furcht als auch die noch glühende Lava ihn hinderten, näher hinzutreten.

Da er bemerkte, daß der Strom der Lava nach der Gegend hingeflossen war, in welcher die Kartoffeln wuchsen, so erschreckte ihn nicht wenig der Gedanke, daß der feurige Ausfluß diesen ganzen Platz vielleicht verwüstet hätte, und er konnte nicht eher ruhen, als bis er sich von dem Gegenteile überzeugt hatte. Er lief also nach der Gegend hin und fand zu seinem innigen Vergnügen die ganze Pflanzung unversehrt. Von diesem Augenblicke an beschloß er, an verschiedenen Orten der Insel aufs Geratewohl Kartoffeln zu pflanzen, um dem Unglücke vorzubeugen, eines so herrlichen Gewächses durch irgend einen schlimmen Zufall einmal beraubt zu werden. Zwar stand seiner Meinung nach jetzt der Winter bevor, allein er dachte: wer weiß, ob diese Gewächse nicht vielleicht von der Art sind, daß sie in der Erde überwintern können?

Nachdem er diesen Vorsatz ausgeführt hatte, fing er wieder an, an seiner Küche zu arbeiten, und das Werk nahm den erfreulichsten Fortgang.

Der Berg hatte indessen aufgehört zu rauchen, und Robinson wagte es daher, nach dem Schlunde hinzugehen. Er fand sowohl die Seiten desselben als auch den Schlund selbst mit abgekühlter Lava belegt, und weil er an keinem Orte den geringsten Rauch mehr hervordringen sah, so hatte er Ursache, zu hoffen, daß das unterirdische Feuer völlig erloschen und künftig kein Auswurf weiter zu befürchten sei.

3. Durch diese Hoffnung gestärkt, war er darauf bedacht, sich einen Vorrat von Lebensmitteln für den Winter einzusammeln. In dieser Absicht fing er nach und nach acht Lamas auf eben die Weise, wie er die ersten gefangen hatte. Diese schlachtete er alle bis auf einen Bock, den er seinen drei zahmen Tieren zur Gesellschaft leben ließ, und hing den größten Teil des Fleisches in seiner Küche auf, um es durchräuchern zu lassen. Vorher aber hatte er es einige Tage eingesalzen, weil er sich erinnerte, zu Hause gesehen zu haben, daß seine Mutter es ebenso zu machen pflegte.

Das war nun schon ein ziemlicher Vorrat von Fleisch, und doch besorgte er, daß es noch nicht genug sein möchte, im Fall der

Winter sehr rauh und anhaltend werden sollte. Er wünschte daher noch einige Lamas zu fangen. Aber das wollte ihm nicht mehr gelingen, denn die Tiere hatten nunmehr seine Nachstellungen gemerkt und waren auf ihrer Hut. Er mußte also ein neues Mittel ersinnen, sich ihrer zu bemächtigen.

Auch dieses wurde gefunden. Er hatte bemerkt, daß die Lamas, so oft sie ihn bei der Quelle zu Gesicht bekamen, allemal in der größten Eile über einen kleinen Hügel nach dem Gebüsche liefen. An der andern Seite war dieser Hügel mit kleinem Gesträuch wie mit einer kleinen Hecke eingefaßt, und hinter dieser Hecke war eine Felsenwand, ungefähr zwei Ellen hoch. Er sah, daß die Lamas jedesmal über dieses Gesträuch mit einem Satze vom Hügel hinabsprangen, und diese Beobachtung war ihm genug.

Er faßte nämlich den Plan, an dieser Stelle eine tiefe Grube zu graben, damit die Lamas, wenn sie von oben hineinsprängen, darin gefangen würden. Sein unermüdeter Fleiß brachte dieses neue Werk seiner Erfindung in anderthalb Tagen zu stande. Er bedeckte darauf die Grube mit Sträuchern und hatte am folgenden Tage die Freude, zwei ziemlich große Tiere hineinspringen zu sehen und sie zu fangen.

Nunmehr glaubte er, sich mit Fleisch hinlänglich versorgt zu haben. Er würde verlegen gewesen sein, wo er es den Winter über lassen sollte, wenn nicht der Himmel gleichfalls durch das Erdbeben dafür gesorgt gehabt hätte, ihm einen ordentlichen Keller zu verschaffen. Es war nämlich nahe bei seiner Höhle ein anderes Stück des Berges ungefähr zwei Klafter tief eingesunken, und dadurch war eine zweite Höhle entstanden, deren Öffnung gleichfalls in seinen Hofplatz ging, So hatte er also nunmehr Wohnung, Küche und Keller dicht nebeneinander, recht als wenn sie mit Fleiß und durch Kunst angelegt worden wären.

Jetzt war ihm noch dreierlei zu thun übrig, um auf den ganzen vermeinten Winter hinlänglich versorgt zu sein. Er mußte nämlich noch Heu für seine Lamas machen, sich mit Brennholz versorgen und die Kartoffeln ausgraben um sie gleichfalls in seinen Keller zu bringen.

Von dem Heu, welches er in großer Menge einsammelte, machte er in seinem Hofraume einen kegelförmigen Schober, wie die Landleute auch bei uns zu thun pflegen, und so oft er etwas Heu

hinzuthat, trat er es so fest, daß der Regen nicht leicht hineindringen konnte. Aber bei dieser Arbeit mußte er Lehrgeld bezahlen.

Er hatte nämlich nicht die Vorsicht beobachtet, das Heu erst durchaus trocken werden zu lassen. Wenn dies nicht geschieht und es gleichwohl festgetreten wird, so fängt es an, sich zu erhitzen, zu dampfen und endlich wohl gar Feuer zu fangen. Davon hatte er in seiner Jugend nie gehört, weil er sich um die Landwirtschaft gar nicht bekümmert hatte. In seinem jetzigen Zustande aber lernte er, wie gut es ist, auf alles zu achten und so viele Kenntnisse einzusammeln, als man nur kann, wenn man auch gleich nicht voraussieht, wozu sie einmal nützen werden.

Er wunderte sich nicht wenig, als er auf einmal seinen Heuschober dampfen sah; noch mehr aber erstaunte er, als er die Hand hineinsteckte und fühlte, daß das inwendige Heu brennend heiß war. Er konnte nicht umhin, zu glauben, daß Feuer darin wäre, ungeachtet ihm die Art und Weise, wie es hineingekommen sein sollte, schlechterdings unbegreiflich war.

Er machte sich also geschwind darüber her, das Heu wieder abzupacken. Indes zu seiner Verwunderung fand er nirgends Feuer, wohl aber, daß das Heu überall sehr erhitzt und feucht war. Er geriet also von selbst auf die wahre Vermutung, daß die bloße Feuchtigkeit die Ursache der Erhitzung sei, ungeachtet er nicht begreifen konnte, wie das zugehe.

Robinson trocknete also sein Heu von neuem, und dann machte er abermals einen Schober, der Wind und Wetter trotzen konnte. Zu noch größerem Schutze verfertigte er über demselben ein Dach aus Rohr, welches unseren Strohdächern an Festigkeit wenig nachgab.

Die nächsten Tage wandte er dazu an, soviel trockenes Holz einzusammeln, als er für nötig erachtete. Dann grub er seine Kartoffeln aus und gewann einen ansehlichen Vorat derselben. Diese brachte er in seinen Keller. Endlich schüttelte er auch alle reifen Zitronen ab, um sie gleichfalls für den Winter aufzubewahren, und nun war er wegen seines Unterhalts in der rauhen Jahreszeit unbekümmert.

4. Aber diese rauhe Jahreszeit wollte noch immer nicht kommen, ungeachtet der Oktober schon zu Ende ging. Statt dessen fing es an zu regnen, als wenn die Luft in Wasser verwandelt worden wäre. Robinson wußte gar nicht, was er davon denken sollte.

Schon vierzehn Tage hindurch hatte er keinen Fuß weiter aus seiner Wohnung setzen können, als nach dem Heuschober und nach dem Brunnen, um für sich und seine Lamas Lebensmittel und Wasser zu holen. Die übrige Zeit mußte er wie ein Gefangener zubringen.

Ach! wie langsam verstrich ihm da die Zeit! Nichts zu thun zu haben und ganz allein zu sein — was das für ein Leiden ist, davon kann sich derjenige, der es nicht kennt, gar keine Vorstellung machen! Hätte ihm jemand ein Buch, oder Papier, Tinte und Feder schaffen können, gern hätte er für jedes Blatt einen Tag seines Lebens hingegeben. „O!" seufzte er oft, „was war ich doch in meiner Jugend für ein Thor, daß ich das Lesen und Schreiben zuweilen für etwas Beschwerliches und das Nichtsthun für etwas Angenehmes hielt! Das langweiligste Buch würde jetzt ein Schatz für mich sein; ein Blatt Papier und ein Schreibzeug wären mir jetzt ein Königreich!

5. In dieser Zeit der Langeweile zwang ihn die Not, zu allerlei Beschäftigungen seine Zuflucht zu nehmen, die er noch nicht versucht hatte. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken herumgetragen, ob es ihm wohl möglich sein würde, einen Topf oder eine Lampe zu verfertigen, zwei Dinge, die seinen Zustand ungemein verbessert haben würden. Er lief also in vollem Regen hin, einen Vorrat Thonerde zu holen, und dann legte er Hand ans Werk.

Freilich wollte es ihm auch hiermit nicht sogleich gelingen. Er mußte erst manchen fruchtlosen Versuch machen; aber da er nichts Besseres zu thun hatte, so fand er Vergnügen daran, seine Arbeit, so oft sie vollendet und noch nicht ganz untadelhaft war, zu zerbrechen, um sie wieder von neuem anzufangen. So brachte er einige Tage in angenehmer Geschäftigkeit zu, bis endlich Topf und Lampe völlig fertig und so wohl geraten waren, daß es Mutwille gewesen wäre, sie noch einmal zu zerbrechen. Er setzte sie also in seiner Küche unweit des Feuers hin, damit sie nach und nach austrockneten. Dann fuhr er fort, noch einige Töpfe, auch Pfannen und Tiegel von verschiedener Gestalt und Größe zu formen, und je länger er sich damit beschäftigte, desto größer wurde seine Geschicklichkeit.

6. Das Regenwetter währte indes unaufhörlich fort. Robinson sah sich also genötigt, noch andere häusliche Arbeiten zu ersinnen,

um nicht von der entsetzlichsten Langeweile gequält zu werden. Sein nächstes Geschäft war die Verfertigung eines Netzes zum Fischfange. Er hatte vorher einen ziemlichen Vorrat Bindfaden gedreht, und dieser kam ihm jetzt zu statten. Da er sich Zeit genug nahm und Geduld genug hatte, eine Sache, die anfangs nicht recht gelingen wollte, zehn- und mehrmal zu versuchen, so erfand er endlich die rechte Kunst, Knoten zu schürzen, und erlangte eine solche Geschicklichkeit darin, wie bei uns die Frauen und Mädchen in dem sogenannten Knötchen-(Filet-)machen haben. Er hatte sich nämlich ein Werkzeug von Holz ersonnen und mit seinem steinernen Messer ausgeschnitzt, welches die Gestalt einer Netznadel hatte. Mit Hilfe derselben brachte er endlich etwas zu stande, was unseren gewöhnlichen Fischnetzen an Güte und Brauchbarkeit wenig nachgab.

7. Dann geriet er auf den Einfall, zu versuchen, ob er nicht vielleicht auch einen Bogen und Pfeile machen könne. Ei, wie glühte ihm der Kopf, da er diesem Einfalle weiter nachdachte und die großen Vorteile erwog, die der Bogen ihm verschaffen würde! Mit ihm konnte er Lamas erlegen, konnte Vögel schießen, und — was das wichtigste war — mit ihm konnte er sich in seiner Wohnung verteidigen, wenn er einst von Wilden überfallen werden sollte. Er brannte vor Begierde, den Bogen fertig zu sehen, und lief trotz Regen und Wind davon, um das nötige Holz aufzusuchen.

Nicht jedes Holz schien ihm dazu gut zu sein. Er suchte eins, welches hart und zähe zugleich wäre, damit es sowohl sich gehörig biegen ließe, als auch in seine alte Lage zurückzuspringen strebte, also hinreichende Elasticität besäße.

Nachdem er nun solches Holz gefunden und abgehauen hatte, trug er es nach Hause und machte sich sogleich an die Arbeit. Aber ach! wie sehr empfand er jetzt den Mangel eines ordentlichen Messers! Wohl zwanzig oder mehr Schnitte mußte er jedesmal thun, um soviel abzuschneiden, als wir mit unseren stählernen Messern durch einen einzigen Schnitt wegnehmen können. Nicht weniger als acht volle Tage verstrichen über dieser Arbeit, ungeachtet er vom Morgen bis an den Abend unaufhörlich damit beschäftigt war.

Zu seiner unbeschreiblichen Freude war jedoch der Bogen endlich am neunten Tage fertig, und es fehlten ihm nur noch eine Sehne und Pfeile. Hätte er damals, als er die Lamas schlachtete, daran gedacht, so würde er einen Versuch gemacht haben, ob er

aus den Gedärmen derselben nicht vielleicht Saiten machen könne, weil ihm bekannt war, daß man in Europa sie aus Schafsdärmen zu machen pflegt. In Ermangelung derselben drehte er eine Schnur, und zwar so fest, als es ihm nur möglich war. Dann schritt er zur Verfertigung der Pfeile.

Hätte er nur ein Stückchen Eisen haben können, um den Pfeilen eine scharfe Spitze anzusetzen, was hätte er nicht darum gegeben! Aber dieser Wunsch war umsonst.

Nach langem Hin- und Hersinnen fiel ihm endlich ein, einmal gehört zu haben, daß die Wilden sich der Gräten großer Fische, auch wohl scharfer Steine bedienten, um ihre Pfeile und ihre Spieße zuzuspitzen, und er entschloß sich, ihnen darin nachzuahmen. Zugleich faßte er den Vorsatz, auch einen Spieß zu verfertigen.

Beides wurde sogleich bewerkstelligt. Er lief nach dem Strande hin und war so glücklich, einige große Gräten, so wie er sie wünschte, zu finden; spitzige Steinsplitter hatte er von der Verfertigung seiner Steinmesser und Steinbeile noch genug übrig. Hierauf hieb er eine gerade und lange Stange zum Spieße ab und kehrte, vom Regen triefend, wieder heim.

In einigen Tagen waren Spieß und Pfeile fertig. An dem Spieße hatte er einen scharfen Stein, an mehreren Pfeilen ebenfalls spitzige Steinsplitter, an anderen dagegen starke, stachelige Fischgräten, und an den anderen Enden derselben Federn befestigt, wodurch ihr gerader Flug bekanntermaßen befördert wird.

Jetzt machte er einen Versuch, die Brauchbarkeit seines Bogens zu prüfen. So unvollkommen derselbe auch war und aus Mangel an eisernen Werkzeugen notwendig sein mußte, so fand er ihn doch brauchbar genug, um Vögel oder andere kleine Tiere damit zu schießen; ja er zweifelte sogar nicht, daß er einen nackten Wilden, wenn er ihn nur nahe genug kommen ließe, auf eine gefährliche Weise damit würde verwunden können. Mit dem Spieße hatte er noch mehr Ursache zufrieden zu sein.

8. Nunmehr schienen seine Töpfe und seine Lampe hinlänglich ausgetrocknet zu sein. Er wollte also Gebrauch davon machen. Zuerst that er einen Klumpen Fett von den geschlachteten Lamas in einen der neuen Tiegel, um es zu schmelzen. Er gedachte sich desselben statt des Öls für die Lampe zu bedienen. Da mußte er nun aber zu seinem großen Mißvergnügen wahrnehmen, daß das

Fett, sobald es zergangen war, in den Thon des Tiegels hineindrang und an der Außenseite desselben wieder herausquoll, so daß nur wenig davon in dem Tiegel übrig blieb. Er schloß daraus, daß die Lampe und die Töpfe eben diesen Fehler haben, also ebenfalls wenig brauchbar sein würden, und so fand es sich denn auch wirklich.

Ein verdrießlicher Umstand! Er hatte sich schon so sehr darauf gefreut, daß er nun bald die Abende bei Licht zubringen und einmal wieder eine warme Suppe werde essen können, und nun schien ihm diese schöne Hoffnung für immer vernichtet zu sein.

Das war nun allerdings sehr unangenehm, und viele Leute würden sicher verdrießlich darüber geworden sein und den ganzen Plunder weggeworfen haben. Aber Robinson war nun schon ziemlich an Geduld gewöhnt und hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, nichts unvollendet zu lassen, was ihm zu vollenden nur immer möglich sein würde.

Er setzte sich also in seinen Gedankenwinkel (so nannte er eine der Ecken seiner Höhle, wo er sich hinzusetzen pflegte, wenn er etwas ersinnen wollte) und rieb sich die Stirn. Woher kommt es denn wohl, dachte er, daß die Töpfe in Europa, die doch auch nur aus Thon bestehen, so viel fester sind und gar nichts einsaugen? — Ja, das kommt daher, daß sie überglast sind. — Überglast? Hm! was mag denn das wohl eigentlich sein, und wie mag man es machen, daß sie es werden? Ha! ha! ich habs! Ja, ja, so wirds sein! — Habe ich nicht einmal gelesen, daß außer dem Sande noch verschiedene andere Stoffe, auch der Thon sogar, sich durch starkes Feuer in Glas verwandeln lassen? So wird man es also gewiß machen: Man setzt die Töpfe in einen glühenden Ofen, und wenn der Thon anfängt zu schmelzen, so nimmt man sie wieder heraus, damit sie nicht ganz in Glas verwandelt werden. Ja, ja, so ist's. Das muß ich nachmachen.

Gesagt, gethan! Er machte in seiner Küche ein tüchtiges Feuer an, und als es lichterloh brannte, steckte er einen seiner Tiegel mitten hinein. Aber es währte nicht lange, so gings — knack! und der Tiegel war zersprungen. — „O weh!" sagte Robinson, „wer hätte das gedacht!"

Er setzte sich wieder in seinen Gedankenwinkel. Wie in aller Welt, dachte er, mag das wohl zugehen? — Habe ich denn

etwa schon etwas Ähnliches erlebt? — Ei ja doch! Wenn wir im Winter ein Glas mit kaltem Wasser oder Bier auf den heißen Ofen setzten, daß es warm werden sollte, sprang das nicht auch entzwei? — Und wenn sprang es nicht entzwei? Wenn es auf den Ofen gesetzt wurde zur Zeit, da er noch nicht recht heiß war, oder wenn wir ein Blatt Papier unterlegten. Schon gut! ich merke was! Ja, ja, so wirds sein. Man muß das Gefäß nur nicht auf einmal der Glut aussetzen, sondern es erst nach und nach durchwärmen lassen. — Auch muß man sich hüten, daß das eine Ende nicht früher als das andere heiß werde. — Es lebe mein alter Kopf! rief er fröhlich aus und sprang auf, um einen zweiten Versuch zu machen.

Dieser lief nun schon viel besser ab. Der Tiegel zersprang nicht; aber er wollte doch auch nicht überglast werden.

9. Und warum denn nicht? dachte Robinson wieder. Das Feuer, meine ich, wäre doch wohl stark genug gewesen; — was mag denn nun noch fehlen? Nachdem er lange darüber nachgedacht hatte, glaubte er endlich das Richtige zu treffen. Er hatte nämlich den Versuch in einem Feuer gemacht, welches in keinen Ofen eingeschlossen war, sondern in freier Luft brannte. Aus diesem verflog die Hitze viel zu schnell und breitete sich zu sehr nach allen Seiten aus, als daß der Thon dadurch hätte bis zum Verglasen glühend werden können. Seinem Grundsatze getreu, nichts unvollendet zu lassen, beschloß er also, einen ordentlichen Schmelzofen anzulegen. Aber zu dieser Arbeit mußte er eine bequemere Witterung abwarten.

10. Es regnete nämlich noch immer fort, und erst nach zwei Monaten fing der Himmel endlich wieder an, sich aufzuklären. Nun dachte Robinson, der Winter werde angehen, und siehe! er war schon vorüber. Kaum traute er seinen eigenen Augen, als er sah, daß die allbelebende Frühlingskraft schon wieder neues Gras, neue Blumen und neue Kräuter hervortrieb; und doch war es wirklich so. Die Sache war ihm unbegreiflich, und gleichwohl sah er sie vor Augen. Das soll mir, dachte er bei sich selbst, eine Lehre sein, daß ich künftig nicht gleich etwas leugne, was ich nicht begreifen kann!

Elftes Kapitel.

1. Robinsons jetzige Lage. 2. Er richtet eine Flagge auf. 3. Verfertigung von Schuhen und Kleidern. 4. Das Brennen der Töpfergeräte gelingt. 5. Krankheit.

1. Die Lage, in der sich Robinson jetzt befand, war um vieles angenehmer als die, in welcher er sich im Anfange befunden hatte. Es fehlte ihm nicht an der nötigen Nahrung; er hatte Kartoffeln, Fleisch, Fische, Schildkröten, Salz, Zitronen, Austern, Milch, und seit einiger Zeit verstand er sogar, aus letzterer Butter und Käse zu bereiten. Dabei wußte er seine Speisen schmackhaft herzustellen. Er hatte ferner eine Wohnung, die ihm genügenden Schutz gewährte; er besaß Spieß, Bogen und Pfeile und manches andere. Robinson wußte dies alles auch sehr zu schätzen und dankte Gott täglich dafür, und doch hätte er sein halbes künftiges Leben darum gegeben, wenn ein Schiff gekommen wäre, um ihn wieder in sein Vaterland zu bringen.

Er fühlte tief, daß ihm, um wirklich glücklich zu sein, noch viel, sehr viel, um nicht zu sagen alles fehlte. Es fehlte ihm vor allem an einem, ohne welches hienieden keine wahre Glückseligkeit möglich ist: an Gesellschaft, an Freunden, an Wesen seiner Art, die er lieben und von welchen er wieder geliebt werden konnte. Entfernt von seinen Eltern, die er so sehr betrübt hatte, entfernt von seinen Freunden, die er niemals wieder zu sehen hoffen durfte; entfernt von allen, allen Menschen auf der ganzen Erde — ach! was hätte ihm in dieser traurigen Lage auch der größte Überfluß an allen irdischen Gütern sonderlich für Freude machen können? Versuche es, junger Freund, versuche es nur einmal, einen einzigen Tag an einem einsamen Orte ganz allein zu sein, und du wirst fühlen, was es mit dem einsamen Leben auf sich habe!

Und außerdem fehlte auch noch sehr viel daran, daß Robinsons übrige Bedürfnisse völlig befriedigt gewesen wären. Alle seine Kleidungsstücke zerfielen nach und nach in unbrauchbare Lappen, und noch sah er nicht, wie es ihm möglich sein würde, neue Kleider zu verfertigen.

Zum Schutze wider die Kälte hätte er deren allerdings nicht gerade bedurft, wohl aber brauchte er sie zur Befriedigung seiner

Schamhaftigkeit vor sich selbst und zugleich zum Schutze wider das Ungeziefer, besonders wider die Moskitos, wovon es auf dieser Insel wimmelte.

Letztere, eine Art von Fliegen, die aber einen viel schmerzhafteren Stich als die unserigen verursachen, sind eine große Plage für die Bewohner der heißen Erdgegenden; denn ihre Stiche lassen beinahe ebenso schmerzhafte Beulen zurück, als bei uns der Stich der Bienen und der Wespen. Robinsons Gesicht und Hände waren fast immer davon angeschwollen. Was standen ihm nicht erst für Leiden bevor, wenn seine Kleidungsstücke einst völlig zerrissen sein würden! Und diese Zeit war nahe.

2. Dies und besonders die Sehnsucht nach seinen Eltern und nach menschlicher Gesellschaft überhaupt, preßte ihm manchen tiefen Seufzer aus, so oft er am Strande stand und mit nassen, schmachtenden Augen über das unendliche Weltmeer hinblickte und dann nichts als Wasser und Himmel vor sich sah. Wie schwoll ihm oft das Herz vor vergeblicher Hoffnung, wenn am entfernten Gesichtskreise ein kleines Wölkchen emporstieg und seine Einbildungskraft ein Schiff mit Masten und Segeln daraus machte! Und wenn er dann des Irrtums inne ward, ach! wie stürzten ihm da die Thränen aus den Augen, und mit welchem bangen und beklommenen Herzen kehrte er dann zu seiner Wohnung zurück!

Er betete Tag und Nacht zu Gott um seine Erlösung; aber er vergaß auch nie hinzuzusetzen: „Doch, Herr, nicht mein Wille, sondern der deinige geschehe!"

Aus Besorgnis, daß einmal ein Schiff vorbeifahren oder sich bei der Insel vor Anker legen möchte zu einer Zeit, da er gerade nicht am Strande wäre, faßte er den Entschluß, auf der vorspringenden Erdzunge ein Zeichen aufzurichten, aus welchem jeder, der da ankäme, seine Not ersehen könnte. Dieses Zeichen bestand in einem Pfahle, an welchem er eine Flagge wehen ließ. Zu dieser Flagge verwendete er sein Hemd, das sich jetzt in einem Zustande befand, daß es unmöglich länger getragen werden konnte. Er nahm den größten Lappen desselben und befestigte ihn an dem aufgerichteten Pfahle.

Nun hätte er auch gern eine Inschrift auf den Pfahl gesetzt, um seine Not noch deutlicher zu erkennen zu geben; aber wie wollte er das anfangen? Das einzige Mittel dazu, welches in

seiner Gewalt stand, war, daß er die Buchstaben mit seinem steinernen Messer einschnitt. Aber nun entstand die Frage, in welcher Sprache er die Inschrift abfassen sollte? That er es in deutscher oder englischer Sprache, so konnte vielleicht ein französisches, oder spanisches, oder portugiesisches Schiff kommen, und dann würden die Leute auf demselben nicht verstanden haben, was die Worte bedeuteten. Glücklicherweise besann er sich auf ein paar lateinische Wörter, mit welchen er seinen Wunsch ausdrücken konnte.

Da die lateinische Sprache damals durch alle Länder Europas verbreitet war und die meisten Menschen, die eine ordentliche Erziehung gehabt hatten, wenigstens etwas davon verstanden, so durfte Robinson hoffen, daß auf jedem Schiffe, welches da ankäme, wenigstens einer sein würde, der seine Inschrift verstünde. Also machte er sie fertig. Sie lautete: „Ferte opem misero Robinsonio!“ das heißt: „Helft dem armen Robinson!“

3. Jetzt war ihm vor allem der Mangel an Schuhen und Strümpfen empfindlich. Diese waren ihm endlich stückweise abgefallen, und die Moskitos plagten seine nackten Beine so entsetzlich, daß er vor Schmerzen nicht zu bleiben wußte. Gesicht, Hände und Füße waren ihm seit der Regenzeit, nach welcher das Ungeziefer sich auf eine unbeschreibliche Weise vermehrt hatte, dergestalt von schmerzhaften Stichen aufgeschwollen, daß sie gar kein menschliches Aussehen mehr hatten.

Wie oft setzte er sich in seinen Gedankenwinkel, um ein Mittel zu seiner Bedeckung auszusinnen. Aber immer vergebens; immer fehlte es ihm an Werkzeugen und an nötiger Kenntnis, um das zu stande zu bringen, was er zu machen wünschte.

Das leichteste unter allen Mitteln zu einer Bekleidung schienen ihm die Felle der geschlachteten Lamas zu sein. Aber diese waren noch roh und steif, und zum Unglück hatte er sich nie darum bekümmert, wie die Lohgerber und die Weißgerber es anfangen, um rohe Felle zuzubereiten. Und hätte er das auch gewußt, so hatte er doch keine Nadel und keinen Zwirn, um aus dem Leder irgend ein Kleidungstück zusammenzunähen.

Die Not war indes dringend. Er konnte weder bei Tage arbeiten, noch zur Nachtzeit schlafen, so unaufhörlich verfolgten ihn die Fliegen und Mücken mit ihren Stacheln. Es mußte also not-

wendig irgend etwas geschehen, wenn er nicht auf die erbärmlichste Weise umkommen sollte.

Die Not zwang ihn, sich zu helfen, so gut er konnte. Er nahm also die Felle vor und schnitt aus denselben — freilich nicht ohne viele Mühe — mit seinem steinernen Messer erst ein Paar Schuhe, dann ein Paar Strümpfe zu. Nähen konnte er beide nicht; also mußte er sich begnügen, nur kleine Bindelöcher darein zu machen, um sie mit Hilfe eines gedrehten Fadens an den Füßen fest zu schnüren. Das war nun freilich mit großer Beschwerlichkeit verbunden. Denn ungeachtet er das Rauhe auswärts kehrte, fühlte er doch immer eine brennende Hitze in den Füßen, und das steife, harte Leder schabte ihm vollends bei dem geringsten Gange, den er vornahm, die Haut wund und verursachte ihm dadurch nicht geringe Schmerzen. Und dennoch wollte er lieber dies als die Stiche der Moskitos ertragen.

Von einem anderen, sehr steifen und etwas krumm gebogenen Stück Leder machte er sich eine Larve, indem er nur zwei kleine Löcher für die Augen und ein drittes für den Mund zum Atemholen hineinschnitt.

Und da er einmal bei dieser Arbeit war, so beschloß er, nicht eher nachzulassen, als bis er endlich auch mit einer Jacke und mit Beinkleidern aus Lamafellen zu stande gekommen wäre. Das kostete nun freilich schon mehr Kopfzerbrechen; allein was hat man auch ohne Mühe, und was gelingt einem endlich nicht, wenn man nur Geduld und Fleiß genug anwendet? — Ihm gelang auch diese Arbeit zu seiner herzlichen Freude.

Die Jacke war aus drei Stücken zusammengesetzt, die durch Schnüre verbunden wurden; zwei Stücke nämlich waren für die Arme und das dritte für den Leib. Die Beinkleider bestanden gleichfalls, wie unsere Reithosen, aus zwei Stücken, einem Vorder- und einem Hinterteile, und wurden auf den Seiten zugeschnürt. Er legte beides, sobald es fertig geworden war, an, mit dem Vorsatze, sein altes, schon halb zerrissenes europäisches Kleid nur an hohen Festtagen und an seiner Eltern Geburtstagen, die er als heilige Tage feierte, anzuziehen.

Sein Aufzug war nunmehr der sonderbarste von der Welt. Vom Kopfe bis zu den Füßen war er in rauhe Felle eingehüllt; statt des Degens hatte er ein großes steinernes Beil an der Seite,


X.A.E. Heue

auf dem Rücken eine Jagdtasche, einen Bogen und ein Bündel Pfeile, in der rechten Hand einen Spieß, der noch einmal so lang war als er selbst, in der linken einen geflochtenen Sonnenschirm, mit breiten Blättern belegt, und auf dem Kopfe statt des Hutes einen spitz zugehenden Korb, gleichfalls mit rauhen Fellen überzogen. Keiner, der ihn so gesehen hätte, würde in diesem wunderbaren Aufzuge ein menschliches Wesen vermutet haben. Auch mußte er selbst über sich lachen, als er diese seine ganze Figur zum erstenmal im Bache sah.

4. Jetzt schritt er wieder zu seiner Töpferarbeit. Der Brennofen war bald gemacht, und nun wollte er versuchen, ob er nicht durch die Gewalt des stärksten Feuers eine Verglasung hervorbringen könne. Er steckte also die Töpfe und Tiegel hinein und machte darauf nach und nach ein so starkes Feuer an, daß der Ofen durch und durch glühend wurde Dies heftige Feuer unterhielt er bis auf den Abend; dann ließ er es nach und nach ausgehen und war nun sehr begierig, den Erfolg zu sehen. Aber was war's? Der erste Topf, den er hervorzog, war dennoch nicht verglast; der zweite auch nicht, und so die übrigen. Als er aber zuletzt einen der Tiegel betrachtete, so bemerkte er mit ebenso großer Freude als Verwunderung, daß dieser allein auf dem Boden mit einer ordentlichen Glasrinde überzogen worden war.

Dabei stand nun sein Verstand vollends still. Was in aller Welt, dachte er, mag doch wohl die Ursache sein, warum gerade dieser eine Tiegel ein wenig überglast ist, und keins von den übrigen Gefäßen, da sie doch alle aus einerlei Thon gemacht und in einem und demselben Ofen gebrannt worden sind? — Er sann und sann, aber es wollte sich lange nichts finden lassen, was ihm das Ding begreiflich machte.

Endlich erinnerte er sich, daß in diesem Tiegel ein wenig Salz gewesen war, als er ihn in den Ofen gesetzt hatte. Er konnte also nicht umhin, zu vermuten, daß dieses Salz einzig und allein die Ursache der Verglasung sei.

Und so war es auch in der That. Er hätte die Töpfe nur mit Salzwasser zu bestreichen, oder auch nur eine gewisse Menge Salz in den glühenden Ofen zu werfen brauchen, so würden dieselben alsbald mit einer Glasrinde überzogen worden sein.

5. Das wollte er nun am folgenden Tage versuchen. Schon

brannte das Feuer unter seinem Ofen, schon hatte er einige Gefäße mit Salzwasser überstrichen und in andere trockenes Salz gethan, um beide Versuche zugleich zu machen, als er mitten in dieser Arbeit durch etwas unterbrochen wurde, wovor ihm schon lange am meisten bange gewesen war, durch — eine Unpäßlichkeit.

Er empfand Übelkeiten, Kopfschmerzen und eine große Mattigkeit in allen seinen Gliedern. Und nun stand ihm der schrecklichste Zustand bevor, in welchen ein Mensch nur immer geraten kann.

Großer Gott, dachte er, was wird aus mir werden, wenn ich von meinem Lager nicht mehr werde aufstehen können, wenn keine mitleidige Hand da ist, die meiner wartet und meinem Unvermögen zu Hilfe kommt, kein Freund, der mir den Todesschweiß abwischt und mir irgend ein Labsal reicht? — Gott! Gott! was wird aus mir werden!

Er sank, von tiefer Seelenangst überwältigt, mit diesen Worten ohnmächtig zu Boden.

War ihm nun jemals ein festes, kindliches Vertrauen auf Gott, den allgegenwärtigen und alliebenden Vater, nötig gewesen, so war es jetzt. Aller menschlichen Hilfe beraubt, von seinen eigenen Kräften verlassen, was blieb ihm noch übrig, wenn er in seinem Elende nicht untergehen sollte? Gott! Gott allein; sonst niemand in der ganzen Welt.

Er lag und rang mit Todesangst. Seine Hände waren fest ineinander geklammert, und unfähig zu reden, unfähig zu denken, richtete er seine starren Blicke gen Himmel. „Gott! Gott! Erbarmen!" — das war alles, was er mit tiefen Seufzern von Zeit zu Zeit hervorzubringen vermochte.

Aber die Angst ließ ihn nicht lange ruhen. Er raffte seine letzten Kräfte zusammen, um womöglich das Nötigste zu seiner Verpflegung neben sein Lager zu tragen, damit er, wenn ihm die Krankheit das Aufstehen unmöglich mache, doch nicht ganz ohne alle Erquickung sei. Mit großer Beschwerlichkeit trug er ein paar Schildkrötenschalen voll Wasser herbei, die er neben sein Lager setzte. Dann legte er einige gebratene Kartoffeln und vier Zitronen, die ihm noch übrig waren, dazu. Hierauf sank er ohnmächtig daneben auf sein trauriges Krankenbett.

Hätte es dem lieben Gott jetzt gefallen, ihn durch einen plötzlichen Tod von der Erde hinwegzunehmen, ach! wie gern wäre er

gestorben! Er wagte es, Gott darum zu bitten; aber bald darauf besann er sich wieder, daß dieses Gebet nicht recht sei. Bin ich nicht Gottes Kind? dachte er; bin ich nicht sein Werk, und ist er nicht mein liebreicher, mein weiser, mein mächtiger Vater? Wie darf ich ihm also vorschreiben, was er mit mir thun soll? Weiß er nicht am besten, was mir gut ist, und wird er es nicht so mit mir machen, wie es mir am zuträglichsten ist? Ja, ja, das wird er, der gute, liebe, mächtige Gott! Schweig also, mein armes bekümmertes Herz! Sieh auf Gott, meine arme geängstete Seele — auf Gott, den großen Helfer in allen Nöten, und er wird dir helfen, wird dir helfen durch Leben und Tod!

Jetzt überfiel ihn ein heftiges Fieber. Ungeachtet er sich ganz und gar mit Lamafellen bedeckte, konnte er sich doch nicht erwärmen. Dieser Frost dauerte wohl zwei Stunden. Dann wechselte er mit einer Hitze ab, die wie ein brennendes Feuer durch alle seine Adern lief. Seine Brust flog vom heftigen Schlagen seiner Pulsadern auf und nieder, wie die Brust eines Menschen, der sich ganz außer Atem gelaufen hat. In diesem schrecklichen Zustande hatte er kaum soviel Kräfte übrig, die Schildkrötenschale mit dem Wasser nach dem Munde zu führen, um seine brennende Zunge zu kühlen.

Endlich drang der Schweiß in großen Tropfen hervor, und dies verschaffte ihm einige Linderung. Nachdem er eine Stunde darin gelegen hatte, gewann seine Seele wieder einige Besonnenheit. Und da fiel ihm der Gedanke aufs Herz, daß sein Feuer ausgehen werde, wenn er nicht neues Holz zulege. Er kroch also, wie matt er auch war, auf allen Vieren hin und warf so viel Holz auf den Herd, als nötig war, um das Feuer bis zum Morgen zu erhalten; denn jetzt war die Nacht schon angegangen.

Diese Nacht war die traurigste, die er je verlebt hatte. Frost und Hitze wechselten ohne Unterlaß miteinander ab, die heftigsten Kopfschmerzen hörten gar nicht auf, und kein Schlaf kam in seine Augen. Dadurch wurde er so entkräftet, daß er am andern Morgen kaum wieder nach dem Holze hinzukriechen vermochte, um das Feuer zu unterhalten.

Gegen Abend nahm die Krankheit von neuem zu. Er wollte abermals nach dem Feuer kriechen, aber das war ihm diesmal unmöglich. Er mußte also auf die Erhaltung desselben Verzicht leisten,

und die gewisse Hoffnung, daß es nicht mehr lange mit ihm dauern werde, machte ihn gleichgiltig dagegen.

Die Nacht war wieder wie die vorige. Am Morgen war das Feuer erloschen; das übrige Wasser in den Schildkrötenschalen fing an zu faulen, und Robinson war nunmehr unfähig, sich von einer Seite auf die andere zu legen. Er glaubte die Annäherung des Todes zu fühlen, und die Freude darüber machte ihn stark genug, sich noch durch ein frommes Gebet zu seiner großen Reise zu bereiten.

Er bat Gott noch einmal demütig um Vergebung seiner Sünden. Dann dankte er ihm für alle Güte, die er ihm — einem so unwürdigen Menschen — sein ganzes Leben hindurch erwiesen hatte. Besonders aber dankte er ihm für die Leiden, die er zu seiner Besserung ihm zugeschickt hatte, und wovon er jetzt mehr als jemals erkannte, wie wohlthätig sie für ihn gewesen waren. Zuletzt bat er noch um Trost und Segen für seine armen Eltern, dann empfahl er seine unsterbliche Seele der ewigen Vaterliebe seines Gottes — legte sich darauf zurecht und erwartete den Tod mit freudiger Hingebung.

Auch schien derselbe sich mit starken Schritten zu nähern. Die Beängstigungen nahmen zu; die Brust fing an zu röcheln, und das Atemholen wurde ihm immer schwerer. Jetzt, jetzt schien der letzte gewünschte Augenblick da zu sein! Eine Beängstigung, wie er sie noch nie gefühlt hatte, ergriff sein Herz, der Atemzug stand plötzlich still, er bekam Verzückungen, neigte sein Haupt und — hörte auf, sich seiner bewußt zu sein.

Zwölftes Kapitel.

1. Genesung und Dankgebet. 2. Robinson ist wieder ohne Feuer. 3. Butterbreitung. 4. Nur nicht müßig gehen! 5. Robinson beschließt, einen Kahn zu bauen; er findet Mais und Kakao. 6. Ein Papagei wird sein Gesellschafter.

1. Lange lag Robinson im Zustande gänzlicher Bewußtlosigkeit. Endlich — wer hätte das gedacht! — kehrte das Bewußtsein in seine Seele zurück.

Mit einem tiefen Seufzer fing er wieder an, auf die ge-

wöhnliche Weise Atem zu holen. Dann schlug er seine Augen auf und blickte umher, als ob er sehen wolle, wo er sei; denn wirklich war er in diesem Augenblicke selbst noch zweifelhaft, ob er gestorben sei oder nicht. Endlich überzeugte er sich, daß er noch lebe, und zwar zu seiner größten Betrübnis, weil der Tod ihm jetzt wünschenswerter erschien als das Leben.

Er fühlte sich sehr matt, aber doch ohne sonderliche Schmerzen. Statt der trockenen, brennenden Hitze, die er vorher empfunden hatte, quoll jetzt ein starker, wohlthätiger Schweiß aus allen seinen Gliedern. Um denselben zu unterhalten, bedeckte er sich immer noch mehr mit Fellen, und kaum hatte er eine halbe Stunde in dieser Lage zugebracht, als er anfing, große Erleichterung zu spüren.

Aber jetzt quälte ihn der Durst auf die allerempfindlichste Weise; das übrige Wasser war nicht mehr trinkbar; zum Glück erinnerte er sich der Zitronen. Mit vieler Mühe biß er endlich eine derselben an und genoß ihren Saft; dies war ihm eine große Erquickung. Dann geriet er unter fortdauerndem Schweiße in einen sanften Schlummer, der die ganze Nacht hindurch dauerte und erst bei Aufgang der Sonne endigte. O, wie viel leichter war es ihm jetzt ums Herz als am gestrigen Tage! Die Wut der Krankheit hatte sich offenbar gelegt, uud sein ganzes jetziges Übel bestand nur noch in großer Mattigkeit. Er fühlte sogar schon wieder einige Eßlust und verzehrte eine der gebratenen Kartoffeln, auf die er etwas Zitronensaft träufelte, um ihren Geschmack erfrischender zu machen.

Die beiden vorigen Tage hatte er sich so gar nicht um seine Lamas bekümmert; jetzt aber war es ihm ein rührender Anblick, sie zu seinen Füßen liegen zu sehen. Sie sahen ihn mit ihren klaren, gutmütigen Augen starr an, gerade als ob sie sich erkundigen wollten, obs noch nicht besser mit ihm sei. Zum Glück lag von seinen Futtervorräten, die er in Erwartung des Winters eingesammelt hatte, noch ein Teil im Hofe; davon, sowie von den Blättern der Umzäunung hatten sie ihren Hunger gestillt, und Wasser, um den Durst zu löschen, hatten sie auch gehabt, da Robinson von der Quelle aus eine Rinne durch den Hof geleitet hatte.

Als das alte Mutterlama ihm so nahe kam, daß er es erreichen konnte, wandte er alle seine Kräfte an, ihm etwas Milch

aus dem Euter zu ziehen, damit sie ihm nicht vergehen möchte. Der Genuß dieser frischen Milch mußte seinem kranken Körper auch sehr zuträglich sein, denn es ward ihm recht wohl darnach.

Hierauf verfiel er von neuem in einen erquickenden Schlaf, aus dem er erst nach Sonnenuntergang wieder erwachte. Und da verspürte er noch viel stärkeren Hunger. Er aß also wieder einige Kartoffeln mit Zitronensaft und legte sich abermals schlafen.

Dieser fortdauernde erquickende Schlaf und seine gute Natur wirkten so stark zur Wiederherstellung seiner Kräfte, daß er am folgenden Morgen schon aufstehen und — obschon mit schwachen, zitternden Füßen — einige Schritte versuchen konnte.

Er schwankte aus der Höhle auf seinen Hofplatz. Hier hob er seine Augen gen Himmel. Ein sanft erwärmender Strahl der Morgensonne fiel durch die Bäume auf sein Angesicht, und es ward ihm, als wenn er neu geboren würde. „O du ewiger Quell des Lebens!" rief er aus, indem er sich auf seine Knie warf, „Gott! Gott! habe Dank, daß du mich noch einmal deine schöne Sonne erblicken und in ihrem Lichte die Wunder deiner Schöpfung sehen lässest! Habe Dank! Dank! Dank! daß du mich nicht verlassen hast in meiner Not, daß du mich noch einmal zurückgerufen hast ins Leben, um mir noch mehr Zeit zu meiner Besserung zu schenken! Laß mich doch ja jeden Tag meines noch übrigen Lebens dazu anwenden, damit ich zu jeder Zeit bereit gefunden werde, von dieser Erde zu scheiden und dahin versetzt zu werden, wo wir den Lohn unserer guten und bösen Thaten empfangen werden."

Nach diesem kurzen, aber herzlichen Gebete weidete er seine Augen bald an dem großen, blauen Gewölbe des Himmels, bald an den Bäumen und Stauden, die, in frisches Grün gekleidet, und mit Tau beperlt, so lachend vor ihm dastanden, bald an seinen treuen Lamas, die sich freudig und liebkosend um ihn her drängten. Es war ihm, als wäre er von einer langen Reise wieder zu den Seinigen zurückgekommen; sein Herz floß über und ergoß sich in süßen Freudenthränen.

Der Genuß der frischen Luft und des frischen Wassers, welches er mit Milch vermischte, sowie die stille Heiterkeit seines Gemüts trugen nicht wenig dazu bei, ihn bald völlig wieder herzustellen. In wenigen Tagen waren alle seine Kräfte ersetzt, und er sah sich im stande, zu seinen Arbeiten zurückzukehren.

2. Das erste, was er vornahm, war, nachzusehen, was wohl aus seinen Töpfen geworden sein möchte. Er öffnete den Ofen, und siehe da! alle seine Gefäße waren so schön überglast, als wenn sie von einem Töpfer gemacht worden wären. In der Freude darüber vergaß er eine Zeitlang, daß er von dieser seiner wohlgeratenen Arbeit nun keinen Gebrauch werde machen können, weil sein Feuer ausgegangen war. Als ihm dieses endlich einfiel, stand er mit gesenktem Haupte, sah bald die Töpfe und Tiegel, bald die Feuerstelle in seiner Küche an und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Doch blieb seine Betrübnis diesmal in den Schranken der Mäßigkeit. Er dachte nämlich: eben die gütige Vorsehung, die dir neulich Feuer verschaffte, kann dir ja, entweder auf eben dieselbe oder auf eine andere Weise, auch zum zweitenmal dazu verhelfen, wenn es ihr gefällt. Überdies wußte er nun schon, daß er hier keinen Winter zu besorgen hatte, und ungeachtet er von Jugend auf an Fleischspeisen gewöhnt war, so hoffte er doch, daß er auch ohne dieselben, bloß von Früchten und von der Milch seiner Lamas werde leben können.

Es reute ihn indes nicht, die Töpfe gemacht zu haben, denn er konnte sie nun wenigstens zu Milchgefäßen gebrauchen. Den größten Teil davon hatte er zu einem besonderen Gebrauche ausersehen.

3. Er bildete sich nämlich ein, daß ihm seine Kartoffeln noch besser schmecken würden, wenn er sie mit etwas Butter essen könnte. Aber ein hölzernes Butterfaß zu verfertigen, war ihm unmöglich. Er wollte daher versuchen, ob die Butter sich nicht auch in einem großen Topfe machen ließe. Er sammelte also so viel Rahm, als er nötig zu haben glaubte. Dann machte er einen kleinen hölzernen Teller mit einem Loche in der Mitte, in welches er einen Stock steckte. Mit diesem Werkzeuge fuhr er in dem mit Rahm angefüllten Topfe so lange auf und nieder, bis die Butter von der Buttermilch sich absonderte, worauf er sie mit Wasser wusch und mit etwas Salz vermischte.

So war er denn auch damit glücklich zu stande gekommen; aber indem er die Frucht seines Fleißes jetzt genießen wollte, fiel ihm erst ein, daß er auch keine Kartoffeln mehr braten könne, weil er kein Feuer habe, woran er in der Hitze seiner Geschäftigkeit wiederum gar nicht gedacht hatte. Da stand nun die schöne Butter,

welche ungegessen bleiben sollte, und Robinson stand daneben mit traurigem Gesicht. Er sah sich nun auf einmal wieder in seinen anfänglichen armseligen Zustand versetzt. Austern, Milch, Kokosnüsse und rohes Fleisch waren wieder seine einzigen Nahrungsmittel geworden, und es stand dahin, ob er diese immer werde haben können. Das schlimmste dabei war, daß er gar kein Mittel vor sich sah, wie er seinen Zustand je verbessern könne.

4. Was sollte er nun vornehmen? Alles, was er mit seinen bloßen Händen machen konnte, war schon gethan. Es schien ihm also nichts mehr übrig zu sein, als seine Lebenszeit mit Nichtsthun und Schlafen hinzubringen. Der schrecklichste Zustand, den er sich nur denken konnte! Denn die Arbeitsamkeit war ihm jetzt schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er nicht mehr leben konnte, ohne sich mit irgend einer nützlichen Verrichtung die Zeit zu vertreiben, und er pflegte nachher oft zu sagen, daß er die Besserung seines Herzens vornehmlich dem Umstande zu verdanken habe, daß er durch die anfängliche Hilflosigkeit seines einsamen Aufenthaltes zu einer beständigen Geschäftigkeit gezwungen worden sei. „Die Arbeitsamkeit", fügte er hinzu, „ist die Mutter vieler Tugenden, so wie die Faulheit der Anfang aller Laster ist!"

Darum gab er auch später allen jungen Leuten den Rat, sich doch ja von Kindheit an zu gewöhnen, immer geschäftig zu sein. „Denn", sagte er, „so wie man sich gewöhnt in der Jugend, so bleibt man gewöhnlich all sein Leben lang, faul oder fleißig, geschickt oder ungeschickt, ein guter oder ein schlechter Mensch".

Robinson dachte also lange hin und her, was er doch nun wohl für eine Arbeit wieder vornehmen könne, um nicht müßig zu sein.

5. Schon lange vor seiner Krankheit hatte ihm der Gedanke im Kopfe gelegen, ob es ihm denn nicht möglich wäre, ein Schiff zu verfertigen. Jetzt wurde derselbe wieder so lebendig in ihm, daß er Tag und Nacht nicht davon loskommen konnte. Gelänge es ihm, sagte er sich, so könne er vielleicht einen Versuch machen, sich damit aus seiner Einsamkeit, die ihm durch den Verlust des Feuers abermals so traurig geworden war, zu befreien und wieder zu Menschen zu kommen. Er hatte Ursache, zu vermuten, daß das feste Land von Amerika nicht sehr fern sein könne, und er war entschlossen, wenn er einen kleinen Kahn hätte, keine Gefahr zu achten, um womöglich nach diesem festen Lande hinzukommen.

Voll von diesem Gedanken, ging er eines Tages aus, um einen Baum aufzusuchen, den er durch Aushöhlen zu einem kleinen Kahne machen könne. Da er in dieser Absicht einige Gegenden durchlief, wo er bisher nicht gewesen war, so entdeckte er noch manches ihm unbekannte Gewächs, darunter auch einige, womit er allerlei Versuche anzustellen beschloß, um zu erfahren, ob er sie nicht zu seinem Unterhalte verwenden könne.

Unter anderem fand er einige Stauden von Mais oder türkischem Weizen, in manchen Gegenden auch Welschkorn genannt. Er bewunderte die großen Ähren oder Kolben, an deren jedem er über zweihundert große Körner zählte, die wie Korallen an einander gereiht waren. Er zweifelte nicht, daß man Mehlspeisen und Brot davon machen könne; aber wie sollte er die Körner mahlen? wie das Mehl von der Kleie reinigen? wie endlich Brot und andere Speisen daraus bereiten, da er nicht einmal Feuer hatte? Nichts destoweniger nahm er einige Kolben davon mit, um die Körner zu pflanzen. Denn, dachte er, wer weiß, ob ich nicht mit der Zeit einen Gebrauch davon machen lerne?

Ferner entdeckte er einen Fruchtbaum, der ihm gleichfalls noch nicht vorgekommen war. Er sah große Kapseln daran hängen, und als er eine davon erbrach, fand er wohl sechzig Bohnen darin. Der Geschmack derselben wollte ihm nicht sehr gefallen. Indes steckte er auch von diesen eine reife Frucht in seine Jagdtasche. Es waren Kakaobohnen, von welchen die Schokolade gemacht wird.

Bei längerem Suchen entdeckte er auch endlich einen Baum, der ihm zu seinem Zwecke passend schien. Derselbe war hinreichend hoch und dick und auf der einen Seite schon etwas hohl. Solltest du, dachte Robinson, nicht im stande sein, denselben umzuhauen, und vollends auszuhöhlen! Freilich verhehlte er sich nicht die große Schwierigkeit, die beides bei seinen so unvollkommenen Werkzeugen für ihn haben würde. Indes merkte er sich die Stelle, wo der Baum stand, und ging nach Hause, um erst weiter über die Sache nachzudenken.

6. Auf seinem Rückwege fand er, was er zu finden längst gewünscht hatte, ein Papageienneſt mit flüggen Jungen. Wie groß war seine Freude über diesen Fund! Aber indem er hinzutrat, um die Jungen auszunehmen, flatterten sie alle davon bis auf einen, den er glücklich haschte. Froh eilte er damit nach Hause. Er hoffte

nämlich, daß es ihm gelingen werde, ihn einige Worte aussprechen zu lehren, und sich damit die Freude zu verschaffen, einmal wieder eine menschenähnliche Stimme zu hören. Manchem, der mitten in der menschlichen Gesellschaft lebt und des Glückes, Menschen zu sehen, Menschen zu hören, mit Menschen zu reden und mit ihnen umzugehen, alle Tage genießen kann, wird vielleicht die Freude, welche Robinson sich von dem Geschwätz des Papageien versprach, eben nicht von großer Erheblichkeit zu sein scheinen; aber wer sich an seine Stelle zu versetzen vermag, wird begreifen, daß das, was uns eine unerhebliche Kleinigkeit zu sein scheint, für ihn ein großer Zuwachs an wirklicher Glückseligkeit sein mußte.

Er eilte also froh nach Hause, verfertigte noch, so gut er konnte, einen Käfig, setzte denselben mit seinem neuen Freunde neben seine Lagerstelle und legte sich schlafen.

Dreizehntes Kapitel.

1. Beginn des Kahnbaues. 2. Einteilung des Tages.

1. Die ganze Nacht hindurch beschäftigte Robinson die Frage, ob es ihm wohl möglich sein werde, durch anhaltenden Fleiß, wenn auch mit vieler Mühe und unter sauerem Schweiße, sein Vorhaben auszuführen, oder ob er lieber ganz davon absehen solle, da er doch nicht zum Ziele kommen werde? Immer drängte sich dabei der Gedanke in seine Überlegung ein: Und wenn es mir nun glücken sollte, einen Kahn herzustellen, hätte ich dann nicht Hoffnung, mich aus dieser traurigen Einöde befreien zu können?

Dieser Gedanke an seine Befreiung wurde endlich so lebhaft in seiner Seele, daß er plötzlich aufsprang, sein steinernes Beil ergriff und spornstreichs nach dem Baume hinlief, um das große Werk sogleich anzufangen.

Aber hatte er jemals ein mühseliges und langwieriges Geschäft unternommen, so war es dieses. Tausend andere Menschen würden nach dem ersten Hiebe den Arm mutlos wieder haben sinken lassen und die Sache für unmöglich gehalten haben. Aber Robinson hatte sich nun einmal zum Gesetz gemacht, sich durch keine

Schwierigkeit von irgend einem vernünftigen Vorhaben abschrecken zu lassen; also blieb er auch diesmal mit großer Standhaftigkeit bei seinem einmal gefaßten Vorsatze, die Ausführung mochte ihm noch so viel Zeit und noch so viel Arbeit kosten.

Nachdem er von Sonnenaufgang an bis gegen Mittag fast unaufhörlich gearbeitet hatte, war das Loch, welches er durch tausend Hiebe in den Stamm gehauen hatte, noch nicht so groß, daß er seine Hand hineinlegen konnte. Daraus konnte er nun schon schließen, wieviel Zeit er gebrauchen werde, um den ganzen, ziemlich dicken Baum völlig umzuhauen und ein Schiff daraus zu zimmern.

2. Er sah wohl, daß das eine Arbeit von mehr als einem Jahre sein würde, und hielt daher für nötig, eine ordentliche Einteilung seiner Tageszeit zu machen, um für jede Stunde ein gewisses Geschäft zu haben. Denn er hatte schon aus der Erfahrung gelernt, daß bei einem geschäftigen Leben nichts mehr unseren Fleiß befördert und erleichtert, als Ordnung und regelmäßige Einteilung der Tagesstunden. Nach dem Plane, den er entwarf, war sein künftiger Tageslauf in folgender Weise geordnet:

Sobald der Tag anbrach, stand er auf und lief nach der Quelle, um Kopf, Hände und Füße zu waschen. Da er kein Handtuch hatte, so mußte er sich von der Luft trocknen lassen, was er dadurch beförderte, daß er jedesmal in vollem Laufe nach seiner Wohnung zurückrannte. Dann kleidete er sich völlig an. War dieses geschehen, so erstieg er den Hügel über seiner Höhle, wo er eine freiere Aussicht hatte, warf sich auf die Knie und verrichtete ein andächtiges Morgengebet, wobei er nie vergaß, Gott um Segen für seine Eltern zu bitten. Hierauf molk er seine Lamas, von welchen er sich nach und nach eine kleine Herde herangezogen hatte. Einen Teil der Milch verwahrte er jedesmal in seinem Keller; die übrige genoß er zum Frühstück. Darüber war denn ungefähr eine Stunde verflossen. Nun legte er alles, was zu seiner Bewaffnung gehörte, an und machte sich auf den Weg, entweder gleich nach dem Orte, wo der Baum stand, oder falls es gerade Ebbezeit war, erst nach dem Strande, um einige Austern zum Mittagsessen aufzulesen. Seine Lamas liefen dann gewöhnlich alle hinter ihm her und weideten neben ihm, indes er selbst mit Behauen des Baumes beschäftigt war.

Gegen zehn Uhr war die Hitze gemeiniglich so stark, daß er

mit seiner Arbeit einhalten mußte. Dann ging er wieder nach dem Strande, teils um Austern zu suchen, falls er des Morgens keine gefunden hatte, teils um sich zu baden, was er gewöhnlich des Tages zweimal zu thun pflegte. Gegen elf Uhr war er mit seiner ganzen Begleitung wieder zu Hause.

Dann molk er abermals die milchgebenden Lamas, bereitete Käse aus der sauer gewordenen Milch und richtete seine kleine Mittagsmahlzeit an, die meist aus Milch, mit frischem Käse vermischt, einigen Austern und einer halben Kokosnuß bestand. Es kam ihm dabei sehr zu statten, daß man in diesen heißen Erdgegenden nicht halb so viel Eßlust zu haben pflegt als in den kalten Ländern. Dennoch sehnte er sich sehr nach Fleischspeisen und konnte endlich nicht umhin, wieder zu dem anfänglich von ihm erdachten Mittel, das Fleisch durch Klopfen mürbe zu machen, seine Zuflucht zu nehmen.

Während der Mahlzeit beschäftigte er sich mit seinem Papagei, dem er gleichfalls sein Futter reichte, welches in Kokosnüssen und Käse bestand, und zugleich allerlei vorplauderte, um ihn einige Worte sprechen zu lehren.

Nach der Mahlzeit ruhte er eine Stunde im Schatten oder in seiner Höhle aus, der Papagei und die Lamas um ihn herum. Da konnte er nun zuweilen sitzen und zu den Tieren reden, ordentlich wie ein kleines Kind, das mit seiner Puppe plaudert und sich einbildet, daß die Puppe es verstehe. So groß war das Bedürfnis seines Herzens, irgend einem lebenden Wesen seine Gedanken und seine Empfindungen mitzuteilen, daß er oft darüber vergaß, daß er zu vernunftlosen Tieren redete. Und wenn sein Papchen, den er Pol nannte, je zuweilen ein verständliches Wort ihm nachschwatzte, o, wer war dann glücklicher als er! Er glaubte eine menschliche Stimme zu hören, vergaß Insel, Lamas und Papagei und war in seiner Einbildung mitten in Europa. Aber dieser süße Traum dauerte gemeiniglich nur eine Minute; dann saß er wieder da im vollen Bewußsein seines kläglichen Einsiedlerlebens und seufzte: „Armer Robinson!"

Gegen zwei Uhr nachmittags — er richtete sich nach derselben Uhr, nach der unsere Landleute sich zu richten pflegen: er beobachtete nämlich den Stand der Sonne und schloß daraus auf die Tageszeit — also gegen zwei Uhr nachmittags pflegte er wieder an seine Schiffsbauarbeit zu gehen. Unter dieser wirklich

schweren Arbeit brachte er dann jedesmal wiederum zwei volle Stunden hin. Waren diese verflossen, so lief er abermals nach dem Strande, teils um sich zum zweitenmal zu baden, teils um wieder Austern zu suchen. Den Rest des Tages wandte er zu allerlei Gartenarbeit an. Bald steckte er Mais oder Kartoffeln, in der Hoffnung, einst wieder Feuer zu bekommen und diese Gewächse nützen zu können; bald begoß er die jungen Pflanzen; bald pflanzte er Hecken, um sein Gartenland einzuschließen, und bald beschnitt er die Baumwand vor seiner Höhle, um die Zweige so zu ziehen, daß sie mit der Zeit zusammenwüchsen und eine große Laube bildeten.

Zu Robinsons Leidwesen dauerte der längste Tag auf seiner Insel höchstens dreizehn Stunden, so daß es abends um sieben Uhr schon finster war. Er mußte daher alle Geschäfte, wobei er Licht brauchte, noch vor dieser Zeit vollenden.

Gegen sechs Uhr also, wenn sonst nichts Wichtiges zu thun mehr übrig war, stellte er gemeiniglich noch einige ritterliche Leibesübungen an. Er übte sich im Bogenschießen und Spießwerfen, um im Falle der Not sich gegen einen Anfall der Wilden, vor welchem ihm immer noch bange war, verteidigen zu können. In beiden brachte er es nach und nach zu einer solchen Fertigkeit, daß er ein Ziel, welches nicht größer als ein Gulden war, nur selten verfehlte.

Sobald die Dämmerung anbrach, molk er wiederum seine Lamas und hielt darauf eine ländliche und mäßige Abendmahlzeit, wozu er sich von den Sternen oder von dem Monde leuchten ließ.

Die letzte Stunde des Abends wandte er zum Nachdenken über sich selbst an. Er setzte sich nämlich entweder auf den Gipfel des Berges nieder, wo er das ganze sternbesäete Himmelsgewölbe über sich hatte, oder er lustwandelte auch wohl in der Abendkühle an dem Strande. Dann pflegte er sich selbst in Gedanken folgende Fragen vorzulegen:

„Wie hast du diesen Tag nun wieder hingebracht? Bist du im Genusse der Gaben Gottes, die dir heute wieder zuteil geworden sind, auch wohl des großen Gebers derselben immer eingedenk gewesen? Hat dein Herz auch Liebe und Dankbarkeit gegen ihn empfunden? Hast du ihm vertraut, wenn es dir übel ging? Hast du seiner nicht vergessen, wenn du fröhlich warst? Hast du jeden bösen Gedanken, der dir einfiel, jede böse Begierde, die in dir rege

ward, auch sogleich unterdrückt? Und hast du heute also wirklich zugenommen im Guten?"

O, wie wohl war ihm, so oft sein Herz auf diese und ähnliche Fragen mit einem freudigen Ja! antworten konnte. Und mit welcher Inbrunst sang er dann ein Loblied zum Preise des großen Gottes, der zum Gutesthun ihm Segen und Kraft verliehen hatte. So oft er aber Ursache fand, mit sich selbst nicht ganz so zufrieden zu sein, o, wie schmerzte es ihn dann, einen Tag seines Lebens verloren zu haben! Denn für verloren hielt er jeden Tag, an dem er etwas gedacht oder gethan hatte, was er am Abend desselben mißbilligen mußte. Neben dem Striche, womit er einen solchen Tag in seinen Kalenderbaum eingrub, pflegte er dann ein Kreuz zu machen, um sich beim Anblicke desselben seines Unrechts zu erinnern und sich desto mehr in acht zu nehmen.

Vierzehntes Kapitel.

1. Fortsetzung des Kahnbaues. 2. Die Entdeckungsreise. 3. Robinson entdeckt Menschenspuren. 4. Besinnungslose Flucht. 5. Unruhige Nacht im Sommerpalaste.

1. Auf diese Weise lebte unser Robinson einen Tag wie den andern drei volle Jahre lang. In dieser ganzen Zeit setzte er seine Schiffsarbeit unablässig fort. Und wie weit war er in dieser langen Zeit damit gekommen? — Ach! der Stamm war noch nicht einmal zur Hälfte ausgehöhlt, und es schien noch immer sehr zweifelhaft zu sein, ob er, bei aller seiner Arbeitsamkeit, in drei oder vier anderen Jahren mit dem ganzen Werke zu stande kommen werde! Dennoch fuhr er unermüdet fort, daran zu arbeiten; denn was sollte er anders machen? Und etwas zu thun wollte und mußte er doch nun einmal haben!

2. Eines Tages fiel ihm aber plötzlich ein, daß er diese Insel nun schon so lange bewohne und gleichwohl erst den kleinsten Teil derselben gesehen habe. „Das ist doch nicht recht", dachte er, „daß du durch deine Furchtsamkeit dich so lange hast abhalten lassen, eine Reise von einem Ende der Insel bis zum anderen zu machen. Wer weiß, was du in den anderen Gegenden derselben zu deinem Vorteile hättest entdecken können!"

Dieser Gedanke wurde so lebhaft in seiner Seele, daß er sich

auf der Stelle entschloß, die Reise gleich mit Anbruch des folgenden Tages anzutreten.

Die Insel war etwa drei Meilen lang und sechs bis acht Meilen im Umkreise. Noch an demselben Tage machte er alles zur Abreise fertig. Am andern Morgen bepackte er eins seiner Lamas mit Lebensmitteln auf vier Tage, legte seine ganze Rüstung an, empfahl sich dem göttlichen Schutze und machte sich getrost auf den Weg. Seine Absicht aber war, sich soviel als möglich in der Nähe des Strandes zu halten, weil er den dichten Wäldern aus Furcht vor wilden Tieren immer noch nicht traute.

An diesem ersten Tage seiner Wanderschaft fiel eben nichts Merkwürdiges mit ihm vor. Er legte an demselben ungefähr drei Meilen zurück, und je weiter er kam, desto mehr überzeugte er sich, daß er seinen Aufenthalt gerade in der unfruchtbarsten Gegend der Insel genommen hatte. An vielen Orten fand er Fruchtbäume, die er noch nie gesehen hatte, von welchen er aber mit Recht vermutete, daß sie ihm gesunde und wohlschmeckende Nahrungsmittel gewähren würden.

Die Nacht brachte Robinson aus Furcht vor wilden Tieren auf einem Baume zu, und mit Anbruch des Tages setzte er seine Reise fort.

3. Er war noch nicht lange gegangen, als er das äußerste südliche Ende der Insel erreichte. Hier war der Boden an einigen Stellen etwas sandig. Indem er nun nach der letzten Landspitze hingehen wollte, blieb er plötzlich wie vom Donner gerührt stehen, ward blaß wie die Wand und zitterte am ganzen Leibe. Er sah, was er hier zu sehen nie vermutet hatte — die Fußstapfen eines oder einiger Menschen im Sande.

Die Ursache seines Schreckens war diese: er dachte sich in dem Augenblicke den Menschen, von dem die Spur herrührte, nicht als ein mit ihm verbrüdertes, liebeatmendes Wesen, welches bereit sei, ihm zu helfen und zu dienen, wo es nur könnte, sondern als ein grausames, menschenfeindliches Geschöpf, das ihn wütend anfallen, ihn töten und verschlingen werde. Mit einem Worte: er dachte sich bei dieser Spur keinen gesitteten Europäer, sondern einen wilden menschenfressenden Kannibalen*), deren es damals auf den karibischen Inseln noch gab.

*) Menschenfresser.

Robinson stand beim Anblicke der Menschenspur wie vom Donner gerührt. Furchtsam blickte er umher, lauschte mit großer Ängstlichkeit auf jedes kleine Geräusch der Blätter und wußte vor Verwirrung lange nicht, wozu er sich entschließen sollte. Endlich raffte er sich auf, floh wie einer, der verfolgt wird, und hatte nicht das Herz, sich auch nur ein einziges Mal umzusehen. Aber plötzlich machte ihn etwas stutzig und verwandelte seine Furcht in Grausen und Entsetzen.

Er sah vor sich einen Kreis in die Erde gegraben, in dessen Mitte sich eine alte Feuerstelle befand. Rund um diesen Ort herum lagen Hirnschädel, Hände, Füße und andere Gebeine menschlicher Körper, von welchen das Fleisch abgenagt war.

Offenbar war dies eine Stelle, wo Wilde, die noch der grausamen Sitte huldigten, ihre gefangenen Feinde zu verzehren, eine ihrer entsetzlichen Mahlzeiten abgehalten hatten.

Robinson wandte sein Gesicht von diesem gräßlichen Schauspiele weg; ihm wurde übel, und er würde in Ohnmacht gesunken sein, wenn die Natur sich nicht durch ein heftiges Erbrechen geholfen hätte.

4. Sobald er sich ein wenig erholt hatte, rannte er mit der äußersten Geschwindigkeit davon. Kaum daß sein treues Lama ihm folgen konnte. Doch lief es ihm nach. Aber so sehr hatte die Furcht den Verstand unseres armen Robinson umnebelt, daß er auf seiner Flucht gar nicht an dieses ihm folgende Tier dachte, vielmehr die Tritte desselben für die Fußtritte eines ihm nacheilenden Kannibalen hielt und daher mit der größten Seelenangst alle seine Kräfte anstrengte, um demselben zu entlaufen. Noch nicht genug: auch seine Rüstung, seinen Spieß, seinen Bogen, sogar sein steinernes Beil — die er jetzt über alles hätte wert achten sollen — warf er von sich, weil sie ihn im Laufen hinderten. Dabei achtete er so wenig auf den Weg, daß er bald hier, bald da ausbog und am Ende, da er gar nicht mehr wußte, wo er war, sich in einem ordentlichen Kreise herumdrehte und nach ungefähr einer Stunde wieder an demselben schrecklichen Orte war, von welchem aus er seinen Lauf begonnen hatte.

Neues Entsetzen, neue Betäubung! denn er merkte nicht, daß dies eben der Ort war, den er schon einmal gesehen hatte, sondern hielt ihn für ein zweites Denkmal der Unmenschlichkeit derer, vor

welchen er floh. Er rannte also mit der Schnelligkeit des Sturmwindes davon und hörte nicht eher auf zu laufen, als bis er ermattet, ohnmächtig und besinnungslos zu Boden stürzte.

Während er so lag und von sich selbst nichts wußte, fand sich sein Lama wieder bei ihm ein und lagerte sich zu seinen Füßen. Zufälligerweise war dies gerade eben dieselbe Stelle, wo er vorher seine Waffen abgeworfen hatte. Da er also nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete, fand er alles das Seinige neben sich im Grase liegen. Dies und was vorhergegangen war, schien ihm jetzt ein Traum zu sein; er wußte nicht, weder wie er selbst, noch wie alles dies hierher gekommen war; so sehr hatte die Furcht ihn aller Besonnenheit beraubt!

Er machte sich von neuem auf; aber da die Heftigkeit der Angst sich unterdes etwas gelegt hatte, so war er nunmehr darauf bedacht, seine Waffen, die einzigen Verteidigungsmittel, welche er hatte, zu bewahren, und nahm sie mit sich. Er fühlte sich aber so entkräftet, daß es ihm unmöglich war, ferner ebenso geschwind als vorher zu laufen, so sehr die Furcht ihn auch dazu antrieb. Der Hunger war ihm für den ganzen Tag vergangen, und nur ein einziges Mal nahm er sich die Zeit, seinen Durst bei einer Quelle zu stillen.

5. Er hoffte seine Burg zu erreichen; aber das war ihm unmöglich. Als schon die Nacht hereinbrach, befand er sich noch über eine halbe Stunde weit von seiner Wohnung an einem Orte, den er seinen Sommerpalast zu nennen pflegte. Dieser bestand aus einer Laube und aus einer ziemlich weiten Umzäunung, worin er einen Teil seiner Herde hielt, weil hier viel fetteres Gras als in der Gegend seiner ordentlichen Wohnung wuchs. Er hatte hier in dem letztverflossenen Jahre verschiedene Sommernächte zugebracht, weil es daselbst weniger Moskitos gab, und darum hatte er dieser Laube den obengenannten Namen gegeben.

Seine Kräfte waren gänzlich erschöpft, und es war ihm unmöglich, weiter zu gehen, so gefährlich es ihm auch vorkam, in einer unverwahrten Laube zu schlafen. Er beschloß also, da zu bleiben. Kaum aber hatte er sich ganz ermattet, den Kopf voll schwerer Gedanken und mehr träumend als wachend, auf den Boden hingestreckt, als er plötzlich einen neuen Schrecken hatte, der ihn beinahe getötet hätte.

Er hörte eine Stimme wie vom Himmel herab, die ihm ganz

vernehmlich zurief: „Robinson, armer Robinson, wo bist du gewesen? Wie kommst du hierher?"

Robinson sprang erschrocken auf, zitterte wie Espenlaub und wußte nicht, ob er davonlaufen oder bleiben sollte. In demselben Augenblicke hörte er die nämlichen Worte noch einmal aussprechen, und als er seine Augen nach dem Orte, woher der Schall kam, hinrichtete, fand er, was der Furchtsame fast immer finden würde, wenn er sich nur Zeit zum Untersuchen nähme — daß er gar nicht Ursache gehabt hätte, zu erschrecken. Die Stimme kam nämlich nicht vom Himmel, sondern von einem Zweige seiner Laube, auf welchem — sein lieber Papagei saß.

Dieser hatte zu Hause vermutlich Langeweile gehabt, und weil er einigemal seinen Herrn nach der Sommerlaube begleitet hatte, so suchte er ihn hier auf. Robinson hatte ihm aber die Worte, die er jetzt aussprach, zu verschiedenen Malen vorgesagt, und so hatte er sie behalten.

Wie froh war Robinson, die Ursache des neuen Schreckens entdeckt zu haben. Er streckte seine Hand aus, rief: „Pol!" und flugs hüpfte das vertrauliche, kurzweilige Ding herab auf seinen Daumen, legte den Schnabel an seine Backen und fuhr fort zu schwatzen: „Robinson, armer Robinson, wo bist du gewesen?"

Fast die ganze Nacht hindurch konnte Robinson vor Furcht und beängstigenden Gedanken kein Auge zuthun. Immer stand ihm der gräßliche Ort vor Augen, den er gesehen hatte, und vergebens bemühte er sich, seine Einbildungskraft davon abzuziehen. O, zu was für thörichten und schädlichen Entschließungen schreitet der Mensch, wenn die Leidenschaften erst einmal seinen Verstand verfinstert haben! Robinson faßte hundert Anschläge, sich zu retten, wovon der eine immer noch unweiser als der andere war. Unter anderem — sollte man es glauben? — beschloß er, sobald es Tag geworden wäre, alles zu zerstören, was er bis jetzt mit so viel saurem Schweiße gemacht hatte. Er wollte die Laube, worin er jetzt lag, dann die Verzäunung vor derselben einreißen und seine Lamas laufen lassen, wohin sie Lust hätten. Dann wollte er eine gleiche Verwüstung mit seiner eigentlichen Wohnung vornehmen und die schöne Baumwand vernichten, die er vor derselben angelegt hatte. Endlich wollte er auch seine Gärten und Pflanzungen gänzlich zerstören, damit auf der ganzen Insel gar keine Spur irgend

eines von Menschenhänden gemachten Werkes übrig bliebe und die Wilden, wenn sie etwa einmal in diese Gegend kämen, gar nicht merken könnten, daß ein Mensch da sei.

Fünfzehntes Kapitel.

1. Ruhigere Überlegung. 2. Anstalten zum Schutze und zur Verteidigung. 3. Die Wilden sind da. 4. Robinson gewinnt einen Genossen.

1. „Guter Rat kommt morgen" ist ein wahres Sprichwort; das können wir auch aus Robinsons Beispiel lernen.

Es war gut, daß er die Ausführung der thörichten Entschließungen, die ihm gestern seine unmäßige Furcht eingab, auf den folgenden Tag verschieben mußte; denn kaum hatte das liebliche Tageslicht die dunklen Schatten der Nacht vertrieben, als er die Dinge von einer ganz anderen Seite betrachtete. Was er gestern für gut, weise und notwendig hielt, das schien ihm jetzt schlecht, thöricht und unnötig zu sein. Mit einem Worte, er verwarf die übereilten Anschläge, welche die Furcht ihm eingeflößt hatte, und faßte andere, welche von der Vernunft gebilligt wurden.

Robinson fand jetzt, daß seine Furcht übertrieben gewesen war. Ich bin nun schon so lange hier, dachte er, und noch nie ist ein Wilder in die Gegend meiner Wohnung gekommen. Das ist Beweis genug, daß auf der Insel selbst keine leben müssen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kommen also zuweilen nur einige derselben von einer anderen Insel herüber, um hier ihre unmenschlichen Mahlzeiten zu halten, und vermutlich landen diese immer auf dem südlichen Ende der Insel und fahren wieder ab, ohne sich weiter auf derselben umzusehen. Es ist demnach abermals ein großer Beweis von der Güte der göttlichen Vorsehung, daß ich gerade an diesen unfruchtbarsten Teil der Insel habe geworfen werden müssen, welcher der sicherste für mich war. Wie sollte ich ihr denn nicht zutrauen dürfen, daß sie nun auch ferner mich beschützen und vor Gefahren behüten werde, da ihre weisen und liebevollen Führungen mir bis hierher so sichtbar gewesen sind!

Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er gestern in

seiner übertriebenen Furcht so wenig Vertrauen auf Gott bewiesen hatte, warf sich reuevoll auf seine Knie und bat um Verzeihung dieser seiner neuen Verschuldung. Dann trat er gestärkt und beruhigt den Weg zu seiner Wohnung an, um dasjenige ins Werk zu setzen, was er nunmehr zu thun beschlossen hatte.

2. Er hatte nämlich den Entschluß gefaßt, noch einige Veranstaltungen mehr zu seiner Sicherheit zu treffen. Denn, sagte er, ungeachtet der Mensch der göttlichen Vorsehung zutrauen muß, daß sie, wenn er nach ihrem heiligen Willen zu wandeln sich bestrebt, ihn in keiner Not verlassen werde, so darf er doch auch von seiner Seite nichts versäumen, was zu seiner Sicherheit und zu seinem Glücke beitragen kann. Denn dazu hat ihm der liebe Gott den Verstand und alle die anderen Kräfte der Seele und des Leibes gegeben, daß er sie zu Beförderung seines Wohlseins anwenden soll, so gut er kann.

Das erste, was er vornahm, war, daß er in einer kleinen Entfernung von der Baumwand, die seine Wohnung einschloß, einen dichten Wald anlegte, welcher verhindern sollte, daß seine Burg von fern gesehen werden könnte. In dieser Absicht pflanzte er nach und nach wohl zweitausend Zweige von dem weidenartigen Baume ein, dessen leichtes Fortkommen und schnelles Wachstum er nun schon aus Erfahrung kannte. Er pflanzte sie aber nicht in Reihen, sondern mit Fleiß unordentlich durcheinander, damit das Ganze ein natürliches, nicht durch Menschenhände angelegtes Gebüsch zu sein scheine.

Hierauf errichtete er an seiner Baumwand eine Erdmauer, die wohl sechs Fuß dick und wenigstens zehn Fuß hoch war. An verschiedenen Stellen ließ er kleine Löcher, wie Schießscharten, offen, um durchsehen zu können. Zugleich schnitt er einige Treppen ein, um mit Bequemlichkeit auf- und absteigen und seine Festung, wenn es einmal nötig sein sollte, von der Mauer herab verteidigen zu können.

Als er damit zu stande gekommen war, schien er vor einem plötzlichen Überfalle hinlänglich gesichert zu sein. Aber wie, wenn die Feinde sich einfallen ließen, ihn förmlich zu belagern?

Der Fall schien nicht unmöglich zu sein. Er hielt also für nötig, sich auch darauf gefaßt zu machen, um nicht durch Hunger und Durst zur Übergabe genötigt zu werden. In dieser Absicht beschloß er, wenigstens ein milchendes Lama immer auf seinem

Hofraume zu halten und zum Unterhalte desselben einen nur in der Not anzugreifenden Heuschober in Bereitschaft zu haben; ferner so viel Käse, als er nur immer ersparen konnte, aufzubewahren, und endlich einen Vorrat von Früchten und Austern von einem Tage zum andern so lange zu sparen, als sie sich nur halten würden.

Von der Quelle, welche nicht weit von seiner Wohnung hervorsprudelte und einen kleinen Bach bildete, hatte er schon früher eine Rinne in seinen Hofraum geleitet. Jetzt vertiefte er dieselbe noch etwas und legte dann bis zum Eingange in den Hof Holzstückchen darüber hinweg, die er wieder mit Rasen bedeckte. Außerdem pflanzte er auch noch zu beiden Seiten Weidenruten, damit sie um so eher unbemerkt bleibe.

3. So verstrichen ihm nun wieder einige Jahre, in welchen nichts Besonderes vorfiel, was erzählt zu werden verdiente. Dann aber begab sich etwas, was auf das Schicksal unseres guten Freundes einen größeren Einfluß hatte als alles, was ihm bisher auf der Insel begegnet war.

Es war an einem schönen, warmen Morgen, als Robinson, da er schon mit seinem Schiffsbau beschäftigt war, in einiger Entfernung unvermutet einen starken Rauch aufsteigen sah. Seine erste Empfindung bei diesem Anblicke war Schrecken, die zweite Neugier, und beide trieben ihn an, so geschwind er konnte, nach dem Berge hinter seiner Wohnung zu laufen, um von da herab zu entdecken, was doch wohl die Ursache davon sein möchte. Kaum hatte er den Berg erstiegen, als er zu seiner noch weit größeren Bestürzung wenigstens fünf Nachen oder Kähne am Strande und bei einem großen Feuer wenigstens dreißig Wilde erblickte, die unter barbarischen Gebärden und Freudenbezeigungen einen Rundtanz hielten.

So sehr nun auch Robinson auf ein solches Schauspiel seit vielen Jahren vorbereitet war, so fehlte doch nicht viel, daß er abermals vor Angst und Schrecken alle Besonnenheit verloren hätte. Doch rief er diesmal allen seinen Mut und sein Vertrauen auf Gott geschwinder zurück, stieg eiligst hinab in seine Festung, um sich in den nötigen Verteidigungszustand zu setzen, legte seine ganze Rüstung an und faßte den männlichen Entschluß, sein Leben so lange er könne, zu verteidigen. Kaum hatte er diesen Vorsatz gefaßt und durch ein kurzes Gebet sich darin bestärkt, als es ihm

so leicht ums Herz wurde, daß er Mut genug fühlte, die Strickleiter wieder hinaufzuklettern, um die Bewegungen der Feinde von dem Gipfel des Berges herab zu beobachten.

Aber wie schlug ihm das Herz vor Unwillen und Entsetzen, als er ziemlich deutlich zwei unglückliche Menschen aus den Kähnen holen und nach dem Feuerplatze schleppen sah! Er zweifelte nicht, daß sie zur Schlachtbank geführt werden sollten, und in demselben Augenblicke wurde diese Vermutung auf die schrecklichste Weise bestätigt. Einige der Unmenschen schlugen nämlich den einen Gefangenen zu Boden, und ein paar andere fielen über ihn her, vermutlich um ihn aufzuschneiden und zu ihrem abscheulichen Gastmahle zuzubereiten. Unterdes stand der andere Gefangene als Zuschauer bei diesem unmenschlichen Schauspiele da, bis die Reihe auch an ihn kommen würde. Aber plötzlich, als dieser arme Mensch merkte, daß alle mit seinem geschlachteten Unglücksgefährten beschäftigt waren und eben nicht so sehr auf ihn achteten, ergriff er, in der Hoffnung, sein Leben zu retten, die Flucht und lief mit unglaublicher Geschwindigkeit gerade auf die Gegend zu, wo Robinsons Wohnung war.

Freude, Hoffnung, Furcht und Grauen ergriffen zugleich das Herz unseres Freundes und färbten seine Wangen bald mit hoher Röte, bald mit Totenblässe; Freude und Hoffnung, weil er bemerkte, daß der Entronnene viel schneller laufen konnte als diejenigen, welche ihn verfolgten; Furcht und Grauen hingegen, weil der Verfolgte und die Verfolger ihren Weg gerade nach seiner Burg zu nahmen. Jetzt war zwischen dieser und jenen noch ein kleiner Meerbusen, den der Unglückliche durchschwimmen mußte, wenn er sich nicht gefangen geben wollte. Allein kaum war er an demselben angekommen, als er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hineinsprang und mit eben der Schnelligkeit, die er im Laufen bewiesen hatte, nach dem jenseitigen Ufer schwamm.

Zwei seiner Verfolger, die beiden vordersten, schwammen ihm nach, die übrigen kehrten zu ihrem verruchten Gastmahle zurück. Mit innigem Vergnügen bemerkte Robinson, daß die beiden auch im Schwimmen dem ersten bei weitem nicht gleichkamen. Dieser floh schon gegen seine Wohnung zu, während jene noch nicht zur Hälfte durchgeschwommen waren.

4. In diesem Augenblicke fühlte unser Robinson sich von einem

Mute beseelt, wie ein solcher noch nie in ihm erwacht war. Seine Blicke sprühten Feuer, sein Herz drängte ihn, dem Unglücklichen beizuspringen; er ergriff, ohne sich einen Augenblick länger zu bedenken, seine Lanze, rannte den Berg hinab und war in einem Nu zwischen dem Verfolgten und seinen Verfolgern. „Halt!" rief er dem ersteren mit lauter, donnernder Stimme zu, indem er aus dem Gebüsch hervorsprang; „halt!" — der arme Flüchtling sah sich um und erschrak bei dem Anblicke des über und über in Felle gehüllten Robinson, den er vermutlich für ein übermenschliches Wesen hielt, dergestalt, daß er nicht wußte, ob er sich vor ihm niederwerfen oder entfliehen solle.

Robinson winkte ihm mit der Hand, gab ihm zu erkennen, daß er zu seiner Beschützung da sei, und rückte dabei allmählich gegen die beiden Verfolger an. Jetzt war er so weit gekommen, daß er den ersten mit seinem Spieße erreichen konnte. Er ermannte sich und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Stoß in den nackten Leib, daß er zu Boden stürzte. Der andere, welcher noch ungefähr hundert Schritte entfernt war, stutzte, holte darauf einen Pfeil hervor und schoß auf Robinson, als dieser auf ihn losgehen wollte. Der Pfeil traf gerade die Stelle des Herzens, — aber glücklicherweise nur so schwach, daß er von der harten Pelzjacke wie von einem Panzer zurückprallte, ohne ihn auch nur im geringsten zu verletzen.

Robinson ließ dem Feinde nicht Zeit, einen zweiten Schuß zu thun, er rannte auf ihn zu und streckte ihn in den Sand, als er eben wieder den Bogen spannte. Jetzt sah er sich auch wieder nach dem Geretteten um.

Der arme Flüchtling stand zwischen Furcht und Hoffnung auf derselben Stelle, auf der ihn Robinson angerufen hatte, ungewiß, ob das, was vorging, zu seiner Rettung geschehe, oder ob die Reihe jetzt an ihn kommen werde. Der Sieger rief ihm zu und winkte ihm herbeizukommen. Er gehorchte, stand aber bald wieder still, trat abermals etwas näher und stand von neuem still, und zwar mit sichtbarer Angst und in der Stellung eines Betenden. Robinson gab ihm alle ersinnlichen Zeichen von Freundschaft und winkte ihm abermals, herbeizukommen. Er that es, doch kniete er aller zehn oder zwölf Schritte mit den demütigsten Gebärden nieder, als wenn er ihm danken und zugleich ihm huldigen wolle.

Robinson nahm hierauf seine Larve ab, um ihm ein menschliches und freundliches Gesicht zu zeigen; nunmehr trat er ohne Bedenken näher, kniete vor ihm nieder, küßte den Boden, legte sich platt nieder und setzte Robinsons Fuß auf seinen Nacken, vermutlich, um damit zu versichern, daß er sein Sklave sein wolle. Unser Held, dem es mehr um einen Freund als um einen Sklaven zu thun war, hob ihn liebreich auf und suchte ihn auf jede nur mögliche Weise zu überzeugen, daß er nichts als Gutes und Liebes von ihm zu erwarten habe. Allein da war noch mehr zu thun.

Einer der Erschlagenen, der den Stich nur in den Unterleib bekommen hatte und vermutlich nicht tödlich verwundet war, fing an, sich wieder zu erholen und etwas ausgerissenes Gras in die Wunde zu stopfen, um das Blut zu stillen. Robinson machte seinen Wilden darauf aufmerksam, und dieser antwortete ihm einige Worte in seiner Landessprache, die er zwar nicht verstand, die ihm aber wie liebliches Saitenspiel klangen, weil es die erste menschliche Stimme war, die er nach so vielen Jahren wieder hörte. Hierauf zeigte der Indianer auf sein steinernes Beil, dann auf sich, und gab zu verstehen, daß er seinem Feinde vollends den Rest damit zu geben wünschte. Unser Freund, der ungern Menschenblut vergoß und gleichwohl die Notwendigkeit, den Verwundeten völlig umzubringen, erkannte, gab seinem Schutzgenossen das Beil und wandte seine Augen weg. Dieser lief darauf hin und spaltete dem Verwundeten auf einen Streich den Kopf bis in die Schulter herab. Dann kam er lachend wieder zurück und legte mit vielen sonderbaren Gebärden das Beil und die Hirnschale des Erschlagenen zum Zeichen des Sieges zu Robinsons Füßen nieder.

Dieser gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er die Bogen und die Pfeile der Getöteten nehmen und ihm folgen solle. Der Wilde hingegen deutete ihm an, daß er erst die toten Körper im Sande verscharren wolle, damit ihre Gefährten, wenn sie etwa nachfolgen sollten, sie nicht finden möchten. Robinson bezeigte ihm Beifall über diese Vorsicht, und nun machte er sich mit seinen Händen so eifrig darüber her, daß er in weniger als einer Viertelstunde schon beide Leichname verscharrt hatte. Dann wanderten beide nach Robinsons Wohnung und erstiegen den Berg.

Sechzehntes Kapitel.

1. Bereitschaft zur Verteidigung. 2. Robinson und Freitag.

1. Robinsons Lage war noch immer sehr gefährlich; denn was konnte man wahrscheinlicher vermuten, als daß die Wilden, sobald sie ihre unmenschliche Mahlzeit beendet haben würden, ihren ausgebliebenen beiden Gefährten nachgehen und den entronnenen Gefangenen aufsuchen würden? Und thaten sie das, wie leicht stand dann nicht zu besorgen, daß sie Robinsons Wohnung entdecken, sie mit Gewalt erstürmen und ihn mit seinem Schutzgenossen abschlachten würden?

Robinson schauderte bei diesem Gedanken, indem er auf dem Gipfel des Berges hinter einem Baume stand und den abscheulichen Freudenbezeigungen und Tänzen der wilden Unmenschen von fern zusah. Er überlegte in der Geschwindigkeit, was wohl am besten sei: zu fliehen oder sich in seine Burg zu begeben? Der Gedanke an Gott, den Beschützer der Unschuld, gab ihm Kraft und Mut, das letztere zu erwählen. Er kroch also, um nicht gesehen zu werden, hinter niedrigem Gesträuch bis zu seiner Strickleiter fort und befahl seinem Gefährten durch Zeichen, ein Gleiches zu thun. Und so stiegen beide hinab.

Hier machte der Wilde große Augen, als er die bequeme und ordentliche Einrichtung der Wohnung seines Erretters sah, weil er so etwas Schönes in seinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Es war ihm ungefähr dabei zu Mute wie einem Landmanne, der nie aus seinem Dorfe gekommen ist, wenn derselbe zum erstenmal in einen Palast geführt wird.

Robinson gab ihm durch Zeichen zu verstehen, was er von seinen grausamen Landsleuten für sich und ihn besorgte, und deutete ihm an, daß er entschlossen sei, sein Leben bis auf den letzten Blutstropfen gegen sie zu verteidigen. Der Wilde verstand ihn, machte ein grimmiges Gesicht, schwenkte das Beil, welches er noch in den Händen hatte, einige mal über dem Kopfe und wandte sich darauf mit fürchterlichen Gebärden drohend nach der Seite hin, wo seine Feinde waren, als wenn er sie zum Kampfe herausforderte, um durch dies alles seinem Schutzherrn zu erkennen zu geben, daß es ihm

gleichfalls nicht an Mut fehle, sich tapfer gegen sie zu wehren. Robinson lobte seine Herzhaftigkeit, gab ihm einen Bogen nebst einem seiner Spieße (denn er hatte deren nach und nach einige mehr verfertigt) in die Hand und stellte ihn als Schildwache an ein kleines Loch, welches er mit Fleiß in der Baumwand gelassen hatte, und wodurch man den Zwischenraum übersehen konnte, der das von ihm gepflanzte Gebüsch von der Baumwand trennte. Er selbst trat in seiner ganzen Rüstung an die andere Seite der Wand, wo er gleichfalls ein solches Wachtloch offen gelassen hatte.

In dieser Stellung hatten sie ungefähr eine Stunde zugebracht, als sie plötzlich durch ein wildes, aber noch ziemlich fernes Geschrei vieler Stimmen erschreckt wurden. Beide machten sich fertig zum Streite und winkten einer dem andern zu, um sich gegenseitig aufzumuntern. Es wurde wieder still; dann ertönte abermals ein ähnliches Geschrei, und zwar schon etwas näher, worauf von neuem eine fürchterliche Stille folgte.

Jetzt ließ sich ziemlich nahe eine einzige rauhe Stimme hören, die in das Gebüsch fürchterlich hineinschrie und von dem Widerhall des Berges zurückgerufen wurde. Schon standen unsere mutigen Kämpfer bereit; schon hatte jeder seinen Bogen gespannt, um dem ersten, der sich blicken lassen würde, einen Pfeil in den Leib zu schießen; ihre Augen funkelten vor mutiger Erwartung und waren unverwandt auf diejenige Gegend des Gebüsches gerichtet, aus welcher die Stimme erschollen war. Allein es wurde kein Feind sichtbar, und ebenso ließen auch die Wilden nichts mehr von sich hören. Endlich war es Robinson wahrscheinlich, daß dieselben von ihrem vergeblichen Nachsuchen abgelassen und sich in ihren Kähnen wieder nach ihrer Heimat zurückbegeben hätten. Er legte nun seine Waffen nieder, was auch sein mutiger Bundesgenosse that und holte etwas von seinem Vorrate zum Abendessen herbei.

2. Weil dieser Tag, der sich in der Geschichte unseres Freundes vorzüglich auszeichnet, gerade ein Freitag war, so beschloß er, seinem geretteten Wilden den Namen desselben zu geben; er nannte ihn also Freitag.

Robinson hatte jetzt erst Zeit, ihn etwas genauer zu betrachten. Er war ein wohlgewachsener junger Mensch, ungefähr zwanzig Jahre alt. Seine Haut war zimmetbraun und glänzend, sein Haar schwarz, aber nicht wollig wie das Haar der Neger, sondern lang,



seine Nase ziemlich groß und etwas gebogen; seine Lippen waren mäßig dick und seine Zähne groß und weiß wie Elfenbein. In beiden Ohren trug er Muscheln und glänzende Federn, worauf er sich nicht wenig einzubilden schien. Übrigens ging er nackt vom Kopfe bis zu den Füßen.

Eine der vorzüglichsten Tugenden unseres Robinson war die Schamhaftigkeit. So groß auch sein Hunger war, so nahm er sich doch daher erst die Zeit, für seinen nackten Hausgenossen aus einem alten Felle eine Schürze zu schneiden und sie ihm dann mit Bindfaden um die Hüften zu binden. Dann gab er ihm zu verstehen, daß er sich neben ihn setzen solle, um das Abendbrot mit ihm einzunehmen. Freitag (denn so wollen wir ihn künftig auch nennen) näherte sich ihm mit allen ersinnlichen Zeichen der Ehrerbietung und Dankbarkeit, kniete vor ihm nieder, legte seinen Kopf platt auf die Erde und setzte ebenso, wie er es das erste Mal gemacht hatte, seines Befreiers Fuß auf seinen Nacken.

Robinsons Herz, welches die Freude über einen so lange gewünschten Gesellschafter und Freund kaum fassen konnte, hätte sich lieber in Liebkosungen und zärtlichen Umarmungen ergossen; aber der Gedanke, daß es zu seiner eigenen Sicherheit gut sein möchte, den neuen Gastfreund, dessen Gemütsart er noch nicht kannte, eine Zeitlang in den Schranken einer ehrerbietigen Unterwürfigkeit zu halten, bewog ihn, die Huldigung desselben als etwas, was ihm gebühre, anzunehmen und eine Zeit lang den König mit ihm zu spielen. Er gab ihm also durch Zeichen und Gebärden zu verstehen, daß er ihn zwar in seinen Schutz genommen habe, aber nur unter der Bedingung eines strengen Gehorsams, daß er sich also gefallen lassen müsse, alles das zu thun oder zu lassen, was er, sein Herr und König, ihm zu befehlen oder zu verbieten für gut erachten werde. Er bediente sich dabei des Wortes Kazika, womit die wilden Amerikaner ihre Oberhäupter zu benennen pflegen, wie er sich glücklicherweise einmal gehört zu haben erinnerte.

Mehr durch dieses Wort als durch die damit verbundenen Zeichen verstand Freitag die Meinung seines Herrn und äußerte seine Zufriedenheit darüber, indem er das Wort Kazika einigemal mit lauter Stimme wiederholte, dabei auf Robinson wies und sich von neuem ihm zu Füßen warf. Ja, um zu zeigen, daß er recht gut wisse, was es mit der königlichen Gewalt zu bedeuten habe,

ergriff er den Spieß, gab ihn seinem Herrn in die Hand und setzte die Spitze desselben sich selbst auf die Brust, vermutlich um dadurch anzuzeigen, daß er mit Leib und Leben in seiner Macht stehe. Robinson reichte ihm hierauf zum Zeichen seiner königlichen Huld mit der Würde eines Fürsten freundschaftlich die Hand und befahl ihm, sich zu lagern, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Freitag gehorchte, doch so, daß er sich zu seinen Füßen auf den flachen Boden niedersetzte, während Robinson auf einer Grasbank saß.

Auf diese oder auf eine ähnliche Weise mögen ja wohl die ersten Könige in der Welt entstanden sein. Es waren Männer, die an Klugheit, an Mut und Leibesstärke anderen Menschen überlegen waren. Daher kamen diese zu ihnen, um sie zu bitten, sie gegen wilde Tiere, deren es anfangs mehr gab als jetzt, und gegen solche Menschen zu beschützen, die ihnen unrecht thun wollten. Dafür versprachen sie denn, ihnen in allen Stücken gehorsam zu sein und ihnen von ihren Herden und von ihren Früchten jährlich etwas abzugeben, damit sie selbst nicht nötig hätten, sich ihren Unterhalt zu erwerben, sondern sich ganz allein mit der Sorge für ihre Unterthanen beschäftigen könnten. Diese jährliche Gabe, welche die Unterthanen dem Könige zu bringen versprachen, nannte man in der Folge den Tribut, auf deutsch die Abgaben. So entstand die königliche Gewalt, so die Pflicht des Gehorsams und der Unterwürfigkeit gegen einen oder einige Menschen, in deren Schutz man sich begab.

Robinson war also nunmehr ein wirklicher König, nur daß seine Herrschaft sich nicht weiter als über einen einzigen Unterthan, einige Lamas und seinen Papagei erstreckte. Seine Majestät geruhte indes, sich zu ihrem Dienstmanne (Vasallen) so sehr herabzulassen, als es ihre Würde nur immer gestatten wollte.

Nach aufgehobener Tafel geruhte Se. Majestät in hohen Gnaden zu verordnen, wie es mit dem Nachtlager gehalten werden solle. Sie fand für gut, ihren Unterthan, der nun zugleich auch ihr erster Staatsminister und ihr Kammerdiener, ihr General, ihr Kammerherr, Oberhofmarschall und Schloßverwalter war, vor der Hand noch nicht in ihrer eigenen Höhle, sondern in ihrem Keller schlafen zu lassen, weil sie es bedenklich fand, ihr Leben einem Neulinge anzuvertrauen, dessen Treue noch nicht geprüft, also auch noch nicht bewährt gefunden war. Freitag erhielt also die Anweisung, etwas Heu in den Keller zu tragen, um sich ein Lager daraus zu

bereiten, indes Se. Majestät selbst um der größeren Sicherheit willen alle Waffen in ihr eigenes Schlafgemach trug.

Dann geruhte sie im Angesichte ihres ganzen Reiches ein Beispiel von Herablassung und Demut zu geben, welches vielleicht einzig in seiner Art ist: Robinson, der Monarch, der unbeschränkte König und Beherrscher der ganzen Insel, der Herr über Leben und Tod aller seiner Unterthanen, verrichtete vor Freitags Augen das Amt einer Stallmagd und molk mit eigener hoher Hand die im Hofraume befindlichen Lamas, um seinem ersten Minister, dem er dies Geschäft künftig zu übertragen beschlossen hatte, zu zeigen, wie er es machen müsse!

Freitag wußte noch nicht, was das, was er seinen Herrn verrichten sah, zu bedeuten hatte; denn sein und seiner Landsleute Verstand war noch nicht darauf verfallen, daß die Milch der Tiere wohl eine nahrhafte und gesunde Speise sei. Noch nie hatte er Milch gekostet, und er war daher ganz entzückt über den angenehmen Geschmack derselben, als ihm Robinson davon zu kosten gab.

Nach alledem, was beide an diesem Tage ausgestanden hatten, sehnten sie sich nun nach Schlaf und Ruhe. Robinson gebot daher seinem Schützlinge, zu Bett zu gehen; er selbst that dasselbe. Doch vergaß er nicht, ehe er sich niederlegte, Gott für die Abwendung der Gefahren des Tages und für die Zuführung eines menschlichen Gehilfen inbrünstig zu danken.

Siebzehntes Kapitel.

1. Besuch des Landungsplatzes der Wilden. 2. Freitag macht Feuer. 3. Es wird gekocht. Freitags Schreck und Aberglaube. 4. Die Mahlzeit. 5. Betrachtungen und edle Entschließungen Robinsons.

1. Der Fortgang unserer Geschichte zeigt deutlich, was für große Vorteile dem Menschen durch die Geselligkeit zufließen, und wie viel Ursache wir also haben, Gott zu danken, daß er den Trieb nach Umgang und Freundschaft mit anderen Menschen uns so tief eingepflanzt hat.

Das erste, was Robinson mit seinem Freitag am anderen Morgen vornahm, war ein Gang nach der Stelle, wo die Wilden

den Tag vorher ihre unmenschliche Siegesmahlzeit gehalten hatten. Im Hingehen kamen sie zunächst an den Ort, wo die beiden von Robinson erschlagenen Wilden verscharrt lagen. Freitag zeigte seinem Herrn die Stelle und ließ nicht undeutlich merken, daß er wohl Lust hätte, die toten Leiber wieder auszugraben und eine Mahlzeit davon zu halten. Aber Robinsen machte ein erschreckliches, Unwillen und Abscheu ausdrückendes Gesicht, hob seine Lanze drohend empor und gab ihm zu verstehen, daß er ihn auf der Stelle töten würde, wenn er sich jemals wieder einfallen ließe, Menschenfleisch zu essen. Freitag verstand die Drohung und unterwarf sich demütig dem Willen seines Herrn, ungeachtet er nicht begreifen konnte, was derselbe doch für Ursache haben möchte, ihm ein Vergnügen zu versagen, von dessen Abscheulichkeit er ganz und gar keinen Begriff hatte.

Jetzt waren sie bei der Feuerstelle angekommen. Welch ein Anblick! Hier lagen Knochen, dort halbzernagte Fleischstücke von Menschen, und an verschiedenen Stellen war der Boden mit Blut gefärbt. Robinson mußte seine Augen davon abkehren. Er befahl Freitag, alles auf einen Haufen zu werfen, dann ein Loch in die Erde zu graben und die traurigen Überbleibsel der Unmenschlichkeit seiner Landsleute darin zu verscharren, und Freitag gehorchte.

2. Robinson durchsuchte unterdes mit großer Sorgfalt die Asche, ob nicht vielleicht ein Fünkchen Feuer übrig geblieben sein möchte. Aber umsonst! Es war gänzlich erloschen. Das war nun sehr traurig für ihn; denn nachdem der Himmel ihm einen Gesellschafter verliehen hatte, blieb ihm vor der Hand fast nichts zu wünschen übrig, als — Feuer. Indem er nun mit gesenktem Kopfe dastand und mit traurigen Blicken die tote Asche betrachtete, machte Freitag, der ihm eine Zeit lang aufmerksam zugesehen hatte, einige ihm unverständliche Zeichen, ergriff darauf plötzlich das Beil, rannte wie der Wind nach dem Walde und ließ Robinson, der seine Absicht nicht begriff, voll Verwunderung über dieses plötzliche Weglaufen zurück.

Was ist das? dachte dieser, indem er voll Erstaunen ihm nachsah. Sollte der Undankbare dich verlassen, dich sogar deines Beiles berauben wollen? Sollte er grausam genug sein, sich deiner Wohnung bemächtigen, dich mit Gewalt davon ausschließen, oder gar dich seinen unmenschlichen Landsleuten verraten zu wollen? — Schändlich! Schändlich! rief er aus und ergriff, von Unwillen

über eine so unerhörte Undankbarkeit entbrannt, den Spieß, um dem Verräter nachzulaufen und ihn zu hindern, seine schwarzen Anschläge auszuführen.

Schon hatte er sich mit schnellen Schritten auf den Weg gemacht, als er plötzlich Freitag in vollem Laufe zurückkommen sah. Robinson blieb betroffen stehen und sah mit Verwunderung, wie der vermeinte Verräter im Herzulaufen eine Hand voll dürres Gras, aus welchem Rauch herausfuhr, in die Höhe hielt. Jetzt faßte es Flamme. Freitag warf es zur Erde, legte augenblicklich noch mehr trockenes Gras und Reisholz hinzu, und Robinson sah zu seinem freudigen Erstaunen in demselben Augenblicke ein helles, lustiges Feuer auflodern. Auf einmal war ihm Freitags plötzliches Weglaufen begreiflich, und vor Freude außer sich fiel er ihm um den Hals, drückte und küßte ihn mit Inbrunst und bat ihn in Gedanken tausendmal um Verzeihung, daß er einen so unbegründeten Verdacht auf ihn geworfen hatte.

Das Feuer hatte Freitag auf folgende Weise gewonnen: Er war mit dem Beile in den Wald gelaufen, um von recht trockenen Stämmen zwei Holzstücke abzuhauen. Diese hatte er so geschwind und so geschickt zu reiben gewußt, daß sie sich entzündeten. Dann hatte er hurtig das glimmende Holz in etwas Heu gewickelt und war mit diesem Heu in der Hand so schnell als möglich davon gerannt. Durch die geschwinde Bewegung war das entzündete Heu in Flammen geraten.

Unser Robinson war, wie gesagt, vor Freude außer sich, als er seinen Argwohn unbegründet und sich nun auf einmal wieder im Besitze des so lange entbehrten und so sehnlich erwünschten Feuers sah. Lange weidete er seine Augen an den auflodernden Flammen und konnte sich nicht satt daran sehen. Endlich nahm er einen glühenden Feuerbrand und lief damit, von Freitag begleitet, nach seiner Wohnung.

3. Hier machte er augenblicklich ein helles Feuer in seiner Küche an, legte einige Kartoffeln dazu und flog darauf wie der Wind nach seiner Herde, um ein junges Lama zu holen. Dieses wurde geschlachtet, abgestreift, zerlegt und ein Viertel davon an den Spieß gesteckt. Freitag wurde als Bratenwender bestellt.

Während dieser sein Amt verrichtete, schnitt Robinson ein Bruststück ab und legte es wohlgewaschen in einen seiner Töpfe.

Dann schälte er einige Kartoffeln, zerrieb zwischen zwei Steinen eine Hand voll Mais zu Mehl, that beides zu dem Fleische im Topfe und goß so viel reines Wasser darauf, als ihm nötig zu sein schien. Auch vergaß er nicht, etwas Salz dazu zu werfen, und dann setzte er diesen Topf gleichfalls ans Feuer.

Er wollte eine Fleischbrühsuppe bereiten, eine Speise, die er nun wenigstens seit acht Jahren nicht genossen hatte! Wie mußte ihm der Mund darnach wässern!

Freitag machte bei diesen Zurüstungen große Augen, weil er noch nicht begreifen konnte, wozu das alles solle. Vom Kochen hatte er nie etwas gehört oder gesehen; er wußte daher auch schlechterdings nicht zu erraten, was das Wasser im Topfe bei dem Feuer solle. Als nun Robinson auf einige Augenblicke in seine Höhle gegangen war und das Wasser im Topfe anfing zu sieden, stutzte Freitag, weil es ihm unbegreiflich war, was doch wohl das Wasser auf einmal in Bewegung setzen möchte. Als es aber vollends aufbrauste und von allen Seiten anfing überzulaufen, geriet er auf den närrischen Einfall, daß vielleicht irgend ein lebendiges Tier darin sei, welches die plötzliche Bewegung verursache, und um zu verhüten, daß dieses Tier alles Wasser aus dem Topfe herausdrängte, steckte er hurtig seine Hand hinein, um es zu fangen. Aber in eben demselben Augenblicke fing er ein so entsetzliches Geschrei an, daß die Felsenwand der Höhle davon erbebte.

Angst und Schrecken ergriffen unseren armen Robinson, als er dieses gewaltige Geschrei vernahm, weil er in dem ersten Augenblicke nichts anderes vermuten konnte, als daß die Wilden da wären und seinen Freitag schon gepackt hätten. Furcht und Selbstliebe rieten ihm, sich auf die Flucht zu begeben, um sein eigenes Leben zu retten. Aber er verwarf diesen Einfall augenblicklich wieder, weil er es für schändlich hielt, seinen neuen Hausgenossen und Freund im Stiche zu lassen. Ohne sich länger zu besinnen, stürzte er aus der Höhle hervor, fest entschlossen, für Freitags Befreiung aus den Händen der Unmenschen noch einmal Blut und Leben zu wagen.

In einem Augenblicke stand er neben Freitag, das Beil in der Hand; aber wie erstaunte er, als er denselben ganz allein und wie einen Unsinnigen mit unaufhörlichem Geschrei umhertanzen und die allerseltsamsten Gebärden machen sah! Lange stand er wie

verdutzt und wußte nicht, was er davon denken sollte. Endlich kam es zu Erklärungen, und da erfuhr er denn durch Zeichen, daß das ganze Unheil darin bestand, daß Freitag sich die Hand ein wenig verbrannt hatte.

Diesen zu beruhigen, kostete nicht wenig Mühe. Denn wie ungebildete Menschen überhaupt, und besonders die Wilden, geriet er, wenn ihm etwas begegnete, was er nicht begreifen konnte, auf den Gedanken, daß irgend ein unsichtbares Wesen, ein Geist, die Ursache sei, und er meinte, dieser Geist bringe eine solche Wirkung auf Befehl irgend eines Menschen hervor, dem er dienstbar geworden sei.

Nie hatte Freitag gehört oder erfahren, daß man Wasser heiß machen kann; nie hatte er folglich auch gefühlt, wie weh es thut, wenn man die Hand in kochendes Wasser steckt; er konnte also auch schlechterdings nicht begreifen, woher die so schmerzhafte Empfindung kam, die ihn plötzlich überfiel, als das kochende Wasser seine Hand berührte. Er glaubte daher steif und fest, daß es mit Zauberei zugehe, und daß sein Herr ein Hexenmeister sei.

Es kostete daher Robinson viel Mühe, den armen Freitag zu beruhigen und ihn zu bewegen, sich wieder zu dem Braten zu setzen, um ihn zu wenden. Zwar that er dies endlich, aber den Topf sah er noch immer mit Grausen, und seinen Herrn, den er nun für ein übermenschliches Wesen hielt, mit furchtsamer Ehrerbietung an. In diesem Glauben bestärkte ihn die europäische weiße Gesichtsfarbe und der lange Bart desselben, wodurch er ein ganz anderes Ansehen erhielt, als Freitag und alle seine schwarzbraunen und unbärtigen Landsleute hatten.

4. Brühe, Kartoffeln und Braten waren jetzt gar. Da es an Löffeln fehlte, so goß Robinson die Brühe aus dem Topfe, in welchem sie gekocht war, in zwei andere, um sie aus diesen zu trinken. Aber Freitag war durchaus nicht zu bewegen, einen derselben anzunehmen, weil er diese Brühe für einen Zaubertrank hielt, und es schauderte ihn, als er seinen Herrn ansetzen und die bezauberte Brühe trinken sah. Von dem Braten hingegen und von den Kartoffeln aß auch er mit großem Wohlgefallen.

Wie sehr der Genuß warmer und nahrhafter Speisen unsern Robinson erfreute, kann man sich kaum vorstellen. Er vergaß darüber alle ausgestandenen Mühseligkeiten der verflossenen kümmerlichen Jahre, vergaß, daß er noch immer auf seiner Insel

war, glaubte in ein anderes Land, glaubte wieder nach Europa versetzt zu sein. So weiß die gütige Vorsehung die Wunden unseres Herzens, die sie zu unserem Besten schlug, und die wir in der Empfindung des Schmerzes für unheilbar hielten, oft in einem einzigen Augenblicke durch den Balsam unverhoffter Freuden gänzlich wieder zu heilen! Daß übrigens Robinson im Genusse dieser neuen Gottesgabe auch an den Geber derselben mit Liebe und Dankbarkeit dachte, braucht wohl nicht erst hinzugefügt zu werden.

Nach der Mahlzeit lagerte er sich in seinen Gedankenwinkel, um über die glückliche Veränderung seines Zustandes ernsthafte Betrachtungen anzustellen. Alles hatte nun eine andere, viel angenehmere Gestalt für ihn gewonnen. Sein Leben war nicht mehr einsam; er hatte einen Gesellschafter, mit dem er zwar noch nicht reden konnte, dessen bloße Gesellschaft ihm aber doch schon jetzt zum Troste und zur Hilfe gereichte; er hatte wieder Feuer und der wohlschmeckenden, gesunden Nahrungsmittel genug, um die Bedürfnisse des Gaumens und des Magens hinlänglich befriedigen zu können. Was kann dich, dachte er, nun noch hindern, vergnügt und unbekümmert zu leben? Genieße also die mannigfaltigen Wohlthaten des Himmels! Iß und trink von deiner Herde und von den Früchten deines Landes das Beste, denn du hast ja Überfluß an allem, und halte dich nun durch Ruhe und gutes Essen und Trinken schadlos für die ausgestandenen Mühseligkeiten und den Mangel der verflossenen Jahre! Dein Freitag mag für dich arbeiten, er ist jung und stark, und du hast es ja um ihn verdient, daß er dein Knecht sei. — Hier stockten seine Gedanken, denn es kam ihm eine andere Betrachtung dazwischen.

Wie, dachte er, solltest du wirklich einen deiner Mitmenschen, den dir Gott geschickt hat, als Sklaven mißbrauchen? Was gibt dir das Recht dazu? Und wenn nun deine ganze gegenwärtige Glückseligkeit einmal wieder ein Ende nähme? Wenn Freitag stürbe? Wenn dein Feuer noch einmal erlöschte? Ein kalter Schauer lief ihm bei diesem Gedanken durch alle Glieder.

Und, fuhr er in seinen Gedanken weiter fort, wenn du durch ein weichliches und wollüstiges Leben dich dann so verwöhnt hättest, daß es dir unmöglich wäre, zu der Härte und Armseligkeit deiner vorigen Lebensart zurückzukehren? Und wenn du dennoch dazu zurückzukehren gezwungen würdest? — Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Dann dachte er weiter: Welcher Ursache hast du es denn vornehmlich zuzuschreiben, daß du durch Gottes Hilfe manche Schwachheit und manche Untugend abgelegt hast, die dir vorher eigen war? Nicht wahr, lediglich der arbeitsamen und mäßigen Lebensart, die du bisher zu führen gezwungen warst? Und du wolltest nun durch Müßiggang und sinnliches Wohlleben dich in Gefahr setzen, der Gesundheit des Leibes und des Geistes, welche Mäßigkeit und Arbeitsamkeit dir erworben haben, wieder verlustig zu werden? — Da sei Gott vor! Damit sprang er von seinem Lager auf und ging mit hastigen Schritten in seinem Hofraume auf und nieder. Freitag trug unterdes die übrig gebliebenen Speisen in den Keller und ging auf Robinsons Befehl, die Lamas zu melken.

Robinson fuhr in seiner Betrachtung also fort: „Und wenn du von nun an ein faules und schwelgerisches Leben führtest, wie lange würde es dauern, bis du aller überstandenen Not und der väterlichen Hilfe, die dein lieber Gott dir bisher geleistet hat, vergäßest? Wie bald würdest du übermütig, trotzig und gottlos werden? — Schrecklich! schrecklich! rief er aus und fiel auf seine Knie, um Gott zu bitten, daß er ihn doch ja vor diesem abscheulichen Undanke bewahren möge.

Noch stand er einige Minuten in tiefem Nachdenken; dann faßte seine Seele folgende männliche und wahrhaft heilsame Entschließung.

Ich will, dachte er, die neuen göttlichen Wohlthaten zwar genießen, aber immer mit der größten Mäßigkeit. Die einfachsten Speisen sollen auch künftig meine Nahrung sein, so groß und mannigfaltig mein Vorrat auch immer sein mag. Meine Arbeiten will ich ebenso unverdrossen fortsetzen als bisher, ungeachtet sie nicht mehr ebenso notwendig sein werden. An einem Tage einer jeden Woche, und dies sei der Sonnabend, will ich von eben den rohen Speisen leben, die mich bisher ernährt haben, und den letzten Tag eines jeden Monats will ich eben so einsam hinbringen, als ich die ganze verflossene Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Insel habe hinbringen müssen. Freitag soll dann jedesmal einen Tag und eine Nacht sich fern von mir in meinem Sommerpalaste aufhalten."

Er empfand, nachdem er diese tugendhaften Vorsätze gefaßt hatte, die reine himmlische Freude, welche jedes Bestreben unseres Geistes nach größerer Vollkommenheit begleitet. Seine Stirn glühte.

sein Herz empfand schon im voraus die seligen Folgen dieser freiwilligen Aufopferungen und schlug lebhafter; es war ihm unaussprechlich wohl zu Mute. Aber er kannte nun schon die Wankelmütigkeit des menschlichen Herzens, auch seines Herzens, und sah daher voraus, wie leicht es möglich sei, daß er diese seine guten Vorsätze wieder vergessen könne. Er glaubte daher, daß es nicht unzweckmäßig sein werde, wenn er sich irgend ein sinnliches Merkzeichen mache, bei dessen Anblick er sich täglich wieder daran erinnern könne. In dieser Absicht ergriff er sein Beil und hieb in die Felsenwand über dem Eingange zu seiner Höhle die beiden Worte ein: Arbeit und Mäßigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

1. Befestigung der Burg. Freitag lernt Deutsch. 2. Freitags Heimatsliebe; sie wird übertroffen durch seine Anhänglichkeit an Robinson. 3. Beschluß, den Kahnbau in zweckmäßiger Weise fortzusetzen.

1. Der Zustand Robinsons war jetzt ein glücklicherer, als er jemals seit seiner Ankunft auf dieser Insel gewesen war. Die einzige große Sorge, die ihn noch beunruhigte, war die, daß die Wilden bald zurückkommen könnten, um ihre zurückgebliebenen Gefährten aufzusuchen, und daß es dann leicht zwischen ihm und ihnen wieder zu blutigen Händeln kommen könne. Er zitterte bei dem Gedanken, abermals in die Notwendigkeit versetzt zu werden, Menschenblut zu vergießen, und sein eigenes zweifelhaftes Schicksal machte ihn nicht wenig bekümmert.

Unter diesen Umständen erforderte die Pflicht der Selbsterhaltung, so viel als möglich auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein. Schon längst hatte er den Wunsch gehegt, seine Burg zu einer ordentlichen kleinen Festung machen zu können; aber so lange er noch allein war, schien ihm die Ausführung dieses Planes unmöglich zu sein. Jetzt aber, da er zwei Arme mehr hatte, konnte er so etwas schon unternehmen. Er stellte sich also auf den Gipfel des Berges, von wo aus er den ganzen Platz übersehen konnte, um den Plan dazu zu machen. Dieser war auch bald entworfen. Er durfte nur außerhalb der Baumwand rund um seine Burg

herum einen etwas breiten und tiefen Graben ausstechen, von der ausgegrabenen Erde einen Wall aufwerfen und die Seiten des Grabens mit Schanzpfählen oder Pallisaden bepflanzen.

In diesen Graben beschloß er die kleine Quelle zu leiten, die unweit seiner Wohnung entsprang, doch so, daß die Rinne, die mitten durch seinen Hofraum floß, nicht beschädigt würde, damit es ihm im Falle einer ordentlichen Belagerung nicht an Wasser fehlen möchte.

Es hielt schwer, alles dies seinem Freitag durch Zeichen verständlich zu machen. Indes glückte es ihm endlich damit, und Freitag lief darauf nach dem Gestade, um allerlei Werkzeuge zum Graben und Schaufeln, nämlich große Muscheln und platte scharfe Steine zu suchen. Dann machten sich beide an die Arbeit.

Das war natürlich abermals kein leichtes Geschäft. Der Graben mußte, wenn er etwas helfen sollte, wenigstens drei Ellen tief und zum mindesten vier Ellen breit sein. Die Länge desselben mochte sich leicht auf achtzig bis hundert Schritte belaufen, und dazu hatten sie kein eisernes Werkzeug, keine Hacke, keinen Spaten, keine Schaufel! Schanzpfähle bedurfte man beinahe vierhundert Stück; und diese bloß mit einem steinernen Beile zu behauen und zuzuspitzen, war gewiß auch kein leichtes Unternehmen! Endlich mußte auch noch von der Quelle bis zu diesem Graben ein ebenso tiefer Graben aufgeworfen werden, um das Wasser darin herzuleiten!

Aber alle diese Schwierigkeiten schreckten unsern entschlossenen Freund nicht ab. Durch ein mäßiges und immer arbeitsames Leben war auch sein Mut zu jedem wichtigen Unternehmen viel größer geworden, als er bei weichlichen, in Müßiggang und Wohlleben aufgewachsenen Menschen zu sein pflegt. Mit Gott und gutem Mute! war der Wahlspruch, mit welchem er jedes wichtige Geschäft anfing, und wir wissen schon, daß er dann auch nicht eher nachließ, als bis das Werk beendigt war.

So auch jetzt. Beide, er und Freitag, arbeiteten täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Lust und Eifer, und es war daher erstaunlich, wie viel sie, ihrer armseligen Werkzeuge ungeachtet — außer den Steinäxten und Muschelschalen benutzten sie eine Art Spaten und Schaufeln, die Freitag aus sehr hartem Holze hergestellt hatte —, an jedem Tage vor sich brachten. Zum

Glück wehte zwei Monate hintereinander ein Wind, der es den Wilden unmöglich machte, Robinsons Insel zu besuchen Es war also auch während der Arbeit kein Überfall von ihnen zu besorgen.

Indes nun Robinson so arbeitete, war er nebenbei bemüht, seinen Gehilfen nach und nach so viel von der deutschen Sprache zu lehren, daß er ihn verstehen konnte, wenn er mit ihm redete, und dieser war so gelehrig, daß er in kurzer Zeit schon recht viel begriffen hatte. Robinson machte es dabei ebenso, wie es vernünftige Lehrer zu machen pflegen, wenn sie Kindern Französisch oder eine andere Sprache lehren; er zeigte ihm, so oft dies geschehen konnte, das Ding, wovon er redete, vor, und dann sprach er den Namen desselben laut und deutlich aus. Wenn er aber von Sachen redete, die er ihm nicht zeigen konnte, so machte er so verständliche Mienen und Geberden dazu, daß ihn Freitag doch verstehen mußte. So lernte dieser, noch ehe ein halbes Jahr verstrich, so viel Deutsch, daß beide sich ihre Gedanken schon so ziemlich vollständig mitteilen konnten.

Ein neuer Zuwachs von Glückseligkeit für unsern Robinson. Bisher hatte er an Freitag nur einen stummen Gehilfen gehabt; nun ward derselbe fähig, sein wirklicher Gesellschafter, sein Freund zu werden. O, wie verschwand gegen diese Freude das Vergnügen, welches vorher das gedankenlose Geschwätz eines Pagageien ihm verursacht hatte!

Freitag erwies sich immer mehr und mehr als ein gutherziger, treuer junger Mensch, in dem kein Falsch war, und schien seinem Herrn mit der aufrichtigsten Liebe zugethan zu sein. Daher gewann dieser ihn denn auch von Tag zu Tag lieber und trug nach einiger Zeit gar kein Bedenken mehr, ihn neben sich in seiner Höhle schlafen zu lassen.

In weniger als vier Monaten war die Grabenarbeit vollendet, und nun konnten sie jeden Anfall der Wilden ziemlich ruhig abwarten. Denn ehe einer derselben über den Graben kommen und die Schanzpfähle ersteigen konnte, war es ihnen leicht, ihn entweder mit Pfeilen zu erschießen oder mit ihren langen Spießen zu erstechen. Für ihre Sicherheit war nun wohl hinhänglich gesorgt.

2. Eines Tages, als Robinson und Freitag eine nahe am Strande liegende Anhöhe erstiegen hatten, von der sie weit ins Meer hinaus sehen konnten, schaute Freitag scharf nach der Gegend hin, wo

man, wiewohl nur ganz undeutlich, einige ferne Inseln liegen sah. Auf einmal fing er an, vor Freude zu hüpfen und zu springen und allerlei seltsame Gebärden zu machen. Auf Robinsons Frage, was ihn ankomme, rief er freudig aus, indem er fortfuhr zu tanzen: „Lustig! Lustig! Dort ist meine Heimat! Dort wohnen meine Landsleute!“ Aus dem glühenden Gesicht und den funkelnden Augen, womit er dies ausrief, leuchtete eine recht große Liebe zu seinem Vaterlande und der Wunsch hervor, wieder dahin zu kommen. Diese Bemerkung war seinem Herrn gar nicht angenehm, ungeachtet es sehr lobenswert von Freitag war, daß er sein Vaterland mehr als andere Länder und seine zurückgelassenen Freunde und Anverwandten noch zärtlicher als jeden anderen Menschen liebte. Robinson, welcher deshalb besorgte, daß er ihn bei Gelegenheit, um seiner Landsleute willen, wohl einmal verlassen könne, versuchte ihn darüber auszufragen. Er fing also folgendes Gespräch mit ihm an:

Robinson. Hättest du denn wohl Lust, wieder unter deinen Landsleuten zu leben?

Freitag. Ach ja! Ich wollte recht froh sein, wenn ich wieder bei ihnen wäre.

Robinson. Du wolltest vielleicht wieder Menschenfleisch mit ihnen essen?

Freitag (ernsthaft). Nein! ich wollte sie lehren, daß sie nicht mehr so wild leben, daß sie Fleisch von Tieren und Milch, aber keine Menschen mehr essen sollten.

Robinson. Aber wenn sie dich selbst auffräßen?

Freitag. Das werden sie nicht.

Robinson. Aber sie essen doch Menschenfleisch?

Freitag. Ja, aber nur das Fleisch ihrer getöteten Feinde.

Robinson. Verständest du denn wohl, einen Kahn zu machen, worin man überfahren könnte?

Freitag. O ja!

Robinson. Nun, so mache dir einen und fahre nur immer hin zu ihnen.

Hier sah Freitag auf einmal ganz ernst und traurig vor sich nieder.

Robinson. Nun, was ist dir? Worüber wirst du traurig?

Freitag. Ich bin traurig, daß mein lieber Herr böse auf mich ist.

Robinson. Böse? Wie das?

Freitag. Ja, weil er mich von sich wegschicken will.

Robinson. Du wünschest dich ja hin nach deiner Heimat!

Freitag. Ja, aber wenn mein Herr nicht da ist, wünscht Freitag sich auch nicht hin.

Robinson. Mich würde dein Volk für einen Feind halten und auffressen; reise also immer allein ab.

Freitag riß bei diesen Worten seinem Herrn das Beil von der Seite, gab es ihm in die Hand und hielt ihm den Kopf dar, damit er denselben mit dem Beile spalten möchte.

Robinson. Was soll ich?

Freitag. Mich umbringen! Besser umgebracht, als weggeschickt!

Die Thränen stürzten ihm dabei aus den Augen. Robinson war gerührt, fiel ihm in die Arme und sagte: „Sei unbekümmert, mein lieber Freitag! Ach, ich wünsche nicht mich von dir zu trennen, denn ich liebe dich herzlich. Was ich gesagt habe, sagte ich nur, um dich zu prüfen, ob ich dir wohl schon ebenso lieb wäre, als du mir bist." Er umarmte ihn hierauf von neuem und wischte sich selbst eine Freudenthräne ab, die ihm aus den Augen hervorgequollen war.

3. Freitags Versicherung, daß er wohl einen Kahn machen könne, war unserem Robinson sehr angenehm zu hören gewesen. Er faßte ihn also bei der Hand und führte ihn nach dem Orte, wo er selbst nun schon seit Jahren an einem Schiffe gearbeitet hatte. Hier zeigte er ihm den Block, der noch nicht um den dritten Teil ausgehöhlt war, und sagte ihm, wie viel Zeit er schon darauf verwandt habe.

Freitag schüttelte den Kopf und lächelte. Auf Robinsons Frage, was er denn daran auszusetzen finde? antwortete er, daß es aller der Arbeit nicht bedurft hätte; man könne einen solchen Block viel besser, und zwar in kurzer Zeit, durch Feuer aushöhlen. Wer war froher über diese Nachricht als Robinson? Schon sah er den Kahn vollendet; schon sah er sich im Geiste auf dem Meere und nach einer glücklichen Fahrt in einer Gegend des festen Landes landen, wo Europäer waren. Wie schlug ihm vor Freude das Herz bei diesem Gedanken an eine so nahe Erlösung! — Es wurde beschlossen, das Werk sogleich mit Anbruch des folgenden Tages anzufangen.

Hierauf ging Robinson, der schon mehrfach erfahren hatte, daß Hoffnungen auch fehl schlagen können, von Freitag begleitet,

mit dem frommen Vorsatze nach Hause, daß er die Erfüllung seines feurigen Wunsches der allweisen und gütigen Vorsehung überlassen wolle, weil diese doch besser als er selbst wisse, was für ihn das Zuträglichste sei.

Neunzehntes Kapitel.

1. Die Regenzeit tritt wieder ein. Beschäftigung während derselben. 2. Robinson belehrt Freitag über Gott und die Pflichten der Menschen. 3. Der Kahn wird vollendet und ins Meer gebracht. 4. Die Abreise wird festgesetzt und vorbereitet.

1. So sehr auch Robinson auf seine nahe Erlösung hoffte, und so wahrscheinlich ihm dieselbe auch erschien, so hatte er sich doch darauf gefaßt gemacht, daß ein unvorhergesehenes Hindernis eintreten und ihn nötigen könne, noch länger da zu bleiben. Und dieses Hindernis trat wirklich schon am folgenden Tage ein.

Es fing nämlich mit diesem Tage abermals die gewöhnliche Regenzeit an, von welcher Robinson nun schon aus vierjähriger Erfahrung wußte, daß sie jährlich zweimal und zwar immer um diejenige Zeit einzutreten pflegte, wenn Tag und Nacht einander gleich sind. Während dieser Regenzeit, die gewöhnlich einen bis zwei Monate anhielt, war es unmöglich, außer dem Hause etwas zu verrichten, so stark und unaufhörlich strömte alsdann der Regen herab! Auch hatte Robinson bemerkt, daß in jener Weltgegend das Ausgehen und Naßwerden in dieser Jahreszeit der Gesundheit äußerst nachteilig sei. Was war also zu thun? Der Schiffsbau mußte aufgeschoben und die Zeit mit häuslichen Verrichtungen hingebracht werden.

Wie wohl war es nun unserm Robinson an den regnerischen Tagen und in den langen, finsteren Abendstunden, daß er wieder Feuer, — noch mehr, daß er einen Gesellschafter, einen Freund hatte, mit dem er sich unter gemeinschaftlichen Hausarbeiten die Zeit mit vertraulichen Gesprächen vertreiben konnte! Vormals hatte er diese traurigen Abende allein, unbeschäftigt und im Finstern hinbringen müssen; jetzt saß er mit Freitag bei einer Lampe — denn auch eine solche hatte er sich jetzt hergestellt — oder unweit des Küchenfeuers, arbeitete und plauderte und fühlte nie die Beschwerlichkeit der Langeweile, die so drückend ist.

Freitag lehrte ihn allerlei kleine Künste, wodurch die Wilden ihren Zustand zu verbessern wissen; dagegen lehrte Robinson ihn wieder andere Sachen, wovon die Wilden nichts verstehen. So nahmen beide zu an Kenntnissen und Geschicklichkeiten und brachten durch gemeinschaftlichen Fleiß eine Menge kleiner Kunstwerke zu stande, deren Verfertigung jedem von ihnen, wenn er sich ganz allein hier befunden hätte, unmöglich gewesen wäre. Da fühlten denn auch beide recht innig, wie gut es sei, daß die Menschen durch Geselligkeit und Freundschaft zusammengehalten werden und nicht, wie viele wilde Tiere, einzeln auf dem Erdboden umherschwärmen!

Freitag verstand sich unter anderem auf die Verfertigung von Matten aus Baumbast, die er so fein und so dicht zu flechten wußte, daß sie füglich zu Kleidungsstücken gebraucht werden konnten. Robinson lernte ihm diese Kunst ab, und nun verfertigten beide einen solchen Vorrat davon, daß sie für jeden einen ganzen Anzug daraus machen konnten. O, wie freute sich Robinson, daß ihm die beschwerliche Kleidung aus steifen, ungegerbten Fellen nun endlich einmal entbehrlich geworden war!

Ferner verstand Freitag die Kunst, aus den Fasern, worein die Kokosnüsse von der Natur eingewickelt sind, und aus verschiedenen flachsartigen Kräutern Garn und Stricke zu drehen, welche diejenigen, die Robinson bisher gemacht hatte, bei weitem an Festigkeit übertrafen. Aus dem Garne wußte er auf eine besondere Weise Fischnetze zu knüpfen, eine Arbeit, die ihnen manchen langen Abend auf die angenehmste Weise verkürzte.

2. Während dieser häuslichen Geschäftigkeit war Robinson vornehmlich darauf bedacht, den Verstand seines armen wilden Freundes ein wenig aufzuklären. Namentlich war dies in Bezug auf die religiösen Vorstellungen desselben notwendig. Wie seine Landsleute überhaupt, hatte sich auch Freitag noch nicht von den Geschöpfen zum Schöpfer erhoben. Sonne, Mond und Sterne galten ihm nicht als Werke der göttlichen Allmacht und als Verkündiger der Größe und Herrlichkeit Gottes, sondern er hielt sie selbst für Götter. Gewaltige Naturereignisse, wie Stürme, Erdbeben, Donner und Blitz, galten ihm als Beweise des Zornes böser und unfreundlicher Gottheiten. Gewisse Menschen, die Priester oder Zauberer, standen nach seiner Meinung mit den Göttern in besonderer Verbindung und erfuhren den Willen derselben. Von den abgeschiedenen

Helden seines Volkes glaubte er, daß sie unter die Gestirne versetzt würden und von da herabblickten auf die Erde. Ein Mensch galt ihm für einen um so größeren Helden, je mehr Feinde er erschlagen und leider auch — mit aufgegessen hatte.

Robinson zeigte ihm jetzt, wie sich überall in der Natur und im menschlichen Leben ein unsichtbares höchstes Wesen offenbare, nach dessen Willen alles bestehe, das alle Kräfte, die in der Welt wirksam sind, an feste Gesetze gebunden habe, und ohne dessen Willen nichts geschehen könne. Er lehrte ihn, daß nur ein einziges solches Wesen, nur ein Gott existieren könne, da in der ganzen Welt Einheit herrsche, alles nach einem großen Plane eingerichtet sei und geschehe, und daß diesem einigen Gotte unendliche Macht, Weisheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit zukomme, daß er aber vor allem die Liebe und aller Menschen Vater sei.

Und, fuhr Robinson fort, wo wir auch sein mögen, Gott ist stets bei uns; in ihm leben, weben und sind wir; er kennt alle unsere Gedanken und Wünsche, alle Regungen unseres Herzens, aber auch alle unsere Bedürfnisse. Er will, daß alle Menschen glücklich sein sollen; denn er hat die Welt so eingerichtet, daß alle es sein können, wenn sie nur selbst das Ihrige dazu beitragen, und wenn sie sich nicht gegenseitig des Glückes und der Möglichkeit, glücklich zu sein, berauben. Die Erde bringt vielmehr Güter hervor, als alle Menschen zusammen brauchen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Darum brauchen wir nicht mit Furcht und Zittern zu ihm aufzublicken, sondern wir können es mit Freude und mit zuversichtlichem Vertrauen wie die Kinder zu ihrem Vater. Er will selbst, daß wir ihn Vater nennen und ihn von ganzem Herzen lieben.

Liebe zu ihm beweisen wir aber besonders dadurch, daß wir unsere Freude an dem haben, was ihm gefällt, daß wir das wollen, was er will, daß wir heilig zu werden suchen, wie er heilig ist, und daß wir uns bestreben, die herrlichen Anlagen, die er uns gegeben hat, immer mehr auszubilden, also eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Sein Wille ist in unser Herz geschrieben; wir fühlen uns am glücklichsten, wenn wir das Bewußtsein haben, daß wir gethan haben, was recht und gut ist, daß wir in geistiger Beziehung fortgeschritten sind, daß wir an Schärfe des Verstandes, an Kraft zur Erkenntnis der Wahrheit, vor allem aber an Festigkeit des Willens und an Liebe zur Tugend zugenommen haben;

dagegen sind wir unzufrieden mit uns selbst und unruhig, ja elend, wenn das Gegenteil der Fall ist. Diesen inneren Richter unseres Denkens und Thuns hat Gott in unser Herz gegeben; die Stimme desselben ist Gottes Stimme. Dieselbe zeigt uns den Weg zu unserem wahren Glücke und ist darum zugleich ein beständiger Zuruf unseres lieben Vaters, der uns glücklich machen will.

Will Gott aber, wie wir das so deutlich erkennen, daß alle Menschen so glücklich als möglich werden, so handeln wir in seinem Sinne, wenn wir selbst dazu beitragen, andere glücklich zu machen, und zwar nicht bloß unsere Freunde, Verwandten und Volksgenossen, sondern jeden, dem wir dazu behilflich sein können, es sei, wer es sei. In unserem Herzen regt sich Mitgefühl, wenn wir Unglückliche und Leidende sehen; eine innere Fröhlichkeit erfüllt uns, wenn wir irgend jemandem einen Dienst geleistet, einem Unglücklichen geholfen, einen Gebeugten aufgerichtet und getröstet haben. Gott aber hat unser Herz so geschaffen, daß diese Regungen in uns entstehen; er will also, daß wir unsere Mitmenschen lieben. Darum ist das vornehmste Gebot: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, und deinen Nächsten als dich selbst." Das letztere wird in allen Fällen, wo wir anderen Menschen gegenüber stehen, lauten: Handle gegen andere stets so, wie du wünschest, daß sie, wenn du in ihrer Lage wärst, gegen dich handeln möchten.

Da aber nun gegenseitige Feindschaft, Haß und Verfolgung das Glück der Menschheit allemal stören, so muß der Alliebende der ja alle glücklich sehen will, auch wünschen, daß wir alle Feindseligkeit gegen andere ganz aus unserem Herzen verbannen. Sein Wille ist: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel; denn er lässet seine Sonne aufgehen über Gute und Böse und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte."

Endlich dürfen wir auch annehmen, daß dieser Gott der Liebe auch eine andere Hoffnung nicht in unser Herz gelegt hat, um uns zu täuschen, sondern um uns noch über dieses Leben hinaus glücklich zu machen, die Hoffnung nämlich, daß nach dem Tode dieses Leibes unsere Seele nicht sterben, sondern in ein neues Leben übergeführt werde, in dem es ihr möglich sein wird, immer höhere Stufen der Vollkommenheit zu erreichen, Gott immer besser zu

erkennen und die reinste Seligkeit zu erwerben. Da Gott gerecht ist, so müssen wir annehmen, daß das Glück jedes einzelnen in jenem Leben von seinem Denken und Thun auf dieser Erde abhängig sein wird, und daß alles, was uns auf Erden mit der göttlichen Gerechtigkeit unverträglich scheint, dort seinen Ausgleich finden wird!

Laß uns also, schloß Robinson, stets mit freudiger und zuversichtlicher Hoffnung an unseren himmlischen Vater denken. Wir wollen seine Größe und Herrlichkeit bewundern und anbetend preisen, wollen ihm für die vielen Wohlthaten, die wir ohne Aufhören empfangen, innig danken, auch im Leid und Unglück den Glauben an seine Weisheit nicht verlieren, ihm täglich von neuem geloben, seinem heiligen Willen gemäß zu leben, und ihm immerdar ganz unser Herz weihen.

Freitag hörte diese erhabene und trostreiche Lehre mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit an und prägte sie tief in sein Gedächtnis ein. Er wollte immer mehr davon wissen, und weil Robinson ebenso begierig war, ihn zu belehren, als er, von ihm zu lernen, so sah er in kurzer Zeit die vorzüglichsten Religionswahrheiten so deutlich und so überzeugend ein, als sein Lehrer sie ihm vortragen konnte. Von der Zeit an schätzte er sich unendlich glücklich, aus seinem Vaterlande auf diese Insel geschleppt zu sein, und er machte selbst die Bemerkung, daß der liebe Gott es doch recht gut mit ihm gemeint habe, daß er ihn in die Hände seiner Feinde habe fallen lassen, weil er sonst wohl nie mit Robinson würde bekannt geworden sein; — und dann, setzte er hinzu, hätte ich auch den guten lieben Gott in diesem Leben wohl niemals kennen gelernt!

Von jetzt an verrichtete Robinson sein Gebet immer in Freitags Gegenwart, und es war recht rührend anzusehen, mit welcher freudigen Andacht dieser mit ihm betete. Und nun lebten beide so vergnügt und glücklich, als zwei von aller übrigen Gesellschaft abgesonderte Menschen nur immer leben können.

3. So verstrich ihnen die Regenzeit, ohne daß sie es merkten. Schon klärte sich der Himmel wieder auf; die Stürme schwiegen, und die schweren Regenwolken waren vorübergezogen. Robinson und sein treuer Gefährte atmeten wieder eine reine, sanfte, erwärmte Frühlingsluft; sie fühlten sich beide neu gestärkt und schritten daher mit großer Munterkeit zu dem wichtigen Werke, welches sie vor der Regenzeit beschlossen hatten.

Freitag, als der Meister in der Schiffsbaukunst, fing an, den Stamm mit Feuer auszubrennen. Dies ging so geschwind und so gut von statten, daß Robinson nicht umhin konnte, sich selbst einen Dummkopf zu schelten, daß ihm dieses Mittel nicht auch eingefallen sei. Aber, setzte er zu seinem Troste hinzu, wenn's mir nun auch eingefallen wäre, so hätte ich's doch nicht anwenden können, weil ich kein Feuer hatte!

Es kann hier nicht erzählt werden, wie die Arbeit an jedem Tage weiter fortrückte. Nur das sei mitgeteilt, daß das Schiff, mit welchem Robinson allein vielleicht nie, wenigstens in vielen Jahren nicht fertig geworden sein würde, jetzt durch ihre vereinten Kräfte binnen zwei Monaten gänzlich vollendet war. Es fehlte nur noch an einem Segel und an Rudern. Jenes stellte Freitag her, der sich dazu statt des Segeltuches feiner Matten von Baumbast bediente, und die Ruder fertigte Robinson.

Beide wurden ungefähr zu gleicher Zeit fertig, und nun war nur noch übrig, das vollendete Schiff vom Stapel laufen zu lassen, d. h. es von der Stelle, wo es gebaut worden war, ins Meer zu bringen.

Zum Unglück war der Ort, wo sie das Schiff gezimmert hatten, einige tausend Schritte vom Strande entfernt, und es war daher die Frage, wie sie es nun so weit fortbringen sollten. Es dahin zu tragen oder zu schieben, schien unmöglich; denn dazu war es viel zu schwer. Was sollten sie also machen? Hier war guter Rat wieder einmal gewaltig teuer.

Zuerst versuchte es Robinson mit solchen Hebelstangen, wie er damals angewendet hatte, als er die beiden Felsstücke aus seiner Höhle zu schaffen hatte; aber das Fortbewegen ging dennoch so langsam von statten, daß er wohl sah, sie würden einen ganzen Monat darauf verwenden müssen. Zum Glück erinnerte er sich zuletzt, in Europa öfter gesehen zu haben, wie sich die Zimmerleute und andere Handwerker eines anderen, ebenso einfachen Hilfsmittels bedient hatten, um große Lasten fortzubewegen. Sie hatten nämlich hierzu Walzen gebraucht, die sich, weil sie rund sind, mit leichter Mühe fortwälzen lassen. Bekanntlich werden dieselben unter die zu bewegende Last gelegt, und wenn dann die Last mit nur mäßigen Kräften geschoben wird, so rollt sie mit den Walzen selbst fort; jede Walze, die dabei an der hinteren Seite frei wird, wird vorn wieder untergelegt.

Robinson hatte kaum den Versuch damit gemacht, als er mit Vergnügen sah, wie leicht und wie geschwind sie das Schiff fortwälzen konnten. In zwei Tagen war es schon auf dem Wasser, und es machte beiden nicht wenig Freude, zu sehen, daß es vollkommen brauchbar war.

4. Nun war also nichts mehr übrig, als die nötigen Anstalten zur Abreise zu treffen, das Schiff mit so vielen Lebensmitteln zu versehen, als es würde tragen können, und dann die von beiden so sehnlich gewünschte Reise anzutreten. Aber wohin nun eigentlich? Freitags Wünsche gingen nach der Insel, auf welcher er zu Hause war; Robinson hingegen verlangte nach dem festen Lande von Amerika zu schiffen, wo er Spanier und andere Europäer zu finden hoffte. Freitags Vaterland war nur ungefähr vier Meilen, das feste Land hingegen viel weiter entfernt. Wollten sie erst nach jenem fahren, so entfernten sie sich um einige Meilen mehr von diesem, und die Gefahr der Reise wurde also auch um so viel größer. Auf der anderen Seite aber kannte Freitag nur das Fahrwasser, d. h. die schiffbare Straße nach seiner Heimat; dagegen war ihm die eigentliche Fahrt nach dem festen Lande völlig unbekannt. Robinson konnte sie noch viel weniger kennen, weil er auf diesem Meere noch niemals geschifft war. Da war es also wieder schwer, zu wählen.

Endlich siegte Robinsons Begierde, zu gesitteten Menschen zu kommen, über alle Schwierigkeiten und über alle Einwürfe seines Gefährten. Es wurde beschlossen, gleich am folgenden Tage alle Anstalten zu ihrer Abreise zu treffen und dann mit dem ersten günstigen Winde in Gottes Namen nach der Gegend abzufahren, in welcher nach Freitags Vermutung die nächste Küste des festen Landes lag.

Zwanzigstes Kapitel.

1. Robinsons Abschied von der Insel. 2. Abfahrt. Sie geraten in den Golfstrom. Robinsons Gottvertrauen, Freitags Kleinmut. 3. Rückkehr zur Insel.

1. Der günstige Wind ließ nicht lange auf sich warten, und damit war denn auch für Robinson und Freitag die Stunde des

Abschieds von der Insel gekommen. Das war eine ernste Stunde für Robinson. Als er seine Burg verlassen hatte, blieb er auf dem Hügel über derselben nachdenkend stehen und hieß seinen Gefährten ein wenig vorangehen. Hier überdachte er nun erst noch einmal alle überstandenen Schicksale seines einsamen Lebens an diesem Orte und ward über die wunderbare Führung des Himmels, die ihn bis dahin so sichtbar geleitet hatte, tief gerührt. Ein Strom von Dankes- und Freudenthränen entstürzte seinen Augen. Dann hob er seine ausgebreiteten Arme gen Himmel, und seine glühenden Gefühle ergossen sich unwillkürlich in einem lauten Dankgebete.

Gestärkt durch diese Andacht, richtete er sich wieder auf und übersah noch einmal die ihm jetzt so liebe Gegend, die er nun verlassen sollte. Es war ihm wie einem, der sein Vaterland verläßt und es nie wieder zu sehen hoffen darf. Sein nasser Blick blieb liebevoll und wehmütig hangen an jedem Baume, in dessen Schatten ihm einst wohl gewesen war, an jedem Werke seiner Hände, welches er im Schweiße des Angesichts vollendet hatte. Es war ihm nicht anders dabei zu Mute, als wenn er sich von ebenso vielen Freunden trennen sollte. Und als er nun vollends seine am Fuße des Berges im Grase weidenden Lamas erblickte, mußte er das Gesicht wegkehren, um in seiner Entschließung zur Abreise nicht wankend zu werden.

Endlich hatte er ausgekämpft. Er ermannte sich, breitete seine Arme gegen die ganze Gegend aus, als wenn er alles, was darin war, umarmen wollte, und rief mit lauter Stimme aus: „Lebt wohl, ihr teuren Zeugen meiner überstandenen Leiden! Lebt wohl! Lebt wohl!" — Das letzte wohl verlor sich in Schluchzen. Jetzt richtete er noch einmal seine Augen gen Himmel und trat entschlossen den Weg zum Strande an.

Im Weggehen bemerkte er seinen trauten Pol, der von Baum zu Baum neben ihm herflatterte. Er konnte dem Verlangen, ihn mitzunehmen, nicht widerstehen, streckte die Hand gegen ihn aus und rief: „Pol, Pol!" und Polchen hüpfte hurtig herab, kletterte gaukelnd von seines Herrn Hand auf dessen Schultern und blieb da sitzen. So kam Robinson bei seinem ihn mit Ungeduld erwartenden Freitag an, und beide stiegen in das Schiff.

2. Es war der dreißigste November, vormittags um acht Uhr, im neunten Jahre des Aufenthalts unseres Freundes auf dieser einsamen Insel, als sie bei völlig heiterem Wetter und mit frischem,

günstigem Winde vom Lande abstießen. Sie waren aber kaum einige tausend Schritte fortgesegelt, als sie an ein Riff von Klippen kamen, die zum größten Teil unter dem Wasser verborgen lagen, stellenweise jedoch auch daraus hervorragten. Dieses Riff oder diese Felsenkette lief von einem Vorgebirge der Insel über zwei deutsche Meilen weit schief in die See hinein. Darüber hinwegzufahren schien beiden gefährlich zu sein; also gaben sie dem Segel eine andere Richtung, um der Felsenreihe durch einen Umweg auszuweichen.

Kaum hatten sie die äußerste Spitze des Riffs erreicht, als ihr Kahn auf einmal mit großer Geschwindigkeit fortgerissen wurde, gerade als wenn sie viele Segel auf einmal angesetzt und den stärksten Sturmwind im Rücken gehabt hätten. Beide erschraken und strichen geschwind das Segel, weil sie glaubten, daß ein plötzlicher Windstoß schuld daran wäre. Aber das half nichts, der Kahn schoß vielmehr noch ebenso schnell als vorher durch die Flut dahin, und nun sahen sie zu ihrem Schrecken, daß sie sich mitten auf einem reißenden Meerstrome befanden. Robinson wußte bereits, daß es im Ozeane verschiedene derartige Strömungen giebt; insbesondere hatte er mehrfach von dem Golfstrome gehört, der so genannt wird, weil er aus dem Golfe oder Meerbusen von Mexiko in das atlantische Meer eintritt, durch das er sich bis ins nördliche Eismeer fortbewegt. Mit Recht ahnte Robinson, daß es dieser sei, in welchen sie geraten waren.

Beide strengten alle ihre Kräfte an, um womöglich den Kahn durch Rudern aus dem Strome herauszuarbeiten; aber vergebens! Eine unwiderstehliche Gewalt riß sie mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dahin, und schon waren sie so weit fortgetrieben, daß sie das flache Land ihrer Insel aus dem Gesichte verloren. Ihr Untergang schien nun unvermeidlich zu sein; denn es konnte höchstens noch eine halbe Stunde währen, so waren auch die höchsten Gipfel der Berge aus ihrem Gesichte verschwunden; und wenn dann auch die Gewalt des Stromes über kurz oder lang nachließ, so war es ihnen doch unmöglich, den Rückweg nach der Insel zu finden, weil sie keinen Kompaß hatten.

Und welch ein schrecklicher Zustand wartete ihrer dann! Denn kann wohl etwas Fürchterlicheres erdacht werden, als in einem kleinen, unsicheren Nachen und nur auf einige Tage mit Lebensmitteln versehen, mitten auf das Weltmeer getrieben zu werden?

Aber hier zeigte es sich recht sichtbarlich, was für ein unaussprechlich großer Schatz wahre Frömmigkeit und ein gutes Gewissen in Not und Unglück sind! Hätte Robinson diese nicht gehabt, wie hätte er die überwältigende Last dieses neuen Leidens ertragen können! Er würde in Verzweiflung geraten sein und seinem gequälten Leben ein Ende gemacht haben, um dem langsamen und schrecklichen Tode des Hungers zu entgehen.

Sein Gefährte, dessen Gottesfurcht noch nicht so fest gegründet und noch nicht durch so viele und lange Leiden gestärkt war als die Frömmigkeit seines Herrn, war wirklich der Verzweiflung nahe. Unfähig, ferner zu arbeiten, und völlig mutlos, legte er das Ruder nieder, sah seinem Herrn kläglich ins Gesicht und fragte, ob sie nicht über Bord springen wollten, um all dem Jammer, der ihnen bevorstehe, auf einmal durch den Tod zu entgehen. Robinson redete ihm erst liebreich zu und suchte ihm Mut einzusprechen; dann verwies er ihm mit sanfter Stimme seinen schwachen Glauben an die alles lenkende göttliche Vorsehung und erinnerte ihn an das, was er ihn davon gelehrt hatte. Stehen wir, setzte er hinzu, etwa nur zu Lande in Gottes, des Allmächtigen, Hand? Ist er nicht auch Herr des Weltmeeres, und kann er, wenn es ihm gefällt, nicht auch diesen wilden Fluten gebieten, daß sie uns wieder an einen sicheren Ort führen müssen? Oder meinst du, daß du dich seiner Herrschaft entziehen könnest, wenn du ins Meer springst? Wisse, unbesonnener Jüngling, daß deine unsterbliche Seele immer und ewig ein Unterthan in Gottes unermeßlichem Reiche bleibt, und daß es ihr unmöglich wohl darnach gehen kann, wenn sie als eine Empörerin gegen Gott aus diesem Leben flüchtet, ohne erst den Ruf ihres Schöpfers abzuwarten.

Freitag fühlte die Wahrheit dieser Vorstellungen in dem Innersten seiner Seele und schämte sich seiner Kleinmütigkeit. Auf Robinsons Zureden ergriff er das Ruder wieder, und beide fuhren unaufhörlich fort zu arbeiten, ungeachtet nicht die mindeste Hoffnung war, daß es etwas helfen werde. Dies, sagte Robinson, ist unsere Pflicht. So lange noch ein Fünkchen Leben in uns ist, müssen wir unser Möglichstes thun, es zu erhalten. Dann können wir, wenn es sein muß, mit dem tröstenden Bewußtsein sterben, daß Gott es so gewollt habe. Und sein Wille, lieber Freitag, fuhr er mit erhöhter Stimme und in edlem Eifer fort, sein Wille

ist immer gut, immer gut und weise, auch wenn wir schwachen Erdenwürmer es nicht begreifen können.

Der gewaltige Strom schoß indes unaufhörlich fort, mit ihm der Kahn, und von der fernen Inseln ragten jetzt nur noch die Gipfel einiger Berge hervor. Jetzt war nur noch die Spitze eines einzigen Berges zu sehen, des höchsten auf der Insel, und nun war alle Hoffnung einer möglichen Errettung dahin!

3. Aber wenn alle menschliche Hilfe verschwindet, wenn die Not unglücklicher Menschen aufs höchste gestiegen ist und nirgends, nirgends mehr ein Rettungsmittel übrig zu sein scheint, dann hilft oft die göttliche Vorsehung durch Mittel, die wir gar nicht vorausgesehen hatten. So ging es auch hier. Als Robinson selbst alle Hoffnung auf Erhaltung des Lebens schon gänzlich aufgegeben hatte und vor Mattigkeit zu rudern aufhören mußte, merkte er plötzlich, daß die Schnelligkeit der Bewegung des Kahnes etwas vermindert wurde. Er sah ins Wasser und fand es weniger trübe, als es vorher gewesen war. Ein zweiter Blick auf die Oberfläche des Wassers überzeugte ihn, daß der Strom sich hier geteilt habe, und daß der stärkste Arm desselben gegen Norden ströme, indes der andere, minder schnell fließende, auf dem ihr Nachen jetzt fortschwamm, sich durch eine Krümmung wieder nach Süden drehe.

Mit unaussprechlicher Freude rief er seinem schon halb toten Gefährten zu: „Munter, Freitag! Gott will, daß wir leben sollen!“ Dann zeigte er ihm den augenscheinlichen Grund seiner Hoffnung, und vor Freude jauchzend griffen beide eiligst wieder zu den Rudern, die sie eben aus gänzlicher Entkräftung niedergelegt hatten. Gestärkt durch die unerwartete süße Hoffnung des Lebens, arbeiteten sie mit unbeschreiblicher Anstrengung dem Strome entgegen und sahen mit Entzücken, daß ihre Bemühung diesmal nicht vergebens war. Robinson, dessen Seele durch eine lange Reihe von Unglücksfällen geübt war, seine Aufmerksamkeit auf jeden besonderen Umstand zu richten, bemerkte, daß ihnen jetzt auch der Wind zu statten kommen werde. Augenblicklich spannte er das Segel aus; der Wind blies lebhaft hinein, und da beide mit den Rudern nachhalfen, so hatten sie in kurzer Zeit die unbeschreibliche Freude, sich aus dem Zuge des Stromes hinaus und auf der sanft bewegten Oberfläche des stillstehenden Meeres zu sehen.

Freitag weinte laut vor Freude, sprang auf und wollte seinem

Herrn um den Hals fallen. Dieser aber bat ihn, seine Empfindung für jetzt zu mäßigen, weil noch ein gutes Stück Arbeit für sie übrig sei, bevor sie sich ganz für gerettet halten könnten. Sie waren nämlich schon so weit verschlagen worden, daß sie von der ganzen Insel nur noch ein kleines, schwarzes, undeutliches Fleckchen am äußersten Horizonte erblickten.

Unsere munteren Schiffer ruderten so rastlos zu, und der Wind blies so frisch gegen die Ostseite der Insel, auf welche sie jetzt lossegelten, daß sie in kurzer Zeit schon wieder Berge hervorragen sahen. „Frisch!" rief Robinson seinem Gefährten zu, der am Vorderteile saß, folglich der Insel den Rücken zukehrte, „frisch, Freitag! Das Ende unserer Mühseligkeit kommt näher!" Aber er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als der Kahn einen so heftigen Stoß empfing, daß beide Ruderer von ihren Sitzen hinab der Länge nach auf den Schiffsboden hinstürzten. In dem Augenblicke stand der Kahn selbst still, und die Wellen fingen an über Bord zu schlagen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

1. Glückliche Landung. 2. Die Reise in Freitags Heimat wird beschlossen. 3. Anlegung eines Gartens. 4. Verschiedene Künste und Vergnügungen. 5. Robinsons Besorgnis; Freitag beruhigt ihn. 6. Freitags Kochkunst.

1. Robinson untersuchte so geschwind als möglich mit dem Ruder den Grund des Wassers, und da er ihn rund um das Schiff herum fest und das Wasser nicht über eine halbe Elle tief fand, so besann er sich keinen Augenblick, sondern sprang über Bord. Freitag folgte seinem Beispiele, und beide fanden zu ihrem großen Troste, daß es nur eine Sandbank und kein Felsen sei, worauf sie geraten waren. Denn wäre es eine Felsspitze gewesen, so hätten sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht retten können.

Sie strengten darauf alle ihre Kräfte an, um den Kahn wieder zurück ins tiefere Wasser zu schieben. Es gelang ihnen; das Schiff wurde flott, und beide sprangen wieder hinein.

Nachdem sie nun das eingespritzte Wasser, so gut es mit den Rudern und Händen gehen wollte, wieder ausgeworfen hatten, beschlossen sie, vorsichtiger zu Werke zu gehen und ohne Segel zu

fahren, damit sie die Lenkung des Schiffes besser in ihrer Gewalt hätten. So ruderten sie also längs der Sandbank hin, in der Hoffnung, daß sie bald ein Ende nehmen werde. Aber sie mußten wohl erst vier gute Stunden schiffen, ehe diese Hoffnung erfüllt wurde; so weit lief die Bank von Norden nach Süden hin! Robinson merkte, daß sie sich bis in diejenige Gegend des Meeres hin erstrecke, wo er vor neun Jahren Schiffbruch erlitten hatte, und daß es dieselbe Stelle sei, auf welcher das Schiff damals gestrandet war.

Endlich erreichten sie wieder ein ordentliches Fahrwasser und ruderten nun mit aller Gewalt der Insel zu, welche ihnen jetzt schon ganz vor Augen lag. Sie erreichten endlich den Strand, als die Sonne eben ihre letzten Stahlen auf die Gipfel der Berge sendete, und stiegen ganz ermattet, aber unbeschreiblich froh über ihre glückliche Rettung ans Land.

Beide hatten den ganzen Tag keinen Bissen genossen. Sie konnten daher die Zeit nicht erwarten, da sie wieder in der Burg angekommen sein würden, sondern setzten sich gleich am Strande nieder, um von dem Vorrate, den sie mit sich zu Schiffe genommen hatten, erst eine reichliche Mahlzeit zu halten. Dann zogen sie den Kahn in eine kleine Bucht und gingen, beladen mit allem, was sie im Schiffe gehabt hatten, nach Hause.

Bevor sich Robinson zur Ruhe begab, sendete er noch ein freudiges Dankgebet für die ihm abermals gewährte Errettung zu Gott empor.

2. Fröhlichen Herzens saßen sie am andern Morgen vereint beim Frühstück und gedachten des gestrigen Tages.

Nun, Freitag, fragte Robinson unter anderem, hättest du Lust, dich noch einmal so mit mir aufs Meer zu wagen wie gestern?

Freitag. O nein, Herr!

Robinson. Also entschließest du dich, dein Leben auf dieser Insel mit mir zu endigen?

Freitag. Wenn nur mein Vater auch hier wäre!

Robinson. Also hast du noch einen Vater?

Freitag. Wenn er nicht unterdessen gestorben ist!

Hier legte er die Kartoffeln aus der Hand, und ein paar große Thränen rollten ihm die Backen hinab. Robinson dachte an seine eigenen Eltern und mußte sich gleichfalls die Augen

wischen. Beide beobachteten eine Zeit lang ein rührendes Stillschweigen.

Robinson. Sei gutes Mutes, Freitag! Dein Vater wird noch leben, und wenn es Gottes Wille ist, so wollen wir nächstens hinüberfahren und ihn zu uns holen.

Nun, das war zu viel Freude für den armen Freitag! Laut weinend sprang er auf, warf sich über Robinsons Knie hin, klammerte sich fest daran und konnte vor Schluchzen kein Wort sprechen.

Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, fragte Robinson, ob er denn auch wohl der Fahrt nach seiner Heimat so völlig kundig sei, daß sie nicht abermals ein ähnliches Unglück wie dasjenige, was ihnen jetzt begegnet, zu besorgen hätten? Und Freitag beteuerte, daß das Fahrwasser dahin ihm so wohl bekannt sei, daß er sich zur Nachtzeit hinzuschiffen getraue, weil er sich oft mit dabei befunden habe, wenn seine Landsleute herübergeschifft seien, um hier ihre Siegesfeste zu feiern.

Robinson. Also bist du oft mit dabei gewesen, wenn man Menschen schlachtete?

Freitag. O ja!

Robinson. Und hast sie mit verzehren helfen?

Freitag. Leider! Ich wußte ja noch nicht, daß das etwas Böses sei!

Robinson. An welcher Stelle unserer Insel pflegtet ihr denn zu landen?

Freitag. Allemal an der südlichen Küste, weil uns diese die nächste war, und weil es da Kokosbäume giebt.

Robinson sah hieraus noch deutlicher ein, wie viel Ursache er habe, Gott zu danken, daß er ihn an der nördlichen Seite der Insel und nicht an der südlichen hatte Schiffbruch leiden lassen, weil er im letzten Falle gewiß in kurzer Zeit ein Raub der Wilden geworden sein würde. Er wiederholte hierauf das für Freitag so angenehme Versprechen, daß er in kurzem mit ihm hinüberfahren wolle, um seinen Vater abzuholen; für jetzt lasse sich's noch nicht thun, weil die Gartenarbeit, zu welcher es eben Zeit war, ihre Gegenwart erfordere.

3. Zu dieser wurde also gleich geschritten. Robinson und Freitag gruben um die Wette, und in den Ruhestunden waren sie darauf bedacht, sich immer brauchbarere Werkzeuge zu machen.

Robinson, dessen Erfindungskraft und Geduld gleich unerschöpflich waren, kam sogar damit zu stande, eine Harke zu verfertigen, ungeachtet er die Löcher zu den Zähnen mit einem spitzigen Steine — man kann denken, wie langsam! — ausbohren mußte. Freitag hingegen schnitzte nach und nach mit einem steinernen Messer zwei Spaten aus so hartem Holze, daß sie ihnen beinahe dieselben Dienste leisteten, als wenn sie von Eisen gewesen wären.

Und nun begnügte sich Robinson nicht mehr damit, bloß für die allernötigsten Bedürfnisse zu sorgen, sondern er fing nach und nach an, auf eine Verschönerung seines Aufenthaltes zu denken. So ist es ja wohl immer in der Welt gegangen. So lange die Menschen noch alle ihre Gedanken auf die Erwerbung ihres Unterhalts und auf die Sicherheit ihres Lebens richten mußten, fiel es ihnen gar nicht ein, sich auf diejenigen Künste zu legen, welche nur dazu dienen, die Gegenstände um uns her zu verschönern und unserer Seele feinere Vergnügungen zu verschaffen, als die bloß tierischen Genüsse der Sinne sind. Aber kaum war für Nahrungsmittel und für Sicherheit hinlänglich gesorgt, so fingen sie auch schon an, das Schöne mit dem Nützlichen, das Angenehme mit dem Notwendigen verbinden zu wollen. So entstanden denn die eigentliche Baukunst, die Malerei, die Bildhauerkunst, die Tonkunst und alle die übrigen schönen Künste.

Robinson fing mit der Verbesserung und Verschönerung des Gartenwesens an. Er teilte seinen Garten nach einem ordentlichen Plane in regelmäßige Felder ein, durchschnitt diese Felder mit schnurgeraden Wegen, legte lebendige Hecken, Lauben und Schattengänge an, bestimmte den einen Platz zum Baumgarten, den anderen zum Küchengarten und einen dritten zum Obstgarten. In diesen letzteren pflanzte er junge Zitronenbäume und einige Arten anderer Bäume, deren Früchte er schmackhaft gefunden hatte.

In einem anderen Teile pflanzten sie Kartoffeln und Mais in großer Menge, und weil der Acker lange brach gelegen hatte, so wuchs das Gepflanzte bald zu einer sehr gesegneten Ernte auf.

4. Mitunter fischten sie auch, wozu Freitag in der letzten Regenzeit die Netze verfertigt hatte. Sie fingen jedesmal weit mehr, als sie gebrauchen konnten, und warfen daher die überflüssigen wieder ins Meer; denn, sagte Robinson, man muß von Gottes Gaben zu jeder Zeit nicht mehr nehmen, als zur Befriedigung des

wirklichen Bedürfnisses nötig ist, und es ist gottlos, unschädlichen Tieren das Leben zu rauben, wenn man ihrer nicht bedarf.

Bei dieser Gelegenheit pflegten sie sich denn auch zu baden, und da mußte Robinson die erstaunliche Geschicklichkeit bewundern, welche Feitag im Schwimmen und Untertauchen bewies. Er suchte sich mit Fleiß ein felsiges Ufer aus, wo sich die Meereswellen auf eine fürchterliche Weise brachen. Hier sprang er scherzend von oben hinab, blieb einige Minuten unter dem Wasser, so daß dem armen Robinson oft angst und bange dabei wurde, kam dann wieder hervor auf die Oberfläche, legte sich auf den Rücken, um sich von den Wellen wiegen zu lassen, und trieb allerlei Gaukelei, deren umständliche Beschreibung beinahe alle Glaubwürdigkeit übersteigen würde. Robinson konnte dabei nicht umhin, die erstaunlichen Anlagen der menschlichen Natur zu bewundern, die zu allem fähig ist, was ihr von Jugend auf durch Übung zu eigen gemacht wird.

An anderen Tagen belustigten sie sich mit der Jagd; denn Freitag war gleichfalls Meister sowohl in der Verfertigung als auch in dem Gebrauche des Bogens und der Pfeile. Sie schossen Vögel und junge Lamas, aber wiederum nie mehr, als sie jedesmal verbrauchen konnten, weil Robinson, wie gesagt, es mit Recht für sündlich hielt, ein Tier, es sei, welches es wolle, bloß zur Lust oder um nichts und wieder nichts zu quälen und zu töten.

So sehr übrigens Robinson dem guten Freitag an Verstand und mancher Geschicklichkeit überlegen war, so verstand doch dieser auch wieder viele kleine Künste, welche seinem Herrn vorher unbekannt gewesen waren, und die ihnen gleichwohl jetzt vortrefflich zu statten kamen. Er wußte sich allerlei Werkzeuge aus Knochen, Steinen, Muscheln und anderen Dingen zu machen, womit er manches so gut bearbeiten konnte, als wenn er Werkzeuge von Eisen gehabt hätte. So machte er z. B. aus dem Armbeine eines Mannes, welches er zufälligerweise fand, einen Meißel, aus Korallen eine Raspel, aus Muscheln ein Messer, aus der Haut eines Fisches eine Feile. Damit verfertigte er vieles kleine Hausgerät, welches die Bequemlichkeit ihres Lebens gar sehr vergrößerte.

Noch lernte Robinson von Freitag den Gebrauch der Kakaobohnen, die er früher auf einer Wanderung entdeckt und wovon er einige aufs Geratewohl mit sich genommen hatte. Er legte sie nämlich ans Feuer wie die Kartoffeln und ließ sie rösten; dann

gewährten sie eine gar nicht unangenehme und dabei sehr nahrhafte und gesunde Speise.

Robinson, welcher gar zu gern neue Versuche anstellte, zerstampfte einige derselben, nachdem sie geröstet waren, zwischen zwei Steinen, schüttete das kleingeriebene Pulver in einen mit Lamamilch gefüllten Topf und stellte ihn ans Feuer. Wie erstaunte er, und wie groß war sein Vergnügen, als er die daraus entstandene Suppe kostete und fand, daß es ordentliche Schokolade war.

So vervielfältigten sich nach und nach auch die Nahrungsmittel des guten Robinson und die Quellen seines Vergnügens! Aber nichtsdestoweniger blieb er seinem Vorsatze treu und fuhr fort, ebenso mäßig und einfach zu leben, wie er angefangen hatte.

Beide stellten jetzt öftere und lange Wanderschaften durch die ganze Insel an, besonders an solchen Tagen, an welchen ein Wind blies, der den Wilden entgegen war; denn da waren sie sicher, daß sie von diesen nicht überfallen werden könnten, und sie entdeckten bei solchen Gelegenheiten noch manches, was ihnen nützlich ward.

5. Endlich war der Garten völlig bestellt, und nun wurde der Tag bestimmt, an welchem sie nach Freitags Heimat hinüberfahren und den Vater desselben abholen wollten. Je näher aber die Zeit der Abfahrt heranrückte, desto öfter fiel unserem Robinson der Gedanke auf's Herz: Wie? wenn Freitags Landsleute dich dennoch als einen Feind behandelten? Wenn sie an Freitags Vorstellungen sich nicht kehrten und du ein Opfer ihres abscheulichen Menschenhungers werden müßtest? Er konnte sich nicht enthalten, diese Besorgnis seinem Freunde mitzuteilen. Aber Freitag versicherte ihm bei allem, was heilig ist, daß er nichts zu besorgen habe; er kenne seine Landsleute zu gut und wisse daher mit völliger Gewißheit, daß sie keinem etwas zu Leide thäten, der nicht ihr Feind sei. Robinson war überzeugt, daß er das nicht sagen würde, wenn es nicht so wäre. Er unterdrückte daher alle ängstliche Sorge, traute der Ehrlichkeit seines Freundes und beschloß, am folgenden Morgen in Gottes Namen mit ihm abzufahren.

Sie hatten in dieser Absicht den Kahn, der bis dahin auf den Strand gezogen war, wieder aufs Wasser gebracht und an einer in die Erde gesteckten Stange befestigt. Den Abend brachten sie damit zu, Kartoffeln zu braten und andere Speisen zuzurichten,

die sie mitnehmen wollten, um sich wenigstens auf acht Tage mit Lebensmitteln zu versorgen.

6. Freitag zeigte bei dieser Gelegenheit, daß auch er in der Kochkunst nicht so unerfahren war; er lehrte seinen Herrn, ein ganzes junges Lama, welches sie geschossen hatten, in kürzerer Zeit weit mürber zu braten, als es am Spieße geschehen konnte. Das fing er so an. Er grub ein ungefähr zwei Fuß tiefes Loch in die Erde, welches er schichtweise mit trockenem Holze und mit platten Steinen anfüllte. Dieses Holz zündete er an. Dann hielt er das junge Lama über das Feuer, um die Haare abzusengen, und nachdem dieses geschehen war, schabte er es mit einer Muschel so rein ab, als wenn es mit heißem Wasser abgebrüht worden wäre. Mit dieser Muschel schnitt er den Leib des Tieres auf, um die Eingeweide herauszunehmen. Unterdes war das Holz zu Kohlen gebrannt; das Loch war durch und durch erhitzt, und die Steine waren glühend geworden. Er warf darauf in der größten Geschwindigkeit diese Steine nebst den Kohlen aus dem Loche hinaus, legte dann einige der heißgemachten Steine auf den Boden des Loches und bedeckte sie mit grünen Kokosblättern; auf diese legte er das Lama, bedeckte es abermals mit Blättern und packte die übrigen heißen Steine darauf. Dann schüttete er das ganze Loch mit Erde zu.

Nach einigen Stunden wurde das Loch wieder geöffnet und das Lama herausgenommen. Robinson, der ein Stückchen davon kostete, mußte gestehen, daß er es weit mürber, saftiger und wohlschmeckender finde, als wenn es am Spieße gebraten worden wäre, und er nahm sich daher vor, künftig immer so zu verfahren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

1. Abermals Gewitter und Sturm. 2. Der Kahn ist verloren. Freitags Verzweiflung; Robinson beruhigt ihn. 3. Robinsons Hoffnung, ein Schiff zu entdecken, geht in Erfüllung. Große Freude darüber. 4. Das Schiff ist augenscheinlich ohne Bemannung. 5. Freitag schwimmt nach dem Schiffe. Schreck und Furcht. 6. Bericht Freitags. 7. Es wird beschlossen, ein Floß zu bauen. Vorarbeiten.

1. Robinson und Freitag mochten kaum eine Stunde geschlafen haben, als ersterer durch ein heftiges Gewitter, welches unterdes

entstanden war, plötzlich wieder aufgeweckt wurde. Der Sturmwind heulte fürchterlich, und der Donner krachte, daß die Erde davon erzitterte. Hörst du, Freitag? fragte Robinson, indem er seinen Schlafkamerraden anstieß. Au weh! antwortete dieser; wenn uns das auf dem Meere getroffen hätte! Er hatte dies kaum gesagt, als sie auf einmal einen Knall hörten, der einem fernen Kanonenschusse ähnlich war.

Freitag meinte, es sei der Donner; Robinson hingegen glaubte steif und fest, einen Kanonenschuß gehört zu haben, und geriet darüber in die freudigste Bestürzung. Er sprang eiligst vom Lager auf, lief nach der Küche und befahl Freitag, ihm zu folgen. Hier ergriff er einen glühenden Feuerbrand und kletterte damit die Strickleiter hinauf. Freitag that ein Gleiches, ohne zu wissen, was seines Herrn Absicht war.

Auf dem Gipfel des Berges machte Robinson in größter Geschwindigkeit ein Feuer an, um den Notleidenden ein Zeichen zu geben, daß sie hier bei ihm einen sicheren Zufluchtsort finden könnten. Er glaubte nämlich, daß irgend ein Schiff in der Nähe sei, welches sich in Gefahr befinde und deswegen einen Notschuß gethan habe. Aber kaum loderte die Flamme auf, als ein so entsetzlicher Regenguß herabstürzte, daß das Feuer augenblicklich wieder erlosch. Robinson und Freitag mußten sich in ihre Höhle retten, um nicht mit fortgeschwemmt zu werden.

Nun wütete der Sturm, der Platzregen rasselte, und der Donner krachte mit unbeschreiblicher Heftigkeit. Es folgte Schlag auf Schlag, und ungeachtet Robinson sich einbildete, von Zeit zu Zeit noch mehr Kanonenschüsse zu hören, so war es doch zuletzt sehr zweifelhaft, ob es nicht vielleicht bloß der Donner gewesen sei. Nichtsdestoweniger hing er die ganze Nacht dem süßen Gedanken nach, daß ein Schiff zu seiner Erlösung in der Nähe sei, daß dieses vielleicht der Gefahr, worin es sich jetzt befinde, glücklich entkommen und ihn nebst seinem treuen Freitag nach Europa führen werde. Zehnmal versuchte er, ein neues Feuer anzuzünden, aber der unaufhörliche Regen löschte es jedesmal wieder aus. Es blieb ihm also weiter nichts übrig, als für die Unglücklichen zu beten, und das that er denn auch mit der größten Innigkeit.

2. Erst mit Anbruch des Tages legte sich das Unwetter, und Robinson eilte, von Freitag begleitet, von Furcht und Hoffnung

zugleich erfüllt, nach dem Strande, um zu sehen, ob er recht gehört habe oder nicht. Aber das erste, was sich ihnen daselbst zeigte, war für beide äußerst traurig, besonders für den armen Freitag. Der Sturm hatte nämlich ihren Kahn losgerissen und in das weite Weltmeer fortgeführt. Es war recht kläglich anzusehen, wie Freitag sich gebärdete, als er die schöne Hoffnung, mit seinem Vater wieder vereinigt zu werden, so auf einmal vernichtet sah! Totenblaß stand er eine Zeitlang ganz sprachlos da, die starren Bicke auf die Erde geheftet, und schien mit seiner ganzen Seele abwesend zu sein. Dann brach er in einen Strom von Thränen aus, rang die Hände, zerschlug sich die Brust und zerraufte sich das Haar.

Robinson, der durch eigenes Unglück gelernt hatte, einem Unglücklichen nachzuempfinden, hatte Mittleid mit seinem Jammer und suchte durch sanfte, freundliche Vorstellungen ihn zur Vernunft zurückzubringen. Wer weiß, sagte er unter anderem zu ihm, wozu es gut sein mag, den Kahn verloren zu haben. Wer weiß, was der Sturm, der schuld daran ist, uns oder anderen Menschen für große Vorteile gebracht hat. — Schöne Vorteile! antwortete Freitag in etwas bitterem Tone; den Kahn hat er uns genommen, das ist alles! — Also, erwiderte Robinson, weil wir, du und ich, mit unseren kurzsichtigen Augen keine andere Wirkung des Sturmes als die Wegführung des Kahnes wahrnehmen, so glaubst du, daß auch Gott, der Allweise, keine andere Ursache, ihn zu schicken, gehabt habe? Unverständiger, wie kannst du dich erkühnen, die Absichten des großen Gottes beurteilen zu wollen? — Ja, aber was könnte er denn auch wohl für Nutzen für uns gehabt haben? fragte Freitag. — Mußt du mich darum fragen? antwortete Robinson. Bin ich allwissend, um die Absichten des Weltbeherrschers verstehen zu können? Vermuten kann ich freilich dies und das; aber wer sagt mir, ob ich's getroffen habe? Vielleicht hatten sich auf unserer Insel und an anderen Orten, wo der Sturm wehte, so viele ungesunde Dünste angesammelt, daß ein Sturmwind nötig war, um sie zu zerstreuen, wenn die Menschen nicht krank werden oder sterben sollten! Vielleicht hätte auch der Kahn, wäre er geblieben, uns ins Verderben geführt! Vielleicht — doch wozu alle diese *Vielleicht*, da es uns genug sein muß, zu wissen, daß Gott es ist, der dem Sturmwinde gebietet, und daß dieser Gott ein weiser und gütiger Vater aller Geschöpfe ist."

Freitag ging in sich; er bereute seinen Unverstand und ergab sich in den Willen der Vorsehung.

3. Robinsons Blicke suchten indes auf der weiten Fläche des Weltmeeres umher, ob nicht vielleicht irgendwo ein Schiff wahrzunehmen sein möchte. Umsonst! Es war nirgends eins zu sehen. Er glaubte also, daß er sich geirrt haben müsse, und daß der wiederholt gehörte Knall, den er für Kanonenschüsse gehalten hatte, nichts anderes als der Donner gewesen sein könne. Traurig, daß eine so liebe Hoffnung ihm vereitelt war, ging er wieder nach Hause.

Aber zu Hause hatte er nicht Ruhe, nicht Rast, weil ihm immer ein Schiff vor Augen stand, das bei seiner Insel vor Anker lag. Er kletterte also wieder auf den Berg, von wo er die östliche Küste überschauen konnte; doch auch von da aus konnte er nichts von dem entdecken, was der süße Traum ihm vorgespiegelt hatte. Damit indes noch nicht zufrieden und noch immer unruhig, lief er nach einem anderen Berge, der viel höher als dieser war, um von da nach der westlichen Küste der Insel hinzusehen. In einem Nu hatte er ihn erstiegen, und als er nun oben war und nach der Westseite hinblickte — Himmel! welch freudiges Erschrecken bemächtigte sich da plötzlich seiner ganzen Seele, als er sah — daß er sich doch nicht betrogen hatte!

Er sah ein Schiff, und zwar, der weiten Entfernung ungeachtet, so deutlich, daß er gar nicht zweifeln konnte, es sei wirklich eins, und noch dazu ein recht großes. Es ist unmöglich, seine Freude, sein unaussprechliches Entzücken bei diesem Anblicke zu beschreiben. Atemlos rannte er zurück nach seiner Burg, ergriff seine Waffen, ohne die er nie auszugehen pflegte, und konnte zu Freitag, der ihn voll Verwunderung anstaunte, weiter nichts sagen als: Sie sind da! Geschwind, geschwind! Und so war er wie der Wind die Strickleiter wieder hinauf und davon, als wenn er Flügel gehabt hätte.

Freitag schloß aus der Verwirrung, aus der Eilfertigkeit und aus den abgebrochenen Worten seines Herrn, daß die Wilden da wären. Er ergriff also gleichfalls seine Waffen und lief mit nicht geringerer Geschwindigkeit hinter ihm her.

Beinahe zwei Meilen mußten sie zurücklegen, bevor sie an die Stelle des Strandes kamen, welcher gegenüber das Schiff vor Anker zu liegen schien. Und hier erst erfuhr Freitag, wovon eigentlich die Rede war. Robinson zeigte ihm das ferne Schiff, worüber

er denn gar große Augen machte, weil er der weiten Entfernung ungeachtet wohl sehen konnte, daß es hundertmal größer war als das größte Boot, welches er jemals gesehen hatte.

Robinson wußte gar nicht, was er vor Freude alles angeben sollte. Bald sprang er, bald jauchzte er, bald fiel er seinem Freitag in die Arme und bat ihn mit hellen Freudenthränen in den Augen, daß er sich doch auch freuen möge! Nun gehe es nach Europa, nach Hamburg! sagte er. Da solle er einmal sehen, wie man in Hamburg lebe, was für Häuser da die Menschen bauen könnten, wie bequem, wie ruhig, wie angenehm man da sein Leben hinbringe! — Der Strom seiner Worte war unerschöpflich.

4. Er würde wahrscheinlich bis zum folgenden Morgen ununterbrochen in dieser Weise fortgeredet haben, wenn er sich nicht auf einmal besonnen hätte, daß es thöricht sei, die Zeit mit unnützen Worten hinzubringen, und daß er vor allen Dingen suchen müsse, sich den Leuten auf dem Schiffe zu erkennen zu geben. — Aber wie sollte er dies anfangen? Er versuchte, seine Stimme ertönen zu lassen; aber er merkte bald, daß das vergebliche Mühe war, ungeachtet der Wind sich schon während des Ungewitters gedreht hatte und jetzt von der Insel nach dem Schiffe zu blies. Er hieß also seinen Freund so geschwind als möglich ein Feuer anmachen, welches von dem Schiffe aus gesehen werden könne. Dieser kam auch bald damit zu stande, und nun erregte Robinson eine Flamme, welche baumhoch emporloderte. Seine Augen waren dabei unverwandt nach dem Schiffe gerichtet, weil er alle Augenblicke erwartete, daß ein Boot abstoßen und zu ihnen kommen werde. Aber es wollte sich keins sehen lassen.

5. Endlich, als das Feuer schon eine Stunde vergeblich gebrannt hatte, machte Freitag den Vorschlag, er wolle, so weit es auch immer sei, hinschwimmen und den Leuten sagen, daß sie herkommen sollten. Robinson umarmte ihn dafür und bat ihn, doch ja für die Erhaltung seines Lebens besorgt zu sein. Freitag warf darauf seine Mattenkleidung ab, pflückte einen grünen Zweig, das Zeichen des Friedens bei den Wilden, den er in den Mund nahm, und sprang herzhaft ins Wasser. Robinsons wärmste Segenswünsche begleiteten ihn.

Glücklich langte er bei dem Schiffe an, schwamm einigemal um dasselbe herum und rief: Holla! Aber da war niemand,

der ihm antwortete. Endlich bemerkte er die Schiffsleiter, die an der Seite herabhing; er näherte sich ihr und stieg daran hinauf, den grünen Zweig in der Hand.

Als er so hoch gestiegen war, daß er auf das Verdeck sehen konnte, erschreckte ihn der Anblick eines Tieres, welches ihm ganz fremd war. Es war schwarz und zottig, und in dem Augenblicke, als Freitag von ihm gesehen wurde, erhob es eine Stimme, dergleichen dieser noch niemals gehört hatte. Gleich darauf wurde es wieder still und bezeigte sich so freundlich, daß Freitag die Furcht, die es ihm anfangs eingeflößt hatte, wieder fahren ließ. Es kam in der demütigsten Stellung herbeigekrochen, wedelte mit dem Schwanze und winselte so beweglich, daß Freitag wohl merkte, es wolle Schutz bei ihm suchen. Er wagte daher, als es bis zu seinen Füßen vorgekrochen war, es zu streicheln, und das Tier schien außer sich vor Freude zu sein.

Freitag ging nun auf dem Verdeck umher und fuhr fort, sein Holla! mit lauter Stimme zu rufen; aber es wollte sich noch immer kein Mensch blicken lassen. Er stand jetzt und staunte die wunderbaren Sachen an, die er auf dem Verdeck sah, und hatte dabei den Rücken gegen die Treppe gekehrt, wodurch man vom Verdeck in das Innere des Schiffes hinabsteigt. Plötzlich erhielt er einen so starken Stoß von hinten, daß er der Länge nach hinstürzte. Voll Schrecken richtete er sich wieder auf, sah sich um und stand wie versteinert, als er ein ziemlich großes Tier mit langen, krummen Hörnern und mit einem mächtigen Barte erblickte, welches sich eben wieder in eine drohende Stellung auf die Hinterfüße setzte, um ihm eine zweite Bewillkommung angedeihen zu lassen. Freitag that einen lauten Schrei und sprang, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, über Bord ins Meer hinab.

Das erstbeschriebene schwarze Tier, ein Pudel, folgte Freitags Beispiel; es sprang gleichfalls über Bord, um ihm nachzuschwimmen. Freitag, der das Plätschern desselben hinter sich hörte, bildete sich ein, das andere gehörnte Ungeheuer sei ihm nachgesprungen, und geriet darüber in solche Angst, daß er beinahe zum Schwimmen unfähig geworden und im Meere untergesunken wäre. Abermals ein Beispiel, wie schädlich die Furchtsamkeit ist, und wie sie uns immer Gefahren aussetzt, die wir füglich vermeiden könnten, wenn wir uns nicht von ihr betäuben ließen!

Er getraute sich nicht, sich umzusehen, und schwamm, als er sich erst ein wenig wieder erholt hatte, so eilig fort, daß der Pudel ihm kaum folgen konnte. Endlich erreichte er den Strand und sank sprachlos und ohnmächtig zu Robinsons Füßen nieder. Der Pudel stieg bald darauf gleichfalls ans Land.

6. Robinson bemühte sich auf alle mögliche Weise, den treuen Gefährten seines einsamen Lebens wieder zu sich selbst zu bringen. Er küßte, er streichelte, er rüttelte ihn und rief ihn laut beim Namen. Aber es verflossen einige Minuten, ehe er die Freude hatte, daß Freitag die Augen öffnete und ein Zeichen des zurückkehrenden Lebens von sich gab. Endlich war er wieder im stande zu reden, und da erzählte er ihm nun, was für ein entsetzliches Abenteuer er ausgestanden habe. Das Schiff, sagte er, scheine ein großer, hölzerner Berg zu sein, aus welchen drei hohe Bäume (er meinte die Mastbäume) hervorgewachsen seien; das schwarze Tier habe so freundlich gegen ihn gethan; ein gehörntes, bärtiges Ungeheuer dagegen habe ihn umbringen wollen; er glaube, dieses Ungeheuer sei der Herr des schwimmenden, hölzernen Berges, denn er habe keinen einzigen Menschen darauf gesehen.

Robinson hörte ihm voll Verwunderung zu. Er merkte aus der Beschreibung, daß das gehörnte Ungeheuer nichts anderes als eine Ziege sei, und er schloß aus allen übrigen Umständen, daß das Schiff gestrandet sei, und daß die darauf befindliche Mannschaft sich in die Boote gerettet und das Schiff verlassen habe. Aber wo diese nun geblieben sein möchten, das war ihm unerklärlich. Hätten sie sich auf seine Insel gerettet, so müßten sie ja aller Warscheinlichkeit nach an dem Orte gelandet sein, wo er mit Freitag sich jetzt befand; aber da war nichts von ihnen zu hören noch zu sehen. Wären sie aber in den Booten verunglückt, so müßte man ja wohl ihre Leichname und die Boote an den Strand getrieben finden. Endlich erinnerte er sich des Umstandes, daß der Wind während des Ungewitters sich plötzlich gedreht hatte und nach Osten umgeschlagen war, während er anfangs aus Westen geweht hatte Dies schien ihm das ganze Geheimnis zu erklären.

Gewiß, dachte er, sind die Leute, nachdem sie in die Boote gesprungen waren, durch den plötzlich entstandenen Ostwind abgehalten worden, unsere Küste zu erreichen. Der Sturm hat

sie nach Westen getrieben, und da sind sie entweder auf der Fahrt verunglückt — vielleicht auf den Meerstrom geraten — oder an irgend eine westliche Insel getrieben worden. Gott gebe das letzte! seufzte er und teilte Freitag seine Mutmaßung mit, der sie gleichfalls wahrscheinlich fand.

7. Aber was ist nun zu thun? fragte Robinson. Die Leute mögen nun tot oder noch lebendig und nur verschlagen sein, so können wir in beiden Fällen nichts Besseres thun, als daß wir von dem Schiffe so viele Sachen zu retten suchen, als uns möglich sein wird. Aber wie sollen wir das anfangen, da wir keinen Kahn mehr haben? Hier empfand er selbst den Verlust des Kahnes beinahe ebenso schmerzlich als Freitag vorher. Er zerrieb sich die Stirn, um ein Mittel ausfindig zu machen, den Verlust desselben zu ersetzten, aber er konnte lange keins finden. Einen anderen Kahn zu zimmern, würde viel zu viel Zeit gekostet haben. Hinzuschwimmen getraute er sich nicht, weil es zu weit war, und dann, was hätte er im Schwimmen auch fortbringen können?

Zuletzt fiel ihm ein, daß ein Floß noch am geschwindesten gemacht werden könne. Er beredete sich darauf mit Freitag, daß einer von ihnen nach Hause laufen solle, um auf einen ganzen Tag Speise nebst allen vorrätigen Stricken und was sie von Handwerkszeug hatten, herzuholen, und weil Freitag am schnellsten auf den Füßen war, so wurde dieser hingesandt, und Robinson blieb zurück, um unterdes Bäume zu fällen.

Es wurde beinahe Abend, ehe Freitag zurückkam. Robinson hatte unterdes seine herzliche Freude an dem Pudel, der ihm als ein europäischer Landsmann überaus lieb und wert war. Auch der Pudel schien sich über ihn zu freuen und machte ihm ungeheißen allerlei Künste vor, die er gelernt hatte. Robinson legte ihm bei Freitags Zurückkunft von dem hergebrachten Essen zuerst vor, ungeachtet er selbst den ganzen Tag über noch nichts genossen hatte.

Da es zum Glück eine mondhelle Nacht war, so arbeiteten beide unaufhörlich fort bis nach Mitternacht. Dann stellte sich aber auch das Bedürfnis des Schlafes so dringend ein, daß sie ihm unmöglich länger widerstehen konnten.

Sie streckten sich also ins Grüne und überließen es dem Pudel, sie zu bewachen. Der Pudel legte sich zu ihren Füßen, und so

genossen alle drei die Wohlthat eines sanften und erquickenden Schlummers, bis die Morgenröte hervorbrach.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

1. Vollendung des Flosses. 2. Fahrt nach dem Schiffe. 3. Das Schiff und seine Ladung. 4. Auswahl der mitzunehmenden Gegenstände. 5. Eine Mahlzeit in europäischer Weise. 6. Glückliche Rückkehr ans Land. Sofortige Anwendung verschiedener Gegenstände.

1. Der anbrechende Morgen hatte kaum den untersten Rand des östlichen Himmels gerötet, als der muntere Robinson seinen Gefährten weckte, um das Werk zu vollenden, welches sie gestern angefangen hatten. Sie arbeiteten den ganzen Tag über so unverdrossen fort, daß sie noch denselben Abend mit dem Floß zu stande kamen.

Sie hatten eine doppelte Reihe von Balken teils durch Stricke, teils durch biegsame und zähe Gerten von indischen Weiden so fest aneinander gebunden, daß sie ein völlig sicheres Fahrzeug abgaben, welches ungefähr zwanzig Fuß lang und fast ebenso breit war. Auch hatten sie die Vorsicht gehabt, das Werk dicht am Strande und auf Walzen zu erbauen, um es ohne Zeitverlust und ohne große Mühe leicht aufs Wasser bringen zu können.

2. Zum Glück trat mit dem Anbruch des nächsten Morgens gerade die Zeit der Ebbe ein. Sie säumten also keinen Augenblick, das Floß vom Strande hinabzurollen, um mit dem Wasser, welches sich vom Ufer ins Meer zurückzog, wie auf einem Strome nach dem gestrandeten Schiffe hinzufahren. Jetzt ging die Reise fort, und ehe eine halbe Stunde verstrichen war, waren sie schon an Ort und Stelle.

Wie schlug unserm Robinson das Herz, als ihm das große europäische Schiff vor Augen stand! Es fehlte nicht viel, so hätte er die Wand desselben geküßt; so wert machte es ihm der Umstand, daß es aus seinem Vaterlande gekommen, von Europäern erbaut, von Europäern hierher geführt war! Aber ach! diese lieben Europäer selbst waren verschwunden, waren vielleicht vom Meere verschlungen worden! Wie zerriß dieser traurige Gedanke das Herz des armen Robinson, der gern die Hälfte seines noch künftigen Lebens dahingegeben hätte, wenn er damit die verschwundene

Mannschaft des Schiffes wieder hätte herbeischaffen und mit ihr nach Europa segeln können! Aber das war nun einmal unmöglich; es blieb ihm also nichts übrig, als von der Ladung des Schiffes so viel zu retten, als er konnte, um es zu seiner größeren Bequemlichkeit anzuwenden.

3. Der erste Wunsch, der in Robinsons Seele erwachte, als er sich von der starken Empfindung der Freude über den Anblick eines europäischen Schiffes erholt hatte, war der, daß das Schiff noch unbeschädigt und wieder flott zu machen sein möge. In diesem Falle war er fest entschlossen, sich mit Freitag darauf zu setzen und wo nicht nach Europa selbst, doch nach irgend einem europäischen Pflanzorte in Amerika zu segeln, so gefährlich es auch immer sein möchte, sich mit einem großen, unbemannten Schiffe und ohne die nötigen Kenntnisse von der Schiffahrt zu haben, auf das offene Meer zu wagen. Er fuhr also auf dem Floßholze rund um das Schiff herum, und da fand er denn bald zu seiner großen Betrübnis, daß an kein Flottwerden desselben zu denken sei.

Der Sturm hatte es nämlich gerade zwischen zwei Felsen geworfen, von welchen es nun so zusammengeklemmt wurde, daß es weder rück- noch vorwärts bewegt werden konnte. Hier mußte es also so lange stecken bleiben, bis die anschlagenden Wellen es nach und nach zertrümmerten. Nachdem also jene Hoffnung vereitelt war, eilte Robinson, an Bord des Schiffes zu steigen, um zu sehen, worin die Ladung desselben bestehe, und ob dieselbe auch noch unverdorben sei. Dem guten Freitag war der Schrecken von gestern noch so gegenwärtig, daß er sich kaum entschließen konnte, seinen Herrn auf das Verdeck zu begleiten. Er that es jedoch, wiewohl nicht ohne Zittern, besonders da das gehörnte Ungeheuer das erste war, was sich seinen Blicken wieder darbot.

Aber dasselbe war heute nicht mehr so mutig als vor zwei Tagen. Es lag vielmehr so kraftlos da, als wenn es gar nicht mehr aufzustehen vermöchte, da ihm seit drei Tagen niemand das gewöhnliche Futter gereicht hatte. Robinson, der diese Ursache seiner Mattigkeit merkte, ließ seine erste Sorge sein, etwas aufzusuchen, was er dem ausgehungerten Tiere zu fressen geben könne. Weil er mit der inneren Einrichtung eines Schiffes vollkommen bekannt war, so fand er auch bald, was er suchte, und hatte das Vergnügen, zu sehen, wie begierig die Ziege von dem vorgeworfenen

Futter ihren Heißhunger stillte. Freitag hatte unterdes an der ihm unbekannten Gestalt des Tieres genug zu bewundern.

Nun fing Robinson eine ordentliche Untersuchung an. Er stieg aus einer Kajüte in die andere, aus einem Schiffsboden in den andern hinab, und sah überall tausend Dinge, die in Europa wenig beachtet werden, die aber für ihn einen ganz unschätzbaren Wert hatten. Da waren ganze Tonnen voll Schiffszwieback, Reis, Mehl, Korn, Wein, Schießpulver, Kugeln und Schrot; da waren Kanonen, Flinten, Pistolen, Degen und Hirschfänger; ferner Beile, Sägen, Meißel, Bohrer, Raspeln, Hobel, Hammer, eiserne Stangen, Nägel, Messer, Scheren, Nadeln; da waren Töpfe, Schüsseln, Teller, Löffel, Feuerzangen, Blasebälge, Näpfe und anderes hölzernes, eisernes, zinnernes und kupfernes Küchengerät; da waren endlich auch ganze Kisten voll Kleider, Wäsche, Strümpfe, Schuhe, Stiefeln, und hundert andere Sachen. Freitag stand bei dem allen wie verdutzt, weil er so etwas nie gesehen hatte und von den meisten dieser Wunderdinge auch den Zweck nicht erraten konnte. Robinson hingegen war ganz außer sich vor Entzücken. Er weinte vor Freude, griff wie ein kleines Kind nach allem, was ihm vorkam, und warf das Ergriffene wieder aus den Händen, sobald seine Augen auf einen anderen Gegenstand fielen, der ihm noch wünschenswerter zu sein schien. Endlich wollte er auch in den untersten Schiffsraum steigen, aber er fand, daß dieser schon mit Wasser angefüllt war, weil das Schiff einen starken Leck bekommen hatte.

4. Nun ging er mit sich selbst zu Rate, was er für diesmal mitnehmen solle; aber er konnte lange nicht mit sich darüber einig werden. Bald schien ihm dieses, bald jenes das Unentbehrlichste zu sein, und daher verwarf er oft wieder, was er soeben erst gewählt hatte, um statt dessen etwas anderes ans Land zu bringen. Endlich suchte er folgende Dinge als die nützlichsten von allen aus: 1) eine kleine Tonne voll Schießpulver nebst einem anderen Tönnchen voll Schrot; 2) zwei Flinten, zwei Paar Pistolen, zwei Degen und Hirschfänger; 3) doppelte Kleidungstücke vom Kopfe bis zu den Füßen für sich und Freitag; 4) zwei Dutzend Hemden; 5) zwei Beile, zwei Sägen, zwei Hobel, mehrere Messer, ein paar Stangen Eisen, einen Hammer und einige andere Werkzeuge; 6) einige Bücher, etwas Schreibpapier nebst Tinte und Federn; 7) ein Feuerzeug nebst Zunder und Feuersteinen; 8) ein Faß voll

Zwieback; 9) etwas Segeltuch, und 10) die Ziege, denn Robinson war viel zu mitleidig gegen alle lebendigen Geschöpfe, als daß er bei der Ungewißheit, ob nicht vielleicht vor seiner Zurückkunft ein Sturm das Schiff zertrümmern werde, dieses arme Tier hätte zurücklassen können, zumal da das Notwendigste doch Raum auf seinem Flosse fand.

Dahingegen ließ er etwas liegen, wornach in Europa die Leute zuerst greifen würden — ein ganzes Tönnchen voll Goldkörner und ein Schächtelchen mit kostbaren Diamanten, die er in der Kajüte des Kapitäns gesehen hatte. Diese mitzunehmen, fiel ihm nicht einmal ein, weil er ganz und gar keinen Gebrauch davon zu machen wußte.

5. Über dem Durchsuchen, dem Aufmachen und Auskramen, dem Frohlocken, dem Auswählen und Aufladen war so viel Zeit verflossen, daß nur noch eine Stunde bis zur Flutzeit fehlte. Diese mußten sie nun abwarten, weil sie sonst mit dem Floß schwerlich hätten fortkommen können. Diese Stunde wandte Robinson dazu an, einmal wieder auf europäische Art zu speisen.

Er holte also ein Stück geräuchertes Rindfleisch, ein paar Häringe, etwas Zwieback, Butter und Käse und eine Flasche Wein herbei, setzte alles auf den Tisch der Kajüte des Kapitäns und ließ sich selbst mit Freitag auf den dabei stehenden Stühlen nieder. Schon dieses, daß er endlich einmal wieder von einem ordentlichen Tische, auf einem ordentlichen Stuhle sitzend, von einem ordentlichen Teller mit Messer und Gabel essen sollte, machte ihm mehr Freude, als sich beschreiben läßt. Und nun vollends die Speisen selbst, besonders das Brot, wonach er sich so oft vergebens gesehnt hatte, — o, wie entzückt war er darüber! Man müßte so wie er neun Jahre lang aller dieser Nahrungsmittel und Bequemlichkeiten des Lebens beraubt gewesen sein, um die Freude, die er jetzt empfand, nach ihrem ganzen Umfange fassen zu können.

Freitag war mit der europäischen Art zu essen so wenig bekannt, daß er gar nicht wußte, wie er Messer und Gabel gebrauchen sollte. Robinson zeigte es ihm; aber als er es nun nachmachen und ein Stück Fleisch auf der Gabel zum Munde führen wollte, fuhr er damit zum Ohre hinauf und brachte, seiner bisherigen Gewohnheit nach, die Hand mit dem Griffe der Gabel zum Munde. Von dem Weine, den ihm Robinson zu kosten gab,

wollte er schlechterdings nicht trinken, weil sein nur an Wasser gewöhnter Gaumen den Reiz eines starken Getränkes nicht ertragen konnte. Der Zwieback hingegen behagte ihm ausnehmend wohl.

6. Jetzt war die Flutzeit da; beide stiegen also hinab zum Floß und stießen in die See, um mit der anschwellenden Flut dem Strande zuzufließen. In kurzer Zeit waren sie da und eilten, die geborgenen Güter ans Land zu bringen.

Und nun war Freitag sehr begierig, zu erfahren, was alle diese Dinge zu bedeuten hätten, und was für Nutzen sie gewährten. Das erste, was Robinson zur Befriedigung seiner Neugier vornahm, war, daß er hinter einen Busch trat, sich daselbst ein Hemd und das Dienstkleid eines Offiziers nebst Schuhen und Strümpfen anzog, dann einen Degen an die Seite steckte, einen Tressenhut aufsetzte und so auf einmal wie umgeschaffen hervortrat und sich vor Freitags erstaunten Augen hinstellte. Dieser wich voll Bestürzung einige Schritte zurück, weil er im ersten Augenblicke wirklich zweifelhaft war, ob er seinen Herrn oder ein anderes, vielleicht übermenschliches Wesen sehe. Robinson, der über sein Erstaunen lächeln mußte, reichte ihm freundschaftlich die Hand und versicherte, daß er noch immer Robinson, noch immer sein Freund sei, ungeachtet seine Kleidung und sein Glückszustand sich jetzt geändert hätten. Er nahm hierauf eine ganze Matrosenkleidung, zeigte ihm, wie er jedes Stück derselben anziehen müsse, und ließ ihn hinter einen Busch treten, um sich gleichfalls anzukleiden.

Freitag gehorchte; aber es dauerte lange, ehe er mit dem Anzug fertig werden konnte. Bald hatte er dies, bald jenes falsch angelegt. Das Hemd zum Beispiel zog er erst verkehrt an, indem er die Beine durch die beiden Ärmel steckte, als wenn er Beinkleider anziehen wollte. Ebenso machte er es auch mit den Beinkleidern, und mit der Jacke, die er auf dem Rücken zuknöpfen wollte. Nach und nach sah er seinen Irrtum ein und verbesserte ihn, bis er endlich nach vielen vergeblichen Versuchen mit dem ganzen Anzuge zu stande kam.

Er hüpfte vor Freuden wie ein Kind, als er sich so umgeschaffen sah, da er merkte, wie bequem diese Kleidung sei, und wie gut sie ihn vor den Stichen der Moskitos verwahren werde. Nur mit den Schuhen war er unzufrieden, weil sie ihm etwas

Entbehrliches und Unbequemes zu sein schienen. Er bat sich also die Erlaubnis aus, sie wieder ablegen zu dürfen, was Robinson seinem eigenen Gutdünken überließ.

Jetzt zeigte ihm dieser den Gebrauch der Beile und anderer Werkzeuge, worüber Freitag vor Freude und Bewunderung ganz außer sich war. Sie machten sogleich Gebrauch davon, um einen kleinen Mastbaum für ihr Floß zu behauen, damit sie künftig ein Segel aufstecken könnten und dann nicht erst auf die Zeit der Flut zu warten brauchten. Robinson übernahm es, diese Arbeit allein fertig zu machen, und schickte Freitag unterdes nach seiner Burg, um die Lamas zu melken, ein Geschäft, was sie nun schon seit zwei Tagen hatten aussetzen müssen.

In Freitags Abwesenheit lud Robinson eine der Flinten, weil er sich das Vergnügen vorbehalten hatte, seinen Freund mit den wunderbaren Wirkungen des Schießpulvers zu überraschen. Als derselbe nun zurückgekommen war und die Geschwindigkeit bewunderte, mit welcher Robinson seine Arbeit schon vollendet hatte, erblickte dieser einen Seefalken, der eben mit einem geraubten Fische davonflog. Schnell ergriff er die Flinte und rief aus: „Gib acht, Freitag, der soll herunter!" Kaum hatte er dies gesagt, so drückte er ab, und der Falke stürzte aus der Luft zur Erde.

Des armen Freitag Erstaunen und Schreck darüber war unbeschreiblich. Er stürzte, als wäre er selbst getroffen worden, zu Boden, weil ihm plötzlich ein alter Aberglaube seines Volkes einfiel, demgemäß er im ersten Augenblicke des Schreckens seinen Herrn für einen Gott, der Donnerer genannt, hielt. Er fiel, wie gesagt, zu Boden; dann legte er sich auf die Knie und streckte seine zitternden Hände gegen Robinson aus, als wenn er ihn um Gnade bitten wollte. Reden konnte er nicht.

Robinson war weit entfernt, mit irgend etwas, was die Religion betraf, Scherz zu treiben. Es war ihm daher, sobald er Freitags Gedanken vermutete, augenblicklich leid, ihn nicht vorher über das, was er thun wollte, belehrt zu haben, und er eilte, diesen Fehler wieder gut zu machen. Er hob den zitternden Freitag liebreich auf, umarmte ihn, bat ihn, sich nicht zu fürchten, zeigte ihm hierauf die Einrichtung der Flinte, beschrieb ihm die Beschaffenheit und Wirkung des Schießpulvers, lud dann die Flinte vor seinen Augen und gab sie ihm in die Hand, um selbst damit zu schießen.

Aber Freitag, der noch viel zu furchtsam dazu war, bat ihn, es lieber statt seiner zu thun. Robinson wählte darauf einen etwa hundert Schritte entfernten Baum als Ziel, ließ Freitag neben sich stehen und feuerte die Flinte ab.

Es fehlte nicht viel, so wäre Freitag noch einmal zu Boden gestürzt; so übernatürlich schien ihm das zu sein, was er sah und hörte. Der Baum war fast von allen Schrotkörnern getroffen; die meisten davon waren ziemlich tief ins Holz hineingedrungen. Robinson machte seinen Freitag aufmerksam darauf und ließ ihn selbst den Schluß machen, wie sicher sie nun in Zukunft vor allen feindlichen Anfällen der Wilden wären, nachdem sie diesen künstlichen Blitz und Donner in ihre Gewalt bekommen hätten. Freitag gewann hierdurch und durch alles, was er auf dem Schiffe gesehen hatte, eine so tiefe Ehrfurcht vor den Europäern und vor seinem Herrn insbesondere, daß es ihm viele Tage unmöglich war, sich wieder auf den vertrauten freundschaftlichen Ton gegen ihn herabzustimmen.

Indes rückte die Nacht heran und machte den Geschäften dieses freudenreichen Tages ein Ende.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

1. Lob- und Dankgebet Robinsons und Freitags. 2. Eine neue Ladung Gegenstände wird geholt. 3. Robinsons Gewissen regt sich. 4. Schwierige Landung und abermalige Fahrt zum Schiffe. 5. Robinson baut ein Zelt. 6. Abschießen der Kanone. 7. Betrachtungen, durch die Schiffspapiere veranlaßt. 8. Die letzten Fahrten nach dem Schiffe und Sturm. 9. Robinson wird durch Freitag vom Ertrinken gerettet.

1. Süßer hatte unser Robinson noch nie geschlafen als in dieser Nacht; denn seit dem ersten Tage seines einsamen Aufenthaltes auf der Insel war er noch nie so glücklich gewesen, als er sich jetzt fühlte. Aber nie empfand auch wohl ein Mensch mehr innige Dankbarkeit und Liebe gegen den himmlischen Wohlthäter, dem er dieses sein Glück zu verdanken hatte, als er. Wie oft lag er, wenn er allein war, auf den Knieen und dankte dem guten Geber aller Gaben für das, was er ihm verliehen hatte! Auch seinem Freunde suchte er diese frommen Empfindungen der Dankbarkeit einzuflößen. Er lehrte ihm, bevor sie sich schlafen legten, das schöne Loblied:

So weit die Himmel gehen,
Geht, Vater, deine Treu';
Ich will sie, Gott, erhöhen,
Denn täglich wird sie neu.
Von dem wir alles haben,
Mein Schutz, mein Heil und Licht!
Quell aller guten Gaben,
Gott, wen erfreust du nicht?

Ich bin durch deine Liebe,
O Vater, was ich bin!
Nimm jeden meiner Triebe,
O Gott, zum Opfer hin!
Was könnt' ich dir doch geben?
Mich selbst, und, ohne Zwang,
Ein dir geweihtes Leben
Sei ewig, Gott, mein Dank!

Beide stimmten hierauf dieses Lied mit gerührten Herzen zum Preise ihres gemeinschaftlichen himmlischen Vaters an.

2. Am anderen Morgen machten sie sich früh auf, legten alle ihre Sachen in ein Gebüsch und bedeckten sie für den Fall, daß es etwa regnen sollte, mit vielen Zweigen. Dann stießen sie bei Beginn der Ebbe vom Lande, um wieder nach dem Wrack zu fahren.

Da sie gestern auch ein paar gute Ruder mitgenommen hatten, so ging die Fahrt noch geschwinder als das erste Mal. Sie kamen wieder glücklich an, und das erste, was sie vornahmen, war, daß sie alle Bretter, die sie in dem Schiffe fanden, auf ihr Floß hinabließen, um einen doppelten Fußboden davon zu machen, damit die Sachen, die sie mitnehmen wollten, trockener als die gestrigen liegen möchten.

Jetzt suchte Robinson wieder alles durch, um unter den vielen Sachen, die er nicht alle auf einmal mitnehmen konnte, eine kluge Auswahl zu treffen. Diesmal wurde ihm das Wählen schon weniger sauer, weil er das Allernotwendigste nun schon in Sicherheit gebracht hatte. Doch verfuhr er wiederum ebenso bedächtig wie das erste Mal.

Unter anderem beschloß er, diesmal eine von den sechs kleinen Kanonen mitzunehmen, die er auf dem Schiffe fand; er glaubte, daß ihm dieselbe in seiner Lage wenigstens zur Beruhigung seines Gemütes höchst nötig sei.

Der Ort am Strande nämlich, wo er die geretteten Sachen vor der Hand hinlegen mußte, war unbefestigt und lag unglücklicherweise in derjenigen Gegend, wo die Wilden gemeiniglich zu landen

pflegten. Nun konnte er sich zwar ziemlich auf die schützende Wirkung seiner Flinten und Pistolen verlassen, falls er angegriffen werden sollte; aber der Gedanke, daß er alsdann wieder in die traurige Notwendigkeit geraten würde, einen oder den anderen dieser armen Wilden zu töten, machte ihn schaudern, so oft es ihm einfiel. Nun dachte er, wenn er eine Kanone am Strande hätte, so könnte er, wenn sie in ihren Kähnen sich der Insel nähern wollten, schon von fern eine Kugel über ihre Köpfe hinschießen, worauf sie dann vor Schrecken vermutlich wieder umkehren würden.

Außer der Kanone brachten Robinson und Freitag diesmal noch folgende Sachen auf ihr Floß: 1) Einen kleinen Sack voll Roggen, einen anderen voll Gerste und noch einen dritten voll Erbsen; 2) eine Kiste voll Nägel und Schrauben; 3) ein Dutzend Beile; 4) ein Fäßchen voll Schießpulver nebst Kugeln und Schrot; 5) ein Segel und 6) einen Schleifstein, um Beile, Messer und andere Werkzeuge wieder scharf machen zu können, wenn sie stumpf sein würden. Er zog den letzteren ohne Bedenken den Goldkörnern und Diamanten vor, die er abermals zurückließ.

Ehe sie abfuhren, untersuchte Robinson den Zustand des Schiffes und fand, daß das Wasser noch etwas höher eingedrungen war und daß die Wellen und das Reiben an den Felsen schon viele Planken an beiden Seiten des Schiffes losgerissen hatten. Er sah voraus, daß der nächste Sturm das ganze Wrack zertrümmern würde. Desto mehr beschloß er zu eilen, um von dem noch übrigen Schiffsgute zu retten, soviel er nur immer könne.

Da der Wind jetzt landwärts blies, so konnten sie mit Hilfe des Segels und der Ruder abfahren, ungeachtet die Ebbezeit erst halb vorbei war.

3. Unterwegs machte sich Robinson Vorwürfe darüber, daß er das Gold und die Edelsteine nicht mitgenommen habe. Es ist doch nicht ganz unmöglich, sagte er zu sich selbst, daß der Herr des Schiffes noch lebt und wieder herkommen kann, um zu sehen, ob er nicht noch etwas zu retten vermöge. Wenn nun plötzlich ein Sturm entstünde und dieser zerschmetterte das Schiff, ehe du noch einmal zurückfahren kannst, und Gold und Edelsteine gingen verloren, wie wolltest du es alsdann gegen den Eigentümer desselben, wie wolltest du es vor Gott und deinem eigenen Gewissen verantworten, daß du nur lauter solche Sachen gerettet hast, die dir nützlich

werden können, und nicht auch das, woran dem Eigentümer dieser Sachen am meisten gelegen sein muß? wovon vielleicht sein und der Seinigen ganzer Glückszustand abhängen mag? — Robinson! Robinson! setzte er hinzu, indem er sich unwillig vor die Stirn schlug, wieviel fehlt noch daran, daß du schon so gut bist, als du sein solltest!

Er konnte kaum die Zeit abwarten, da sie anlanden und wieder abstoßen würden, um von neuem hinzufahren; so groß war die Unruhe seines Gewissens darüber, daß er eine Pflicht vernachlässigt hatte, die ihm mit Recht heilig schien.

4. Endlich kamen sie an; aber in dem Augenblicke, da sie ans Land stoßen wollten, liefen sie große Gefahr, ihre Ladung ins Meer versinken zu sehen. Weil nämlich die Ebbezeit noch dauerte, so war das Wasser am Strande noch so seicht, daß das Vorderteil des Floßes auf einmal auf den Sand lief und daher viel höher zu stehen kam als das Hinterteil, welches noch vom Wasser getragen wurde. Zum Glück standen Robinson und Freitag beide hinten und konnten also die abgleitende Ladung zurückhalten, daß sie nicht ins Wasser fiel.

Nachdem sie alles wieder befestigt hatten, mußten sie sich entschließen, bis an die Knie durch Wasser und Schlamm zu waten, um die Sachen ans Land zu bringen. Sie thaten dies so hurtig und so vorsichtig, daß nichts verloren ging, und daß sie noch vor der zurückkehrenden Flut wieder abfahren konnten.

Kaum war Robinson wieder bei dem Wrack angekommen, als er nichts Eiligeres zu thun hatte, als das Tönnchen mit den Goldkörnern und das Schächtelchen mit den Edelsteinen auf sein Floß zu bringen. Damit fiel ihm, wie man sagt, ein Stein vom Herzen, und nun, nachdem er sich dieser Pflicht entledigt hatte, glaubte er berechtigt zu sein, wieder für sich selbst zu sorgen.

Diesmal nahm er unter anderem ein paar Schubkarren, die, man weiß nicht zu welchem Behufe, auf dem Schiffe waren, viele vorrätige Kleidungsstücke und Wäsche, viele Werkzeuge und Gerätschaften, eine Laterne und alle beschriebenen Papiere mit, die er in des Kapitäns Kajüte fand, und da unterdes die Flutzeit zurückgekehrt war, so segelten sie wieder ab und erreichten, von Wind und Wasser fortgetrieben, in kurzer Zeit den Strand.

5. Den noch übrigen Teil des Tages widmete Robinson einem

Geschäft, welches ihm jetzt das dringendste zu sein schien. Er zitterte nämlich vor dem Gedanken, daß ein starker Regen kommen und seinen größten Schatz, das Schießpulver, unbrauchbar machen könne! Um diese Gefahr abzuwenden, beschloß er, noch an demselben Tage aus einem großen mitgebrachten Segeltuche ein ordentliches Zelt zu machen, worunter sein ganzer Reichtum vor dem Regen sicher läge.

Da er nunmehr auch Scheren, Nadeln und Zwirn hatte, so ging ihm diese Arbeit gut von der Hand, und Freitag lernte ihm bald soviel davon ab, daß er ihm helfen konnte. Letzterer konnte die unschätzbare Erfindung einer Nadel und einer Schere nicht genug bewundern und gestand zu wiederholten Malen, daß er und seine Landsleute, mit den künstlerischen Europäern verglichen, doch nur recht arme Wichte seien.

6. Sie wurden noch vor Abend mit dieser Arbeit fertig. Jetzt machte Robinson sich noch die Freude, seinem Freunde die erstaunliche Wirkung einer Kanone zu zeigen. Er lud sie mit einer Kugel und stellte sie darauf so, daß der Schuß die Oberfläche des Wassers streifen mußte, damit Freitag recht deutlich sehen könne, wie weit die Kugel fortgeschnellt würde. Jetzt brannte er sie ab, und ungeachtet Freitag schon durch die beiden Flintenschüsse auf dieses Schauspiel vorbereitet war, so erschrak er doch von neuem über den weit heftigeren Knall der Kanone so sehr, daß ihm alle Glieder zitterten. Die Kugel tanzte auf der Oberfläche des Meeres hin und verlor sich in unabsehbarer Ferne. Freitag versicherte darauf, daß es nur eines einzigen solchen Schusses bedürfen würde, um alle seine Landsleute, wenn sie auch zu Tausenden herkämen, plötzlich in die Flucht zu jagen, weil sie den, der diesen Donner mache, gewiß für den Donnerer selbst halten würden.

7. Als es finster geworden war, steckte Robinson seine Laterne an, um die vom Schiffe mitgebrachten Schriften durchzusehen; er hoffte, daraus zu ersehen, wem das Schiff gehört habe, und welches die Bestimmung desselben gewesen sei. Aber zum Unglück waren diese Schriften sowie die Bücher, die er mitgenommen hatte, in einer Sprache abgefaßt, die er nicht verstand. Wie sehr bedauerte er hierbei abermals, in seiner Jugend nicht mehr Fleiß auf Erlernung der Sprachen verwandt zu haben! Aber die Reue kam jetzt zu spät.

Indes gab ihm ein doppelter Umstand, den er bemerkte, einiges Licht über den Lauf des Schiffes, und über die Absicht desselben. Er fand nämlich ein paar Briefe, die nach Barbados gerichtet waren, einer Insel in Westindien, auf welcher, wie er wußte, ein starker Sklavenhandel getrieben wurde. Ferner fand er eine Rechnung, aus der er ungefähr so viel entnehmen konnte, daß auf dem Schiffe hundert solcher Sklaven gewesen sein mußten, die man nach Barbados hatte bringen wollen. Er machte von alledem seinem Freitag eine Beschreibung und setzte hinzu: „Wer weiß, ob nicht diese Unglücklichen dem Sturme, der das Schiff auf die Felsen trieb, vielleicht ihre Erlösung zu verdanken haben, — ob sie nicht durch Hilfe der Boote sich gerettet und irgend eine Insel erreicht haben, auf der ihre Tyrannen ihnen nun nicht mehr befehlen dürfen, und wo sie nach ihrer Art ein recht glückliches und zufriedenes Leben führen können."

Freitag fand dies gar nicht unwahrscheinlich.

„Wohl denn, lieber Freitag!" setzte Robinson hinzu, indem sein Gesicht zu glühen anfing, „hättest du also wohl nun noch das Herz, deine neuliche Frage zu wiederholen?"

Freitag. Welche?

Robinson. Die, was der Sturm, der unsern Kahn entführte, wohl für Nutzen gehabt haben könne?

Freitag war beschämt und schlug reuevoll die Augen nieder.

„O, Freitag!" rief hierauf Robinson mit frommem Eifer aus, „erkenne die Hand des allmächtigen und allweisen Gottes, die hier abermals so sichtbar im Spiele gewesen ist! Siehe, wieviel der Sturm uns wiedergeben mußte für das Wenige, was er uns zu nehmen Befehl hatte! Sieh' ihn an, diesen ganzen Vorrat von Hilfsmitteln zu einem bequemen und glücklichen Leben — würden wir ihn haben, wenn der Sturm nicht gekommen wäre? Zwar ist es traurig, sein Glück dem Unglücke anderer Menschen verdanken zu müssen; aber wie, wenn nun die meisten von denen, die auf dem gestrandeten Schiffe waren, jetzt viel glücklicher lebten als vormals? Und daß dies wirklich der Fall sei, ist doch gar nicht unwahrscheinlich! Was dünkt dir nun von der göttlichen Weltregierung?"

„Daß sie unbeschreiblich weise und gut ist, und daß ich ein Narr war!" erwiderte Freitag, indem er die Hände faltete und

zum Himmel blickte, um Gott die Sünde abzubitten, die er aus Unverstand durch sein Murren begangen hatte.

Robinson verwahrte alle die durchsuchten Papiere ebenso sorgfältig wie das Gold und die Edelsteine, um, falls er jemals wieder nach Europa kommen sollte, mit Hilfe derselben zu erfahren, an wen er die geretteten Schätze zurückgeben müsse.

8. Noch sechs Tage hintereinander fuhren sie fort, des Tages zwei- bis dreimal nach dem Wrack zu schiffen, um alles, was sie bewegen konnten, ans Land zu bringen. Tausend Kleinigkeiten, die uns kaum des Aufhebens wert scheinen würden, weil wir den Mangel derselben noch nie empfunden haben, waren ihnen wichtig und wurden als solche von ihnen mitgenommen. Ein Teil der Schifsladung bestand in Elefantenzähnen; die ließen sie liegen, weil sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Ein Gleiches thaten sie mit einigen Tonnen voll Kaffeebohnen, welche Robinson ebenfalls verschmähte, weil er nicht gesonnen war, sich jemals wieder an überflüssige und schädliche Leckereien zu gewöhnen. Dafür aber suchten sie so viele Bretter loszubrechen und mitzunehmen, als sie nur konnten, weil ihnen diese einen größeren Nutzen, also auch einen größeren inneren Wert zu haben schienen. Sogar die noch übrigen Kanonen brachten sie ans Land, sowie alles Eisenwerk, welches sie nur fanden und vom Schiffe losmachen konnten.

Nachdem sie nun schon achtzehnmal hin und her gefahren und mit ihrer Ladung immer glücklich an Ort und Stelle gekommen waren, bemerkten sie, als sie sich wieder an Bord des Wracks befanden, daß ein Unwetter herannahe. Sie eilten daher, so sehr sie konnten, das Aufladen zu beschleunigen, und fuhren in der Hoffnung ab, daß sie noch vor dem Ausbruche des Gewitters den Strand erreichen würden. Aber ihre Bemühungen waren umsonst. Noch ehe sie die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, erhob sich ein so gewaltiger Sturm, von Donner, Blitz und Regen begleitet, daß die Wellen über das Floß wegrollten und die darauf befindlichen Sachen in den Abgrund warfen. Robinson und Freitag klammerten sich eine Zeit lang so fest an, daß die schäumenden Wogen sie nicht wegspülen konnten, ungeachtet sie ihnen von Zeit zu Zeit fast eine Elle hoch über die Köpfe hinweggingen.

Aber endlich konnte das schwache Gebäude des Flosses der Wut der Wellen nicht länger widerstehen. Die Bande, wodurch

die Balken zusammengehalten wurden, lösten sich auf, und das ganze Floß fiel auseinander.

Freitag versuchte sich durch Schwimmen zu retten; Robinson hingegen ergriff einen Balken, mit dem er bald in den Abgrund hinabgeworfen, bald wieder hoch emporgehoben wurde. Er war dabei öfter unter als über dem Wasser, war ganz betäubt und konnte weder hören noch sehen. Jetzt verließen ihn seine Kräfte und mit ihnen seine Besinnung. Mit einem lauten Schrei verschwand er in einer ungeheuren Welle, die ihn von dem Balken hinweggespült hatte.

Zum Glück war sein treuer Freitag ihm immer zur Seite geblieben, ungeachtet er, wenn er gewollt hätte, sich weit geschwinder hätte retten können. Da dieser nun seinen Herrn vor seinen Augen untersinken sah, besann er sich keinen Augenblick, sondern tauchte unter, ergriff ihn mit der linken Hand und arbeitete sich mit der rechten wieder empor. Und nun verdoppelte er seine Bemühungen mit so unerhörter Anstrengung, daß er in einigen Minuten samt dem Leichnam seines lieben Herrn, — denn dafür hielt er ihn, weil in der That kein Fünkchen Leben mehr in ihm zu sein schien — am Strande war.

Freitag trug den Erblaßten völlig ans Land, warf sich verzweiflungsvoll über ihn hin, rief ihm zu, rüttelte, rieb ihn am ganzen Leibe und drückte zehnmal die Lippen auf seinen Mund, um ihm Atem einzublasen. Endlich hatte er die unaussprechliche Freude, wieder einige Merkmale des Lebens wahrzunehmen; er fuhr in seinen Bemühungen fort, und Robinson fing an, sich seiner wieder bewußt zu werden.

„Wo bin ich?" fragte er mit schwacher, zitternder Stimme indem er die Augen wieder aufschlug. „In meinen Armen, lieber Herr," antwortete Freitag, dem heiße Thränen aus den Augen stürzten. — Und nun gab es einen rührenden Auftritt, indem Robinson seinem Erretter dankte und dieser nicht wußte, was er vor Freude über die Wiederkehr seines geliebten Herrn ins Leben alles vornehmen sollte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

1. Das Wrack ist verschwunden. 2. Die Sachen werden in die Burg geschafft. 3. Es wird ein Schuppen gebaut. 4. Desgleichen ein Thor und eine Zugbrücke. 5 Ernte, Mehlbereitung und Brotbacken. 6. Errichtung einer Schmiede, Verfertigung verschiedener Ackergeräte und Bestellung des Ackers mit Hilfe der Lamas. 7. Aussaat und Ernte. Anlegung eines Kornbodens. 8. Robinsons jetzige Lage.

1. Robinson hatte sich am anderen Morgen vollständig wieder erholt. Der Schlaf, dessen er die Nacht über unter seinem Zelte auf wirklichen Betten genoß, hatte ihn so erquickt, daß er mit Anbruch des Morgens schon wieder in seiner ganzen ungeschwächten Kraft dastand und Gott für die Erhaltung seiner Gesundheit und seines Lebens dankte. Der Sturm hatte die ganze Nacht hindurch gewütet. Robinson erwartete daher mit ängstlicher Neugierde den Tag, um zu sehen, was aus dem Wrack geworden sein möchte.

Jetzt stieg die Sonne empor, und da sah er zu seinem Leidwesen, daß das Wrack gänzlich verschwunden war. Einzelne Bretter und Balken, die an den Strand getrieben waren, bewiesen, daß der Sturm es völlig zertrümmert hatte. Es that ihm bei diesem Anblicke wohl, sich bewußt zu sein, daß er keinen Fleiß gespart habe, von dem Schiffsgute soviel zu retten, als ihm nur immer möglich gewesen war, und wohl dem Menschen, dessen ganzes Betragen so weislich eingerichtet ist, daß er bei jedem unangenehmen Vorfalle, wie jetzt Robinson, zu sich selbst sagen kann: „Ich bin nicht schuld daran!“ O, dieses Bewußtsein kann vieles versüßen, was für unser Herz sonst unausstehlich bitter sein werde!

2. Robinson und Freitag zogen sorgfältig jedes am Strande liegende Überbleibsel des Schiffes aufs Land, weil sie voraussahen, daß jedes Brett, jede Latte ihnen nützlich werden könne. Dann wurde ein ordentlicher Plan zu ihrer nächsten Beschäftigung gemacht.

Die Sachen mußten nämlich nach der Burg gebracht werden; aber sich beim Fortbringen derselben jedesmal soweit zu entfernen, schien ihnen mit Recht gefährlich zu sein. Robinson traf also die Anordnung, daß sie wechselseitig fortkarren und Wache halten wollten, einer des Vormittags, der andere des Nachmittags. Er lud die Kanonen und pflanzte sie an den Strand, die Mündung gegen das Meer gerichtet. Dann wurde ein Feuer angezündet, welches der

Wachthabende beständig unterhalten sollte, und neben den Kanonen lag eine brennende Lunte in Bereitschaft, um dieselben, wenn es sein müßte, abfeuern zu können.

Robinson machte den Anfang mit Fortschaffung der Sachen. Um die besseren Kleidungsstücke zu schonen, hatte er einen Schifferanzug angelegt, und statt seiner ehemaligen Waffen trug er jetzt einen Hirschfänger und zwei geladene Pistolen im Gürtel. Er lud zuerst einige Fäßchen mit Schießpulver nebst anderen Sachen auf, für welche die Nässe am meisten zu fürchten war, und darauf ging die Reise fort.

Der Pudel, der ihm nie von der Seite kam, begleitete ihn als ein nicht ganz unnützer Reisegefährte. Robinson hatte ihm einen Strick um den Leib gebunden und diesen vorn am Karren befestigt, damit er ihm durch Ziehen helfen möge. Weil nun die Pudel sehr gelehrige Geschöpfe sind, so fand sich derselbe auch bald in seinen neuen Beruf und übte ihn in kurzer Zeit so gut aus, als wenn er ein geübter Karrengaul wäre. Auch trug er obenein noch ein Bündel mit den Zähnen, was man ihn schon vorher gelehrt hatte.

Beim Zurückkehren nahm Robinson alle seine zahmen, zum Lasttragen schon gebrauchten Lamas mit, um sich ihrer gleichfalls zum Fortschaffen der Sachen zu bedienen. Da ihrer sieben waren und jedes derselben eine anderthalb Zentner schwere Last zu tragen vermochte, so läßt sich denken, wieviel der ganze Zug auf einmal fortzubringen im stande war.

3. Da aber so viele Sachen in Robinsons Höhle und Keller keinen Raum hatten, so wurde in der Geschwindigkeit noch ein zweites großes Zelt auf dem Hofplatze der Burg aufgeschlagen, das bis auf weiteres zum Behälter dienen sollte. In acht Tagen war alles fortgeschafft bis auf einen Haufen Bretter, die sie zwischen ein dickes Gebüsch getragen hatten, um sie vor der Hand daselbst zu lassen.

Die Ziege nahmen sie, wie es sich wohl von selbst versteht, auch mit und thaten sie in die Verzäunung zu den Lamas, mit welchen sie sich recht gut vertrug.

Und nun gab es für Robinson und Freitag der angenehmen Arbeiten so viele, daß sie kaum wußten, was sie zuerst angreifen sollten. Doch machte Robinson, der jetzt in allen seinen Verrichtungen Ordnung und regelmäßige Einteilung der Geschäfte liebte, bald einen Unterschied zwischen den mehr oder minder

nötigen Arbeiten und schritt zuerst zu jenen. Eine der nötigsten unter allen war die Erbauung eines Schuppens oder einer kleinen Scheune, um diejenigen Sachen, welche in der Höhlung nicht Raum hatten, bequemer und sicherer zu verwahren, als es unter dem Zelte geschehen konnte. So kam es nun darauf an, sich in der Zimmermannskunst zu üben, die freilich keiner von ihnen gelernt hatte.

Aber was konnte dem Fleiße unseres sinnreichen Robinson jetzt zu schwer fallen, da er sich im Besitze aller der Werkzeuge sah, die er nötig hatte? Die mühseligsten und ungewohntesten Arbeiten waren ihm jetzt ein Spiel, nachdem er mit so vielen anderen, ohne Werkzeuge und Gehilfen zu haben, glücklich zu stande gekommen war. Das Fällen und Behauen der Bäume, das Zusammenfügen und Aufrichten der Balken, das Aufmauern der Wände von Backsteinen und die Anlegung eines doppelten Daches, des einen von Brettern, des anderen von großen Blättern — dies alles ging mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit von statten.

Jetzt stand das Häuschen da; es glich den kleinen Wohnungen unserer Landleute. Sehr weislich hatte Robinson auch die Fenster aus den Kajüten des Schiffes ausgehoben, und diese kamen ihm jetzt trefflich zu statten; nun konnte man den inwendigen Raum des Gebäudes erhellen, ohne irgend ein Loch offen lassen zu dürfen. Das Glas war für Freitag ein vorzüglicher Gegenstand der Bewunderung, weil er nie dergleichen gesehen hatte und nun erfuhr, was für eine große Bequemlichkeit es gewährt.

4. Nachdem nun alles unter Dach und Fach gebracht war, ging Robinson mit dem Gedanken um, sich einen bequemen Eingang zu seiner Burg zu verschaffen, durch den sie jedoch von ihrer Festigkeit nichts verlieren durfte. Das sicherste Mittel dazu schien ihm die Anlegung eines ordentlichen Thores und einer Zugbrücke zu sein. Da er alles, was dazu erforderlich war — Nägel, Ketten, Thürangel, Haspen, Schlösser u. s. w. — im Überfluß hatte, so schritt er sogleich zur Ausführung dieses Vorsatzes. Sie machten erst alles, was nötig war, fertig, dann wurde ein Einschnitt in den Wall und in die Baumwand von der Größe des schon vollendeten Thores gemacht, das Thor errichtet und die Zugbrücke so angelegt, daß sie, wenn sie aufgezogen war, das Thor bedeckte. Dann wurden die Kanonen, und zwar geladen, auf den Wall gepflanzt, so daß zwei die rechte, zwei die linke Seite und zwei

die Vorderseite der Festung deckten. Und nun konnten sie vor jedem Anfalle der Wilden völlig ruhig sein und hatten zugleich die Bequemlichkeit eines ordentlichen Einganges zu ihrer Wohnung.

5. Jetzt war die Zeit der Ernte gekommen. Robinson bediente sich eines alten Schwertes statt der Sichel, um den Mais damit abzumähen, und zum Ausgraben der Kartoffeln einer ordentlichen Hacke, die sich unter den geborgenen Sachen befand. Wie ihnen nun alles mit Hilfe dieser Werkzeuge von der Hand ging! Es wäre eine Lust gewesen, es anzusehen, eine noch größere, sich ihnen als Mitarbeiter zuzugesellen.

Die Ernte war bald vollendet, und unsere beiden Inselbewohner fingen an, den Mais, den sie gewonnen hatten, auszukörnen. Sie gewannen vier Säcke voll davon, was ungefähr soviel wie sechs Scheffel sein mochte. Auf einige Monate hatten sie Schiffszwieback vorrätig; da aber dieser alsdann ein Ende nehmen mußte, so war Robinson entschlossen, das Brotbacken selbst zu versuchen.

Eine kleine Handmühle hatte er von dem Schiffe mitgenommen. Es fehlte also nur an einem feinen Siebe, um das Mehl zu sichten, und an einem Backofen, um das daraus geknetete Brot zu backen. Zu beiden mußte Rat werden. Zum Siebe gebrauchte er ein dünnes Nesseltuch, wovon unter den geborgenen Sachen sich ein ganzes Stück befand, und die Anlegung eines ordentlichen Backofens machte ihm den wenigsten Kummer. Auch mit dieser Arbeit war er fertig, noch ehe die gewöhnliche Regenzeit eintrat.

Und nun machte er einen doppelten Versuch mit Brotbacken, indem er einige Brote aus Roggenmehl, andere aus Mehl von Mais knetete. Die ersteren waren bei weitem schmackhafter als die letzteren, und Robinsons Entschluß war daher gefaßt. Er nahm sich nämlich vor, den größten Teil seiner Äcker statt mit türkischem Weizen mit Roggen zu besäen, um immer hinlänglichen Vorrat zum Brotbacken zu haben. Dies schien ihm auch für seine und Freitags Hände nicht zu viel Arbeit zu sein, weil sie auf dieser Insel zweimal in jedem Jahre säen und ernten konnten.

6. Noch fehlte ihnen etwas, was sie unter dem Schiffsvorate nicht mit vorgefunden hatten, und was ihnen gleichwohl sehr nützlich gewesen wäre, nämlich ein paar ordentliche Spaten von Eisen. Zwar hatte Freitag dergleichen aus hartem Holze geschnitzt; aber besser ist doch besser, und mit einem eisernen Spaten kann man

natürlicherweise mehr zu stande bringen als mit einem hölzernen. Da nun Robinson fest entschlossen war, künftig den Ackerbau als die angenehmste und nützlichste Arbeit unter allen zu seiner beständigen Hauptbeschäftigung zu machen, so ging er mit dem Gedanken um, auch eine Schmiede anzulegen, um Spaten und vielleicht noch andere ihm nötige Werkzeuge selbst zu verfertigen.

Dieser Einfall war nicht so kühn, als er vielleicht erscheinen mag; denn alles, was zu einer Schmiede gehört, fand sich unter seinem Vorrate. Es waren nämlich darunter ein kleiner Amboß, verschiedene Zangen, ein ziemlich großer Blasebalg und soviel teils altes, teils unverarbeitetes Eisen, daß er wahrscheinlicherweise für sein ganzes Leben genug davon hatte. Der Vorsatz wurde auf der Stelle ausgeführt.

Mit Hilfe eines großen Daches von Brettern, welches sie über der Küche anbrachten, wurde diese so sehr erweitert, daß sie zugleich zur Schmiede dienen und nun auch bei Regenwetter darin gearbeitet werden konnte. Sie verwandten hierauf einen Teil der unterdes eingetretenen nassen Jahreszeit auf Schmiedearbeit, und auch diese gelang ihnen nach einigen mißlungenen Versuchen trefflich. Als die Spaten fertig waren, ging Robinson noch weiter und versuchte, ob er nicht gar einen Pflug erfinden könne, der ihren Kräften angemessen sei! Er erfand ihn, und seine Freude darüber war sehr groß.

Dieser Pflug war von den unserigen freilich sehr verschieden; er bestand aus einem einzigen krummen Aste, an dessen einem, auf der Erde ruhenden, krummen Ende die Pflugschar befestigt war, nebst einer Handhabe, womit der Führer des Pfluges denselben nach seinem Willen lenken konnte; an das andere Ende hingegen hätten Ochsen oder Pferde gespannt werden können, wenn sie deren gehabt hätten. Kurz, dieser Pflug hatte vollkommen die Gestalt von demjenigen, dessen sich die alten Griechen zu bedienen pflegten, als sie anfingen, den Ackerbau zu betreiben. Er war freilich sehr einfach, aber so sind anfangs alle Werkzeuge der Menschen gewesen; erst nach und nach haben dieselben Änderungen und Verbesserungen erfahren.

Robinson hatte alle Ursache, sich über diese seine Erfindung zu freuen, besonders da sie so ganz sein eigenes Werk war; er hatte ja nie eine Zeichnung davon gesehen.

Anfangs hatte er geglaubt, daß wahrscheinlich Freitag oder er

selbst sich vor den Pflug werde spannen müssen; er bezweifelte, daß die Lamas dazu zu gebrauchen sein würden. Indes beschloß er doch, einen Versuch mit ihnen zu machen, und siehe da, der Erfolg übertraf seine Hoffnung. Die Thiere lernten nach und nach sich darein schicken, und endlich ging das Werk so gut von statten, als wenn Robinson und Freitag ausgelernte Landleute und die Lamas Ochsen oder Pferde gewesen wären.

Nun fehlte ihnen zur ordentlichen Bestellung des Ackers nur noch ein Werkzeug, dessen sie füglich nicht entbehren konnten, und welches sie gleichwohl auf dem Schiffe nicht vorgefunden hatten, nämlich eine Egge.

Auch diese stellte Robinson her. Erst schmiedete er so viele eiserne Zinken, als er dazu nötig zu haben glaubte. Dann kam er nach einigen vergeblichen Versuchen auch mit dem hölzernen Gestelle zu stande, worein diese Zinken befestigt werden müssen. Endlich bohrte er in dieses Gestell so viele Löcher, als die Egge Zähne haben sollte, schlug die Zinken da hinein, und so war er auch damit fertig.

7. Er säete nun nach geendigter Regenzeit seinen Roggen, sowie die Gerste und die Erbsen aus und hatte nach fünf Monaten die Freude, mehr einzuernten, als er und sein Freitag in einem halben Jahre verzehren konnten. Aber als ein kluger Hausvater war er darauf bedacht, von allem immer etwas übrig zu haben, weil Zeiten des Mißwachses eintreten oder seine Ernte ja zuweilen durch Hagel oder andere Zufälle vernichtet werden konnte. Er beschloß daher, ein ordentliches Getreidevorratshaus anzulegen, worin immer von einem halben Jahre zum andern ein zu ihrem Unterhalte hinlänglicher Vorrat wäre für den Fall, daß einmal eine Ernte verloren ginge.

In dieser Absicht rissen sie bei anhaltender klarer Witterung das Dach des Schuppens wieder ein, um noch ein zweites Stockwerk darauf zu setzen, welches zum Kornboden dienen sollte. Dies kostete nun freilich schon mehr Kunst und Mühe, als die Einrichtung des ersten Stocks gekostet hatte; aber ihr anhaltender unverdrossener Fleiß überwand alle Schwierigkeiten, und das Werk wurde glücklich vollendet.

8. Die Ziege hatte unterdes zwei Junge bekommen, so daß nun auch diese Art von Tieren auf der Insel fortgepflanzt werden

konnte. Der Pudel diente ihnen zum Nachtwächter, und Pol, der Papagei, war ihr Gesellschafter bei Tische, oft auch bei der Arbeit. Die Lamas hingegen waren ihnen nun werter, als jemals, weil sie ihnen nicht nur Milch, Käse und Butter gaben, sondern auch das Feld beackern halfen. Zu Robinsons vollkommenem Wohlbefinden fehlte nun weiter nichts mehr, als daß er nicht bei seinen Eltern war. Außerdem beunruhigte ihn der Gedanke, daß ihrer nur zwei waren, wovon der eine über kurz oder lang sterben und den anderen wieder als einen armen, von allen Menschen getrennten Einsiedler zurücklassen mußte. Doch Robinson hielt es für Sünde, sein Leben dadurch zu verbittern, daß er sich vor Unglücksfällen fürchtete, die erst in der Zukunft möglich waren. Der Gott, dachte er, der bisher immer geholfen hat, wird auch ferner helfen. Und so verfloß ihm jetzt jeder seiner Tage in ungestörter Zufriedenheit, weil er nunmehr Ruhe von innen und von außen hatte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

1. Immer neue Fortschritte. 2. Es wird beschlossen, Freitags Vater zu holen. 3. Die Wilden sind wieder da. 4. Auszug zur Befreiung der Gefangenen. 5. Robinson und Freitag im Hinterhalte. Kampf mit den Wilden.

1. Mit Hilfe ihrer Werkzeuge machten jetzt Robinson und Freitag fort und fort neue Fortschritte. Nach und nach ahmten sie fast alle Handwerker — den Bäcker, Schmied, Schneider, Schuster, Zimmermann, Tischler, Radmacher, Töpfer, Gärtner, Ackersmann, Jäger, Fischer und noch viele andere — so glücklich nach, daß sie hunderterlei Dinge machen konnten, wozu wir Europäer der Hilfe so vieler Menschen bedürfen. Ihre Kräfte wuchsen in eben dem Grade, in welchem sie dieselben anstrengten, und auch ihr Gemüt ward unter der beständigen nützlichen Thätigkeit immer heiterer und besser, ein Beweis, daß der liebe Gott uns zu einer solchen Thätigkeit wohl recht eigentlich geschaffen haben muß.

2. Mehr als ein halbes Jahr war nun unter solchen angenehmen Verrichtungen dahingeflossen, ohne daß Freitag es gewagt hatte, seinen Herrn an die Reise nach seiner Heimat zu erinnern, ob er

gleich oft nach vollendeter Arbeit auf den Berg lief, von wo er nach der Gegend seiner Geburtsinsel hinsehen konnte, und dann allemal wie ein Träumender in tiefen Gedanken dastand und das Unglück beseufzte, von seinem Vater vielleicht auf immer getrennt zu sein. Robinson hingegen wollte bis dahin mit Fleiß nicht davon reden, weil er den Wunsch seines Freundes doch nicht eher erfüllen konnte, als bis sie mit den nötigen Einrichtungen, welche ihre neue Lebensart erforderte, fertig geworden sein würden.

Jetzt war das Nötigste gethan, und nun war Robinson der erste, welcher in Vorschlag brachte, daß sie wieder ein Schiff bauen wollten, um Freitags Vater abzuholen. Die Freude des guten Burschen über diese erfreuliche Nachricht war wieder ebenso groß als neulich, und seine Dankbarkeit gegen Robinson äußerte sich auf die nämliche Weise. Die Arbeit wurde also gleich am anderen Morgen angefangen und ging jetzt, wie natürlich, zehnmal geschwinder von statten als das erste Mal, weil sie nunmehr mit ordentlichen Beilen arbeiteten.

3. Eines Morgens, als Robinson mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt war, schickte er Freitag nach dem Strande, um eine Schildkröte zu suchen, weil sie von diesem angenehmen Gerichte schon seit langer Zeit nichts genossen hatten. Dieser war nicht lange weg gewesen, als er plötzlich wieder zurückkam und, vom Laufen und Schrecken ganz außer Atem, nur mit stammelnder Zunge die Worte hervorbringen konnte: „Sie sind da! da!"

Robinson erschrak und fragte eiligst, wer denn da sei! „O Herr! O Herr!" antwortete Freitag, „eins, zwei, drei, sechs Kähne!" — Er konnte in der Angst die Zahl sechs nicht gleich finden.

Robinson kletterte geschwind den Hügel hinauf und erblickte nicht ohne Grausen die Wahrheit dessen, was Freitag gesagt hatte, — sechs Kähne voll Wilder, die eben im Begriff waren, zu landen. Er stieg hierauf hurtig wieder hinab, sprach dem zitternden Freitag Mut zu und fragte ihn, ob er entschlossen sei, ihm treulich beizustehen, falls es zwischen ihnen und den Wilden zu einem Gefechte kommen sollte?

„Mit Leib und Leben!" antwortete dieser, der sich unterdes schon wieder erholt hatte und seine kriegerische Tapferkeit wieder gewann. — „Wohlan denn!" sagte Robinson, „so wollen wir versuchen, ob wir die Unmenschen verhindern können, ihr abscheuliches

Vorhaben auszuführen. Meine Absicht will ich dir unterwegs sagen; jetzt ist keine Zeit zum Reden, sondern zum Thun."

4. Hiermit zog er eine Kanone, die auf Rädern ruhte, von dem Walle herunter und holte sechs scharfgeladene Flinten, vier Pistolen und zwei Säbel hervor. Jeder von ihnen steckte zwei Pistolen und einen Säbel in den Gurt, nahm drei Flinten auf die Schulter und spannte sich vor die Kanone, nachdem sie sich mit Kugeln, Schrot und Pulver hinlänglich versorgt hatten. So ging der kriegerische Zug in stiller, furchtbarer Feierlichkeit zum Thore hinaus.

Nachdem sie über die Zugbrücke gegangen waren, machten sie Halt. Dann mußte Freitag wieder umkehren, um die Zugbrücke aufzuziehen, das Thor zu verschließen und durch Hilfe der Strickleiter, die noch immer an dem Felsen herabhing, sich mit dem Heerführer wieder zu vereinigen. Diese Vorsicht wandte Robinson für den Fall an, daß sein Unternehmen einen unglücklichen Ausgang hätte, damit die Feinde sich alsdann nicht der Burg bemächtigen möchten.

Und nun eröffnete Robinson Freitag seinen wohl überdachten Plan. „Wir wollen," sagte er, „um den Berg herum durch den Wald ziehen, wo er am dichtesten ist, damit die Feinde uns nicht zu Gesicht bekommen. Dann wollen wir uns ihnen in dem dichten Gebüsche, welches sich beinahe bis an den Strand erstreckt, so sehr nähern, als wir, ohne gesehen zu werden, nur immer können, und wenn wir bis dahin gekommen sind, wollen wir plötzlich eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hinschießen. (Er hatte in dieser Absicht eine brennende Lunte mitgenommen.) Vermutlich werden die Barbaren dadurch so erschreckt werden, daß sie ihre Beute im Stiche lassen und sogleich in ihren Böten die Flucht ergreifen."

Freitag fand dies sehr wahrscheinlich.

„Dann," fuhr Robinson fort, „werden wir die Freude haben, die Unglücklichen, die sie braten wollen, gerettet zu sehen, ohne daß ein einziger Tropfen Menschenbluts dabei vergossen worden ist. Sollte aber wider Vermuten unsere Hoffnung fehlschlagen, sollten die Kannibalen auf ihre Menge trotzen und sich nicht zur Flucht verstehen wollen, dann, lieber Freitag, müssen wir zeigen, daß wir Männer sind, und der Gefahr, der wir uns in der besten Absicht ausgesetzt haben, mutig entgegengehen. Der, welcher alles sieht, weiß, warum wir unser Leben wagen, und wird es uns gewiß erhalten, wenn es uns nützlich ist. Sein Wille geschehe!"

Er reichte hierauf seinem Mitstreiter die Hand, und beide gelobten sich einen gegenseitigen treuen Beistand bis auf den letzten Blutstropfen.

Mittlerweile waren sie mit leisen Schritten beinahe bis ans Ende des Gebüsches gekommen und machten Halt. Hier flüsterte Robinson seinem Gefährten ins Ohr, er solle so vorsichtig als möglich sich hinter einen großen Baum schleichen, den er ihm zeigte, und ihm Bescheid bringen, ob man von da aus den Feind übersehen könne. Freitag kam mit der Nachricht zurück, daß man sie allda vollkommen gut beobachten könne; sie säßen alle um ein Feuer herum und nagten an den gebratenen Gebeinen des einen der Gefangenen, der schon geschlachtet sei; ein zweiter liege in einiger Entfernung gebunden auf der Erde, und den würden sie nun auch bald abschlachten; dieser aber scheine keiner von seinem Volke, sondern ein weißer, bärtiger Mann zu sein.

Robinson glühte, besonders da er von dem weißen Manne hörte. Er hatte ein von dem Schiffe gerettetes Fernglas zu sich gesteckt; mit diesem schlich er selbst nach dem Baume und fand alles so, wie Freitag ihm berichtet hatte. Vierzig bis fünfzig Kannibalen saßen um das Feuer herum, und den noch übrigen Gefangenen erkannte er ganz deutlich als einen Europäer.

Nun hatte er Mühe, sich zu halten. Sein Blut fing an zu kochen, sein Herz pochte laut, und wenn er seiner Begierde hätte folgen wollen, so wäre er unverzüglich hervorgesprungen, um ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Aber die Vernunft galt ihm mehr als blinde Leidenschaft; von ihr also ließ er sich leiden und hielt seinen Unwillen im Zaume.

5. Das Gebüsch lief an einer anderen Stelle etwas weiter vor; dahin wandte er sich also, pflanzte die Kanone hinter den letzten Busch, welcher eine kleine, von fern unbemerkbare Öffnung hatte, und richtete sie so, daß die Kugel hoch über den Köpfen der Wilden hinfliegen mußte, um ihnen kein Leid zuzufügen. Dann flüsterte er seinem Gefährten ins Ohr, er solle alles genau nachmachen, was er ihn selbst werde thun sehen.

Hierauf legte er zwei Flinten auf die Erde, und die dritte behielt er in der Hand; Freitag that wie er. Dann hielt er die brennende Lunte auf das Zündloch der Kanone, und puff! — fuhr der Schuß dahin.

In dem Augenblicke, als der Knall gehört wurde, stürzten die meisten Wilden von ihrem Rasensitze zur Erde, als wenn sie mit einem Male alle wären erschossen worden. Robinson und Freitag standen voll Erwartung des Ausganges und hielten sich, falls es sein müßte, bereit zum Kampfe. Nach einer halben Minute waren die betäubten Wilden wieder auf den Füßen. Die Furchtsamsten unter ihnen rannten nach den Kähnen, die Herzhaftesten hingegen ergriffen die Waffen.

Zum Unglück hatten sie von dem Kanonenschusse weder den Blitz des Pulvers, noch die über sie hinfliegende Kugel wahrgenommen, sondern nur allein den Knall gehört. Ihr Schrecken war daher auch nicht so groß, als man erwartet hatte; und da sie nun rund um sich herblickten und nirgends etwas sahen, was sie von neuem hätte erschrecken können, so fingen sie an, sich wieder zu erholen; die Flüchtlinge kehrten zurück; alle erhoben ein fürchterliches Geheul und begannen, indem sie unter den grimmigsten Gebärden die Waffen schwangen, ihren gewöhnlichen Kriegstanz.

Noch stand Robinson unentschlossen da, bis der Kriegstanz beendigt war. Als er aber zu seinem Erstaunen sehen mußte, daß die wilde Gesellschaft sich wieder lagerte und zwei von ihnen hingesandt wurden, um den armen Europäer herbeizuholen, war es ihm unmöglich, länger unthätig zu bleiben. Er blickte Freitag an und flüsterte ihm blos die Worte zu: „Du zur Linken, ich zur Rechten! Und nun in Gottes Namen!“ Mit diesen Worten brannte er seine Flinte los und Freitag that ein Gleiches.

Freitag hatte besser als Robinson selbst gezielt; denn auf der linken Seite des Feuers stürzten fünf, auf der rechten nur drei nieder. Drei davon waren wirklich erschossen, fünf hingegen nur verwundet. Die Bestürzung, mit der nun alle, die noch unbeschädigt waren, aufsprangen und davonliefen, war unbeschreiblich. Einige rannten hierhin, andere dorthin, und alle erhoben ein fürchterliches Geheul. Robinson wollte jetzt hervorspringen, um sie mit dem Säbel in der Faust völlig in die Flucht zu jagen und seinen armen gebundenen Landsmann zu befreien; aber zu seinem Erstaunen mußte er sehen, daß ein Trupp der Fliehenden sich wieder sammelte und Anstalt zur Verteidigung machte. Er ergriff also in größter Geschwindigkeit eine zweite Flinte, und Freitag that abermals dasselbe. „Bist du fertig?“ fragte Robinson; und da

er ein „Ja!“ zur Antwort erhielt, drückte er wieder los, und Freitag folgte seinem Beispiele.

Diesmal fielen nur zwei; einige andere aber, die verwundet waren, liefen mit Schreien und Heulen wie sinnlose Menschen umher. Sie waren zum Teil nur leicht, zum Teil aber sehr schwer verletzt. Von den letzteren stürzten bald darauf noch drei, wiewohl nicht völlig tot, zur Erde.

6. „Nun, Freitag,“ schrie Robinson, indem er die losgeschossene Flinte wegwarf und die geladene dritte ergriff, „hervor!“ Mit diesen Worten sprangen beide aus dem Gebüsche auf den freien Platz, und Robinson flog zuerst nach dem armen Schlachtopfer, um ihm seine Erlösung anzukündigen. Indem er zu ihm hinlief, bemerkte er, daß einige der flüchtigen Wilden bei seinem Anblicke stutzten, sich von neuem sammelten und zum Kampfe rüsteten. Er winkte seinem Gefährten; dieser verstand ihn, lief etwas näher hinzu, gab Feuer, und einer von ihnen stürzte.

Robinson zerschnitt unterdes mit einem Messer die Stricke von Binsen, womit der Gefangene an Händen und Füßen gar jämmerlich zusammengeschnürt war. Er fragte ihn auf Deutsch und Englisch, wer er sei, und der Gefangene antwortete auf Lateinisch: Christianus, ein Christ! Hispanus, ein Spanier! Mehr konnte er nicht hervorbringen, so schwach fühlte er sich. Robinson hatte zum Glück für den Fall einer Verwundung eine Flasche voll Wein zu sich gesteckt. Von diesem gab er dem Spanier zu trinken, und da derselbe sich plötzlich dadurch gestärkt fühlte, so reichte ihm Robinson eine seiner Pistolen nebst dem Säbel, damit er helfen möchte, dem Gefechte ein Ende zu machen. Freitag mußte unterdes eilends die abgeschossenen Flinten herbei holen, um sie von neuem zu laden.

Der Spanier hatte kaum die Pistole und den Säbel in den Händen, als er wie ein Löwe auf seine Mörder losrannte und in einem Nu zwei derselben erlegte. Freitag erhielt, um ihm beizustehen, die noch geladene sechste Flinte und Robinson lud unterdes die übrigen. Die beiden Streiter fanden Widerstand und wurden bald von einander getrennt, indem es zwischen dem Spanier und einem Wilden zum Handgemenge kam und Freitag, nachdem er die Flinte abgeschossen hatte, mit dem bloßen Degen in der Faust einen ganzen Schwarm der Flüchtlinge vor sich hintrieb.

Einige hieb er nieder, andere sprangen ins Wasser, um nach ihren Kähnen zu schwimmen, und noch andere flohen in das Gebüsch.

Der Spanier hatte unterdes einen harten Stand. Zwar war er trotz seiner Mattigkeit so tapfer auf den Wilden losgegangen, daß dieser schon zwei schwere Hiebe von ihm in den Kopf bekommen hatte; aber nun wurde auch der Wilde wütend und drang mit seinem schweren steinernen Schlachtschwerte so heftig auf ihn ein, daß sein Gegner kaum im stande war, seinen Hieben auszuweichen. Endlich faßte ihn der Wilde, warf ihn zu Boden, wand ihm das Schwert aus den Händen, und wollte ihm eben damit den Kopf vom Rumpfe hauen, als Robinson glücklicherweise die Gefahr bemerkte und dem Kannibalen eine Kugel durch den Kopf jagte.

Der Spanier war kaum wieder aufgesprungen, als er eine der wieder geladenen Flinten ergriff, um denen nachzulaufen, welche in das Gebüsch flüchteten, und Freitag gesellte sich ihm zu. Da dies nur wenige und noch dazu größtentheils Verwundete waren, so hielt Robinson es für besser, auf dem Schlachtfelde zurückzubleiben, als gleichfalls nachzulaufen, um die Bewegungen der noch übrigen Feinde, die nunmehr in ihren Kähnen waren, zu beobachten. Es währte nicht lange, so kehrten seine beiden Mitstreiter mit der Nachricht zurück, daß im Gebüsche keiner mehr übrig sei.

Beide wollten unverzüglich in einen der zurückgelassenen Kähne springen, um den wenigen nachzueilen, die mit vollen Segeln zu entfliehen suchten; aber Robinson hielt sie zurück; er sagte: „Genug, meine Freunde! Wir haben des Menschenblutes schon mehr vergossen, als wir vielleicht gesollt hätten. Mögen die übrigen leben, da sie uns zu schaden weder den Vorsatz noch das Vermögen mehr haben."

„Aber," sagte Freitag, „sie werden vielleicht mit größerer Mannschaft zurückkommen, wenn wir sie entfliehen lassen."

„Nun," antwortete Robinson, indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte, „so ist unser Heer ja auch um die Hälfte größer, als es diesen Morgen war," und zeigte dabei auf den Spanier. „Jetzt können wir es mit einer ganzen Schar dieser Armseligen aufnehmen, besonders wenn wir ihren Anfall hinter Wall und Mauer erwarten wollen."

Unser menschenfreundlicher Held ging jetzt mit Thränen des Mitleids im Auge auf dem Schlachtfelde umher, um zu sehen, ob

nicht einem oder dem andern von denen, die noch lebten, geholfen werden könne. Aber die meisten waren schon verschieden, und die übrigen starben bald unter seinen Händen, trotzdem er ihnen Wein in die Wunden goß und sie auf alle Weise zu ermuntern suchte. Von der siegenden Partei war kein Mann gefallen, nicht einmal einer verwundet worden, nur der Spanier hatte, als er zu Boden geworfen wurde, eine Beule davongetragen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

1. Freitag findet seinen Vater; kindliche Liebe. 2. In der Burg. 3. Erzählung des Spaniers. 4. Derselbe erteilt weitere Auskunft über die Schiffspapiere und Schätze.

1. Robinson war neugierig, einen der beiden zurückgelassenen Kähne zu besichtigen; er trat also hinzu und fand in einem derselben zu seiner großen Verwunderung noch einen unglücklichen Menschen liegen, der ebenso wie der Spanier an Händen und Füßen geknebelt war und mehr tot als lebendig zu sein schien.

Robinson eilte, seine Bande zu lösen, und wollte ihm aufhelfen. Allein er war weder im stande zu stehen, noch zu reden, sondern winselte nur erbärmlich, weil er vermutlich in der Meinung stand, daß man ihn jetzt zur Schlachtbank führen wolle.

Da dieser kein Europäer, sondern ein Wilder war, so rief Robinson seinen Freitag herbei, damit derselbe in seiner Landessprache mit ihm reden möchte. Aber kaum hatte dieser ihn recht ins Auge gefaßt, so erfolgte ein Auftritt, den Robinson und der Spanier nicht ohne Thränen ansehen konnten. Freitag war nämlich auf einmal wie außer sich, er flog dem Gefangenen in die Arme, küßte, drückte ihn, schrie, lachte, hüpfte, tanzte, weinte, rang die Hände, zerschlug sich Gesicht und Brust, schrie wiederum, und bezeigte sich durchaus als ein Wahnwitziger. Es dauerte eine gute Weile, ehe Robinson auf sein wiederholtes Fragen die Antwort von ihm herausbrachte: „Mein Vater!"

Es ist unmöglich, alle Äußerungen des Entzückens und der kindlichen Liebe dieses guten Burschen zu beschreiben. Zwanzig-

mal sprang er aus dem Kahne und wieder in den Kahn. Bald setzte er sich nieder, machte seine Jacke auf und legte seines Vaters Kopf an seine Brust, um ihn zu erwärmen; bald rieb er ihm die Arme und Knöchel, welche von dem festen Binden steif geworden waren; bald fiel er ihm wieder um den Hals oder um den Leib und bedeckte ihn mit liebevollen Küssen. Robinson hatte noch etwas Wein in der Flasche, womit er ihm die angelaufenen Gliedmaßen seines Vaters zu waschen befahl, und ging, um ihn seiner Freude ganz zu überlassen, ein wenig auf die Seite.

Als er nach einer Weile zurückkam, fragte er ihn, ob er seinem Vater nicht einen Bissen Brot gegeben? — „Der Schlingel hat alles selber aufgegessen!“ antwortete Freitag, indem er auf sich selbst wies. Robinson reichte ihm darauf sein eigenes Frühstück, welches er noch in der Tasche hatte, und Freitag gab es seinem Vater. Kaum hatte er dies gethan, so sah man ihn eiligst aus dem Kahne springen und mit der Geschwindigkeit des Sturmwindes davonlaufen. Ehe Robinson „Wohin“ aussprechen konnte, war er ihm schon aus dem Gesicht.

In kurzer Zeit sah man ihn zurückkommen, jedoch viel langsamer, als er hingelaufen war. Als er näher kam, zeigte es sich, daß er in der einen Hand einen irdenen Krug mit Wasser, in der andern etwas Brot und Käse trug. Jenes reichte er seinem Vater, dieses seinem Herrn, um ihn für das abgetretene Frühstück schadlos zu halten. Das frische Wasser erquickte den Alten zusehends, weil er vor Durst beinahe ohnmächtig geworden war.

Jetzt wandte sich Robinson zu dem Spanier, der sich ganz kraftlos ins Gras gestreckt hatte. Er ließ ihm gleichfalls durch Freitag einen Trunk reichen und bot ihm etwas Brot und Käse zur Erquickung an. Der Spanier blickte mit freundlicher Dankbarkeit zu ihm auf und versuchte aufzustehen; aber es war ihm unmöglich, so viele Schmerzen empfand er in den Knöcheln der Hände und Füße, die von dem starken Binden sehr angeschwollen waren. Freitag mußte sich neben ihn setzen und sie ihm gleichfalls sanft reiben, wie er vorher seinem Vater gethan hatte.

Da war es nun sehr rührend anzusehen, wie dieser gute Sohn während des ihm aufgetragenen Geschäfts alle Augenblicke den Kopf nach seinem Vater drehte, um zu sehen, was er mache. Einmal, als der Alte, um besser auszuruhen, sich ganz nieder=

gelegt hatte, flog Freitag, ohne ein Wort zu sagen, so geschwind zu ihm hin, daß er kaum den Boden zu berühren schien, kehrte aber augenblicklich zurück, sobald er gesehen hatte, daß sein Vater sich nur aus Müdigkeit ein wenig niedergelegt habe. Dann wollte Robinson versuchen, ob er mit Freitags Hilfe den Spanier nach dem Kahne führen könne; aber Freitag, ein junger, starker Kerl, nahm den ganzen Spanier als ein Kleinigkeit auf den Rücken und trug ihn allein dahin. Nachdem sie darauf die Kanone und die Flinten nebst den erbeuteten Waffen der Erschlagenen in den anderen Kahn gebracht hatten, sprang Freitag wieder in den ersten und ruderte, ungeachtet ein starker Wind zu wehen angefangen hatte, so schnell damit fort, daß Robinson nicht so geschwind am Strande laufen konnte, als jener schiffte. Er war daher noch nicht bis zur Hälfte des Weges gekommen, als er Freitag schon wieder an sich vorüber zurückrennen sah, um auch den anderen Kahn herbeizuholen, und ehe noch Robinson an dem Orte anlangen konnte, wo der erste Kahn mit den beiden Kranken lag, war Freitag mit dem anderen auch schon da.

2. Jetzt waren sie der Burg gegenüber. Um das Fortbringen der beiden Kranken zu erleichtern, lief Robinson hin, eine Tragbahre zu holen. Auf diese wurde einer nach dem anderen gelegt und zur Burg getragen. O, was das für eine herrliche Beute für Robinson war, der sich ja so sehr nach Menschen sehnte! Wie ihm das Herz vor Freuden im Leibe hüpfte bei dem Gedanken, daß er doch nun nicht mehr so leicht zu besorgen habe, einmal wieder ein einsames Leben führen zu müssen! Seine Freude darüber läßt sich mit Worten nicht beschreiben. — Den beiden Geretteten schien der Schlaf nötiger zu sein als alles andere. Während nun Freitag für jeden ein Lager bereitete, wärmte Robinson etwas Wein, um ihre angeschwollenen Knöchel damit zu waschen. Dann mußten sie sich zur Ruhe begeben.

Und nun machten die beiden Wirte Anstalt zu einer erquickenden Abendmahlzeit. Freitag wurde abgeschickt, ein junges Lama zu holen, und Robinson besorgte das übrige.

Ersterer kam bald zurück, und nun ging's ans Kochen und Braten. „Dieser Tag," sagte Robinson, „muß uns ein doppelter Festtag sein, weil wir zwei unserer Brüder aus den Klauen menschlicher Tiger gerissen haben, und weil du, Freitag,

deinen Vater wieder erhalten hast. Das beste also, was wir haben, soll heute auf unserem Tische sein."

Freitag brauchte nicht erst zur Freude ermuntert zu werden. Noch nie war er so lustig gewesen als heute. Er hörte gar nicht auf zu singen, zu springen und zu lachen; doch verrichtete er dabei alles, was er zu thun hatte, auf das schnellste und beste, und wenn man das thut, so ist ja die Lustigkeit an ihrem rechten Orte.

Jetzt waren die beiden Gäste erwacht. Ungeachtet sie noch einige Schmerzen empfanden, fühlten sie sich doch so erquickt und gestärkt, daß sie mit Freitags und Robinsons Hilfe aufstehen und sich zu Tische setzen konnten. Und nun bezeigte sich der alte Wilde bei allem, was er hier sah, ebenso verwundert und erstaunt, wie sein Sohn gewesen war, als er die europäischen Sachen zum ersten Mal erblickt hatte.

Freitag mußte seinem Herrn zum Dolmetscher dienen, während dieser sich mit seinem Vater und dem Spanier unterredete; denn der Spanier, der schon ein halbes Jahr unter den Wilden gelebt hatte, verstand etwas von Freitags Landessprache und konnte sich also gegen ihn einigermaßen verständlich machen. Der Hauptinhalt seiner Erzählung war folgender:

3. „Unser Schiff war zum Sklavenhandel bestimmt. Wir kamen von der afrikanischen Küste wo wir gegen allerlei europäische Sachen Goldkörner, Elfenbein und *schwarze Menschen* eingetauscht hatten. Von letzteren hatten wir hundert geladen, die nach Barbados geführt und dort verkauft werden sollten. Zwanzig davon waren aber schon gestorben, weil man sie wie Heringe eingepackt hatte. Ein anhaltender gewaltiger Sturm verschlug uns von unserem Laufe bis an die Küste von Brasilien, und weil unser Schiff dabei leck geworden war, so getrauten wir uns nicht wieder auf die hohe See zu fahren, sondern steuerten vielmehr längs der Küste des festen Landes hin. Plötzlich überfiel uns ein neuer Sturm, der aus Westen blies. Dieser trieb uns von dem festen Lande weg und warf uns zur Nachtzeit unweit einer Insel auf Felsen. Wir thaten einige Notschüsse und waren entschlossen, auf dem Schiffe auszuhalten, so lange es möglich sein werde. In dieser Absicht lösten wir die Fesseln der gefangenen Schwarzen, damit sie helfen sollten, das eindringende Wasser auszupumpen. Aber diese fühlten sich kaum auf freien Füßen, als sie sich plötzlich

der Boote bemächtigten, um damit ihre Freiheit und ihr Leben zu retten.

Was wollten wir nun thun? Sie zwingen konnten wir nicht; denn unser waren nur fünfzehn, ihrer hingegen achtzig, und viele unter ihnen hatten sich unterdes unserer Waffen bemächtigt. Ohne Boot aber auf einem gestrandeten Schiffe zurückzubleiben, war sichtbare Todesgefahr. Wir legten uns also aufs Bitten und suchten diejenigen, welche kurz vorher unsere Sklaven gewesen waren, durch unser Flehen zu bewegen, entweder zu bleiben oder uns wenigstens mitzunehmen. Und hier kann ich nicht umhin, die Großmut und Menschlichkeit dieser armen Sklaven zu rühmen. Ungeachtet unser Verfahren gegen sie so hart gewesen war, ließen sie sich doch von Mitleid rühren und erlaubten uns, zu ihnen hinabzusteigen, unter der Bedingung, daß wir keine Waffen mitnehmen sollten. Wir gingen diese Bedingung ein und sprangen in die Boote, die nun so sehr belastet waren, daß wir in jedem Augenblicke unsern Untergang erwarteten.

Wir bemühten uns indes, die nahegelegene Insel zu erreichen; aber plötzlich drehte sich der Wind und trieb uns, alles Ruderns ungeachtet, wieder der offenen See zu. Unser Tod schien nun nicht mehr zweifelhaft zu sein. Allein zu unserem eigenen Erstaunen hielten sich die schwerbeladenen Boote, von hoch aufschwellenden Wogen geschaukelt, noch immer glücklich über dem Wasser, bis wir endlich ganz unerwartet und ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, an eine uns völlig unbekannte Insel geworfen wurden, deren armselige Bewohner uns ungemein liebreich aufnahmen.

Bei diesen haben wir nun bis jetzt gelebt, jeder so gut er konnte, aber freilich dürftig genug, weil die armen Wilden selbst nichts hatten als die Fische, die sie fingen, und einige wenige Früchte, welche die Insel trägt. Dennoch teilten sie mit uns, was sie hatten, und gaben uns Anweisung, wie wir selbst fischen könnten. Am besten befanden sich unsere Schwarzen dabei, weil sie keine andere Lebensart gewohnt und nun noch dazu in Freiheit waren.

Vor einigen Tagen wurde die Insel von einem benachbarten Volke kriegerisch angefallen. Alles griff zu den Waffen, und da hielten wir es für Pflicht, unseren guten Gastfreunden beizustehen. Ich focht an der Seite des ehrlichen Alten, der wie ein Löwe, dem man seine Jungen geraubt hat, in den Feind eindrang, wo er

am dichtesten stand. Ich sah ihn umringt, wollte ihm beispringen und hatte das Unglück, mit ihm zugleich ergriffen zu werden.

Zwei Tage und zwei Nächte haben wir in dieser traurigen Gefangenschaft, an Händen und Füßen geknebelt, zugebracht und weder gegessen, noch getrunken. Denn alles, was man uns vorwarf, waren faule Fische, welche die See ausgeworfen hatte.

Diesen Morgen mit Anbruch des Tages wurden wir in die Kähne geschleppt, um den Unmenschen, ihrer Gewohnheit nach, an einem anderen Orte zur Speise zu dienen. Und da führte die göttliche Vorsehung euch, ihr edlen Männer, zu unserer Rettung herbei, um uns eine Wohlthat zu erweisen, die wir euch nie werden vergelten können."

Hier schwieg der Spanier, und Thränen der Dankbarkeit rollten ihm die Wangen hinab. Robinson war entzückt, seine neuliche Vermutung so ganz bestätigt zu sehen, und Freitag bewunderte mit ihm die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung.

Auf die Frage, wem das Schiff eigentlich gehört habe? antwortete der Spanier, daß es von zwei Kaufleuten in Cadix befrachtet worden sei, von denen aber nur der eine den Auftrag gegeben, an der afrikanischen Küste Schwarze einzuhandeln, der andere hingegen, dem dieser Handel ein Greuel gewesen sei, für seine Waren nichts als Goldkörner verlangt habe.

Hierauf nahm Robinson den Spanier bei der Hand, führte ihn in sein Vorratshaus und in seine Höhle und zeigte ihm zu seinem Erstaunen, daß das wichtigste von dem gestrandeten Schiffe hier beisammen war. Freitag mußte ihm die Geschichte davon erzählen, und der Spanier konnte vor lauter Verwunderung kaum ein Wort sprechen.

Robinson erkundigte sich hierauf noch, für wessen Rechnung denn die Edelsteine gewesen wären, und wem die Offizierskleider gehört hätten, die er auf dem Schiffe vorgefunden habe, und erhielt zur Antwort, beides sei der Nachlaß eines englischen Offiziers gewesen, der sich lange in Ostindien aufgehalten gehabt habe und auf seiner Rückreise nach England so krank geworden sei, daß man ihn auf sein Verlangen an der afrikanischen Küste habe ans Land setzen müssen. Daselbst sei er gestorben. Das spanische Schiff habe seinen Nachlaß nach Barbados mitnehmen sollen, damit er von da nach England gebracht werde.

Robinson zeigte ihm darauf alle vom Schiffe geretteten Schriften vor, worin der Spanier sowohl den Namen des Kaufmanns, dem die Goldkörner gehörten, als auch den Namen der Offizierswittwe fand, der die Edelsteine und die Kleidungsstücke ihres verstorbenen Mannes hatten geschickt werden sollen. Von diesem Augenblicke an verwahrte Robinson die Goldkörner, die Edelsteine und die Papiere als ein Heiligtum.

Unterdes war der Abend angebrochen, und die überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren des Tages hatten die Kräfte aller so sehr erschöpft, daß sie der wohlthätigen Erquickung des Schlafes früher als gewöhnlich bedurften. Sie begaben sich also unter herzlichem Danke gegen Gott, der ihnen so sichtbar beigestanden hatte, zur Ruhe.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

1. Verbrennung der Leichen. 2. Beratung: Es wird beschlossen, die Genossen des Spaniers zu holen. 3. Feststellung des Vertrags und Abreise des Spaniers und Donnerstags. 4. Entdeckung einer neuen Felsenhöhle. Freitags Schreck und Angst.

1. Am folgenden Morgen berief Robinson frühzeitig sein ganzes Reich zusammen, um mit vereinigten Kräften ein Geschäft auszuführen, das keinen Aufschub litt.

Die toten Körper der Erschlagenen lagen noch auf dem Schlachtfelde, und es war zu besorgen, daß durch die schädlichen Ausdünstungen derselben eine pestartige Luft entstehen könne. Sie versahen sich also sämtlich mit Beilen und begaben sich nach dem furchtbaren Orte hin.

Ihre Absicht war nämlich nicht, die Leichname zu begraben — dazu würden sie Schaufeln und Spaten mitgenommen haben — sondern Holz zu fällen und einen Scheiterhaufen zu errichten, um sie darauf alle auf einmal zu verbrennen.

Unterwegs nahm Freitag die Gelegenheit wahr, seinen Vater zu belehren, daß gesittete Menschen kein Menschenfleisch äßen. Dies wollte letzterem anfangs gar nicht recht einleuchten. Aber Freitag fuhr fort, ihm alles das zu wiederholen, was sein Herr ihm davon gesagt hatte, und brachte ihn dadurch in kurzer Zeit zu einem wahren Abscheu gegen diese unmenschliche Gewohnheit.

Diesem Alten gab Robinson, weil er doch eher als sein Sohn gewesen wäre, den Namen Donnerstag, und so wollen wir ihn künftig auch nennen.

2. Als sie die Verbrennung vollzogen hatten und wieder nach Hause zurückgekehrt waren, berief Robinson alle zu einer Ratsversammlung, in welcher Freitag wieder sein Dolmetscher sein mußte. Er selbst, als das Haupt der Gesellschaft, eröffnete die Sitzung mit folgender Anrede:

„Meine guten Freunde! Wir sehen uns jetzt im Besitz aller derjenigen Dinge, die zu einem ruhigen und vergnügten Leben erforderlich sind. Aber ich für meinen Teil würde dieses Segens doch nicht mit ruhigem Herzen genießen können, so lange es Menschen giebt, die ein größeres Recht als ich dazu hätten, und die gleichwohl jetzt in Mangel und Elend leben. Ich meine damit euere Landsleute, europäischer Freund, die unter den Wilden noch zurückgebliebenen Spanier. Mein Wunsch ist daher jetzt, daß mir jeder von euch seine Gedanken eröffne, wie wir es wohl am klügsten anzufangen haben, um die Notleidenden mit uns zu vereinigen."

Er schwieg, und jeder ließ nun seine Meinung hören. Der Spanier erbot sich, in einem der erbeuteten Kähne allein hinzufahren, um sie abzuholen. Ebendasselbe zu thun war auch Donnerstag bereit. Freitag hingegen riet, daß sein alter Vater zurückbleiben und ihm vielmehr vergönnt sein möchte, den Spanier zu begleiten. Da nun hierüber ein großmütiger Wortstreit entstand, indem der eine noch lieber als der andere sein Leben wagen wollte, so sah sich Robinson endlich genötigt, einen entscheidenden Ausspruch zu thun, dem sich die übrigen unterwarfen. Derselbe fiel dahin aus, daß Donnerstag und der Spanier abreisen, Freitag hingegen bei ihm zurückbleiben solle.

Daß er letzteren nicht schickte, geschah teils aus Liebe zu ihm, denn er zitterte bei dem Gedanken, ihn einer Gefahr auszusetzen, bei der er selbst nicht zugegen wäre, teils deswegen, weil der Alte noch besser als sein Sohn mit dem Meere und der Schiffahrt bekannt zu sein schien. Der Spanier hingegen mußte mit, weil seine Landsleute sich sonst wohl nicht getraut hätten, auf Robinsons Einladung zu kommen.

Es wurde also beschlossen, daß die genannten beiden ihre Reise dahin nächstens antreten sollten. Vorher aber mußte dafür

gesorgt werden, daß ein wenigstens zehnmal größerer Acker als der bereits bebaute umgearbeitet und bestellt würde, weil mit der Vergrößerung der Gesellschaft auch eine Vergrößerung des täglichen Aufwandes an Nahrungsmitteln zu erwarten war.

Alle wurden daher auf einige Wochen Ackersleute, und da jeder von ihnen es mit der Arbeit ehrlich meinte, so ging auch alles sehr gut und auch sehr geschwind von statten. Nach vierzehn Tagen war alles gethan, und man machte nun Anstalt zu der beschlossenen Reise.

3. Ehe diese aber vor sich ging, gab der Spanier einen Beweis seiner Ehrlichkeit und seiner dankbaren Liebe gegen Robinson, der zugleich von einer klugen Vorsicht zeugte. Er sagte nämlich, seine Landsleute seien nur gemeine Bootsknechte gewesen, also Leute ohne alle Erziehung. Er kenne sie nicht genau genug, um für aller gute Gemütsart Bürge sein zu können. Sein Rat sei daher, daß Robinson, als der Herr der Insel, erst gewisse Bedingungen aufsetzen möchte, unter welchen er sie aufnehmen wolle, und daß dann keiner mitgenommen würde, der sich diesen Bedingungen nicht unterwerfen wolle.

Robinson freute sich über die Treue seines neuen Freundes und that, was derselbe ihm geraten hatte. Die Bedingungen, die er aufsetzte, lauteten folgendermaßen:

Wer auf Robinsons Insel leben und an den Bequemlichkeiten, die sie darbietet, teilnehmen will, der muß sich verpflichten:

1) dem Willen des rechtmäßigen Herrn derselben in allen Stücken nachzukommen und sich alle diejenigen Gesetze und Anordnungen gefallen zu lassen, die derselbe zum Wohl der ganzen Niederlassung für nötig erachten wird;
2) ein arbeitsames, mäßiges und tugendhaftes Leben zu führen, weil kein Fauler, kein Schlemmer und überhaupt kein lasterhafter Mensch auf dieser Insel geduldet werden soll;
3) sich alles Streitens und Zankens zu enthalten und im Falle einer Beleidigung nie sein eigener Richter sein zu wollen, sondern vielmehr seine Klagen vor dem Herrn der Insel, oder vor demjenigen anzubringen, dem dieser das Richteramt übertragen wird;
4) alle diejenigen Arbeiten, die zum Wohle der ganzen Gesell-

schaft nötig sein werden, ohne Murren zu übernehmen, und im Falle der Not dem Herrn der Insel mit Leib und Leben beizustehen;

5) mit allen für einen Mann wider denjenigen zu stehen, der sich erdreisten sollte, das eine oder das andere dieser billigen Gesetze zu überschreiten, um einen solchen entweder zum Gehorsam zurückzubringen oder ihn auf immer von der Insel zu verbannen.

Jeder wird ermahnt, diese Punkte erst reiflich zu überlegen und seinen Namen, statt seiner eidlichen Versicherung, nur dann erst zu unterschreiben, wenn er völlig entschlossen ist, ihnen in allen Stücken nachzuleben. Robinson.

Der Spanier mußte diesen Aufsatz erst in seine Landessprache übersetzen, und es wurde verabredet, daß er Feder und Tinte mitnehmen solle, um ihn von seinen Landsleuten vor ihrer Abreise unterschreiben zu lassen. Und nun suchten sie sich den besten unter den beiden erbeuteten Kähnen aus und machten Anstalt zur Abreise. Zur Rückreise mit den Spaniern sollten die Boote des gestrandeten Schiffes benutzt werden, welche, wie der Spanier versicherte, noch in gutem Stande waren.

Nachdem ein hinlänglicher Vorrat von Lebensmitteln an Bord des Kahnes gebracht worden war, und sich ein günstiger Wind erhoben hatte, nahmen unsere Reisenden einen zärtlichen Abschied von Robinson und Freitag und gingen unter Segel. Freitag war ganz außer sich vor Betrübnis, als er sich von seinem lieben Vater trennen mußte. Schon am Abend vor der Abreise desselben hatte er stundenlang geweint und vor Traurigkeit gar nichts genießen können. Jetzt aber, da die Trennung vor sich ging, war er vollends untröstlich. Alle Augenblicke fiel er seinem Vater von neuem um den Hals und benetzte sein Gesicht mit Thränen. Der Alte mußte sich endlich mit Gewalt von ihm loswinden; aber als er schon im Schiffe war, und der Kahn jetzt eben vom Lande stieß, sprang Freitag ihm nach ins Meer und schwamm an die Seite des Kahnes, um ihm noch einmal ein Lebewohl zuzuschluchzen. Dann kehrte er wieder um nach dem Strande, setzte sich daselbst auf einer Anhöhe nieder und sah dem forteilenden Kahne unter vielen Seufzern und Thränen so lange nach, bis er ihn aus den Augen verlor.

4. Robinson, der ihn zu zerstreuen wünschte, wandte den größten Teil des Tages zur Jagd und zu Lustwanderungen durch die Gebirge an. Sie waren noch nicht weit gegangen, als der Pudel, der mit ihnen gelaufen war, an dem Fuße eines mit Gebüsch bewachsenen Felsens stehen blieb und unaufhörlich bellte. Man näherte sich dem Orte und fand ein Loch in dem Felsen, welches so groß war, daß man hineinkriechen, aber nicht hineingehen konnte.

Robinson, der nicht gern etwas ununtersucht ließ, was seine Aufmerksamkeit einmal erregt hatte, befahl seinem Begleiter, einen Versuch zu machen, ob er wohl hineinkriechen könne, und Freitag gehorchte. Aber kaum hatte er den Kopf hineingesteckt, als er mit einem entsetzlichen Angstschrei wieder zurücksprang und, ohne sich an Robinsons Zuruf zu kehren, wie ein Unsinniger davonlief. Endlich holte ihn Robinson wieder ein und erkundigte sich mit einigem Befremden nach der Ursache seiner Flucht. „Ach! ach!" antwortete Freitag, der kaum reden konnte, „laß uns laufen, lieber Herr, so sehr wir können! das ist ein entsetzliches Ding in dem Loche, mit großen glühenden Augen und mit einem Rachen, so groß, daß es uns beide auf einmal lebendig verschlingen könnte!"

„Nun das müßte ja ein furchtbarer Rachen sein," antwortete Robinson; „aber das Ding muß ich doch auch sehen."

„Ach! ach!" schrie Freitag und fiel vor ihm auf die Knie, „um Gotteswillen nicht! Es fräße dich gewiß auf, und dann hätte der arme Freitag keinen Herrn mehr!" Robinson fragte hierauf lächelnd, ob's ihn denn aufgefressen habe? und da er dies nun eben nicht behaupten wollte, so befahl er ihm, geschwind nach Hause zu laufen, um die Laterne zu holen. Er selbst ging wieder zurück nach dem Loche, um unterdes mit geladener Flinte Schildwache davor zu stehen.

Und was in aller Welt, dachte er, kann denn das wohl sein, wovon dein Freitag so viel Fürchterliches gesehen haben will? Ein reißendes Tier? Ein Löwe, Tiger, Panther, oder so etwas? Ja, wenn das wäre, so würde ich tollkühn handeln, wenn ich hineinkröche. Aber gäbe es dergleichen auf dieser Insel so würde ich es ja schon längst erfahren haben. Und — dann würde ja auch Freitag nicht unverletzt zurückgekehrt sein. Nein, nein, das ist es gewiß nicht; seine Furchtsamkeit hat ihm wieder einen Streich

gespielt und ihn etwas sehen lassen, was nicht da war. Ich muß es also schon untersuchen, um den guten Jungen von dieser kindischen Leidenschaft zu heilen.

Unterdes kam Freitag mit der brennenden Laterne an und versuchte noch einmal mit Thränen in den Augen seinen Herrn zu bewegen, daß er sich doch nicht in eine so schreckliche Gefahr stürzen möchte, in der er gewiß umkommen würde. Aber Robinson kannte keine Furcht, sobald er eine Sache vernünftig überlegt hatte, und ließ sich daher in seinem Vorsatze nicht wankend machen. Er bat vielmehr Freitag, guten Mutes zu sein, nahm die brennende Laterne in die linke, eine scharfgeladene Pistole in die rechte Hand und ging dem Abenteuer beherzt entgegen.

Er hatte kaum den Kopf hineingesteckt, als er bei dem schwachen Laternenscheine wirklich etwas entdeckte, das ihn selbst schaudern machte. Aber er wollte deswegen nicht gleich die Flucht ergreifen, sondern streckte vielmehr die Hand mit der Laterne aus, um das namenlose Untier deutlicher wahrzunehmen. Und da sah er denn, daß es nichts mehr und nichts weniger als ein alter Lamabock war, der vor Alter und Entkräftung sterben wollte. Nachdem er rund umhergesehen und weiter nichts als dieses gar nicht fürchterliche Tier erblickt hatte, kroch er völlig hinein und rief Freitag zu, daß er ihm folgen solle.

Freitag zitterte wie Espenlaub; gleichwohl konnte er es nicht übers Herz bringen, seinen guten Herrn im Stiche zu lassen. Er faßte also mit edler Selbstverleugnung den Mut, ihm nachzukriechen, und sah nun zu seiner Verwunderung, wie sehr er sich in der Größe der Augen und des Rachens des Tieres geirrt hatte.

„Siehst du, Freitag," rief ihm Robinson mit freundlicher Stimme entgegen, „was die Furchtsamkeit uns alles weismachen kann? Wo sind denn nun die großen glühenden Augen? Wo ist der ungeheuere Rachen, denn du vorher zu sehen glaubtest?"

Freitag. Es kam mir doch wirklich so vor, als wenn ich sie sähe! Ich hätte darauf schwören wollen.

Robinson. Daran zweifle ich nicht, daß es dir so vorkam; aber du hättest wissen sollen, daß die Furchtsamkeit eine Lügnerin ist, die uns allerlei vorgaukelt, was gar nicht da ist. — Sieh, Freitag, so sind alle die alten Weibermärchen von Gespenstern, und ich weiß nicht von was für anderen Undingen mehr, entstanden!

Die Urheber solcher abgeschmackten Histörchen waren furchtsame alte Mütterchen, oder ihnen ähnliche Hasenfüße von Männern, die ebenso wie du sich einbildeten, etwas zu sehen, was nicht da war, und die dann nachher, gerade so wie du, beteuerten, daß sie wirklich so etwas gesehen hätten. Werde ein Mann, Freitag; siehe künftig zweimal zu und verbanne aus deinem Herzen alle weibische Furchtsamkeit!

Freitag gelobte, sein Möglichstes zu thun. Der alte Lamabock war unterdes verschieden, und Robinson bemühte sich, ihn mit Hilfe Freitags aus der Höhle zu werfen und einzuscharren. Und nun besahen sie mit größerer Aufmerksamkeit den Ort, wo sie waren, und fanden, daß es eine geräumige und angenehme Höhle war, von der sie künftig einen sehr vorteilhaften Gebrauch würden machen können. Sie war wie ausgehauen, ungemein trocken und kühl, und die Wände, die von Krystall zu sein schienen, warfen das Licht der Laterne von allen Seiten so lebhaft zurück, als wenn es ein Spiegelzimmer gewesen wäre.

Robinson beschloß sogleich, die Höhle zu seinem Erquickungsorte bei schwüler Sonnenhitze und zugleich zu einem Keller für solche Sachen zu machen, welche die gar zu große Wärme nicht ertragen können. Zum Glück war sie nicht über eine Viertelstunde von der Burg entfernt. Freitag mußte also unverzüglich hinlaufen, um Werkzeuge zu holen. Mit diesen fingen sie denn sogleich an, den Eingang zu vergrößern; hierauf machten sie eine ordentliche Thür davor. Diese Arbeit gewährte ihnen während der Abwesenheit der beiden anderen eine sehr angenehme Beschäftigung.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

1. Ein Boot und ein Schiff versetzen Robinson in die größte Aufregung. 2. Befreiung der Gebundenen. 3. Die Bemannung des Bootes wird gebunden. 4. Ein zweites Boot. Gefangennehmung der Mannschaft desselben.

1. Schon acht Tage waren verstrichen, und die Abgeschickten ließen sich noch immer nicht wieder sehen. Unsere beiden Freunde fingen an, darüber bekümmert zu werden. Freitag lief des Tags wohl zwanzigmal nach dem Berge oder dem Strande und sah sich die Augen müde, ohne etwas von ihnen entdecken zu können. Eines

Morgens aber, als Robinson noch zu Hause beschäftigt war, kam er plötzlich singend und springend zurückgerannt und schrie seinem Herrn schon von weitem zu: „Sie kommen, sie kommen!“

Robinson, der über diese angenehme Botschaft nicht weniger erfreut war als jener, ergriff sein Fernglas und eilte damit den Hügel hinauf. Hier sah er wirklich in einer noch ziemlich weiten Entfernung ein ansehnliches Boot auf die Insel zusegeln; aber als er durch das Fernglas geschaut hatte, schüttelte er den Kopf und sagte: „Freitag, Freitag, ich besorge, das ist nicht richtig!“ — Freitag wurde blaß.

Robinson sah noch einmal hin und wurde immer bestürzter. Endlich konnte er an dem, was er zu sehen glaubte, gar nicht mehr zweifeln und teilte daher sein eigenes Erstaunen dem erschrockenen Freitag mit. „Freitag,“ sagte er, „das sind nicht unsere Spanier mit deinem Vater; es ist eine englische Schaluppe (ein großes Boot), und bewaffnete Engländer sind es, die ich darin wahrnehme!“ Freitag zitterte an allen Gliedern. „Komm,“ sagte Robinson und erstieg eiligst eine andere Anhöhe, von welcher die nördliche Küste besser übersehen werden konnte.

Kaum waren sie daselbst angekommen, kaum hatten sie ihre Augen nach dem Meere hin gerichtet, so blieben beide wie versteinert sprachlos stehen. Sie sahen nämlich in einer Entfernung von einer halben deutschen Meile — ein ansehnliches Schiff vor Anker liegen.

Verwunderung, Furcht und Freude hatten in Robinsons Seele wechselsweise die Oberhand: Freude über den Anblick eines Schiffes, welches vielleicht zu seiner Erlösung da war, Verwunderung und Furcht über die eigentliche Absicht der Ankunft desselben. Vom Sturme konnte es nicht hierher verschlagen sein; denn seit vielen Wochen hatte kein Sturm geweht. Der ordentliche Lauf des Schiffes konnte es auch nicht hierher geführt haben; denn was hätte einen englischen Schiffer bewegen können, nach einer Gegend hinzusegeln, in der die Engländer keine Besitzungen und also auch keinen Verkehr hatten. Er besorgte deshalb, daß es Seeräuber sein möchten, die vielleicht das englische Schiff erobert und sich darauf selbst so gekleidet hätten, als ob sie Engländer wären. — In den ersten Jahren seines einsamen Aufenthalts auf dieser Insel würde er es für ein Glück gehalten haben, von Seeräubern entdeckt und von

ihnen als ein Sklave mit fortgeschleppt zu werden, um nur wieder unter Menschen zu kommen; jetzt aber, da sein Zustand weit glücklicher war, schauderte ihn vor der Gefahr, einem solchen Gesindel in die Hände zu fallen. Er teilte also Freitag die Besorgnis mit und ging mit ihm von dem Berge herab, um von fern das Vorhaben der in dem Boote Ankommenden zu beobachten.

2. Sie stellten sich auf eine mit Bäumen und Gebüsch bewachsene Anhöhe, von der sie alles, was vorging, bemerken konnten, ohne selbst bemerkt zu werden. Hier sahen sie denn, daß die Schaluppe, in welcher sich elf Mann befanden, etwa eine halbe Viertelstunde von ihnen an einer flachen Stelle des Ufers landete. Die Mannschaft stieg aus. Acht von ihnen waren bewaffnet, drei hingegen nicht. Diesen letzteren, welche gefesselt waren, wurden die Bande abgenommen, sobald sie am Strande waren. An den kläglichen Gebärden des einen unter ihnen konnte man sehr deutlich sehen, daß er die Bewaffneten anflehte, indem er sich zu einer bittenden Stellung vor ihnen auf die Knie warf. Die beiden anderen hoben von Zeit zu Zeit die Hände empor, als ob sie den Himmel um Hilfe und Errettung anflehten.

Robinson ward bei diesem Anblicke ganz verwirrt und wußte nicht, was er davon denken sollte. Freitag hingegen näherte sich ihm mit einer triumphierenden Miene und sagte: „Siehst du, Herr, daß deine Landsleute ihre Gefangenen auch auffressen?" — „Geh," antwortete Robinson etwas unwillig, „das werden sie nicht!" und fuhr fort, durch das Fernglas zu sehen.

Mit Grausen sah er, daß einige der Bewaffneten zu verschiedenen Malen das Schwert gegen den einen Gefangenen aufhoben, der in flehender Stellung vor ihnen lag. Endlich bemerkte er, daß die drei Gefangenen zurückgelassen wurden, indes die anderen sich in den Wald zerstreuten.

Alle drei setzten sich kummervoll an derselben Stelle nieder und schienen ganz in Verzweiflung zu sein. Dies erinnerte Robinson an seinen eigenen elenden Zustand an dem Tage, da er auf das Eiland geworfen wurde, und er beschloß, sich der Unglücklichen, falls sie es verdienen sollten, anzunehmen, es koste auch, was es wolle.

Freitag wurde also beordert, so viel Flinten, Pistolen, Säbel und Schießbedarf herbeizuholen, als er nur tragen könne.

Robinson selbst fand für nötig, zurückzubleiben um zu sehen,

was sich ferner begeben werde. Nachdem das Nötigste herbeigeschafft und die Gewehre geladen waren, bemerkte man mit Vergnügen, daß die umherschweifenden Bootsleute, der eine hier, der andere dort sich in den Schatten legten, um die brennende Mittagshitze zu verschlafen. Robinson wartete noch eine gute Viertelstunde, dann ging er beherzt auf die drei Unglücklichen zu, die noch immer an eben derselben Stelle saßen. Sie hatten ihm den Rücken zugekehrt und fuhren wie vom Donner gerührt zusammen, als ihnen Robinson zurief: „Wer seid ihr?"

Sie sprangen auf, als wenn sie fliehen wollten; aber Robinson rief ihnen auf Englisch zu, sie sollten sich nicht fürchten, er sei zu ihrer Rettung da! — „Dann müßt ihr vom Himmel herabgesandt sein!" sagte der eine, indem er ehrerbietig den Hut abzog und ihn anstaunte. „Alle Hilfe kommt von Gott," sagte Robinson; „aber geschwind, ihr guten Leute, sagt mir, worin eure Not besteht, und womit ich euch helfen kann!" — „Ich bin der Kapitän des Schiffes," antwortete jener; „dieser hier war mein Steuermann, und der da ist ein Reisender. Meine Bootsleute haben sich wider mich empört, um sich meines Schiffes zu bemächtigen. Mich selbst und diese beiden ehrlichen Männer, die ihr Verfahren mißbilligten, wollten sie anfänglich ermorden, endlich aber haben sie sich bewegen lassen, uns das Leben zu schenken. Indes die Barmherzigkeit, die sie uns erzeigen, ist fast noch grausamer als der Tod; denn nun haben sie uns auf diese wüste Insel ausgesetzt, daß wir hier in Mangel und Elend umkommen."

„Zwei Bedingungen," erwiderte Robinson, „und ich will zu eurer Rettung Blut und Leben wagen!"

„Welches sind sie, edler Mann?" fragte der Kapitän.

„Diese," antwortete Robinson, „daß ihr, so lange ihr auf dieser Insel seid, meinem Willen in allen Stücken nachleben wollt, und dann, daß ihr mich und meinen Gefährten nach England zu bringen versprecht, wenn es mir gelingt, euch wieder zu eurem Schiffe zu verhelfen."

„Wir, und das Schiff und alles, was darauf ist," versetzte der Kapitän, „stehen Ihnen zu Gebote."

3. „Wohl denn," sagte Robinson, „hier ist für jeden eine Flinte und ein Schwert, die ich euch unter der Bedingung überreiche, daß ihr nicht eher Gebrauch davon macht, als bis ich es

für nötig halten werde. Eure Mörder liegen jetzt und schlafen, und zwar zerstreut; auf! lasset uns versuchen, ob wir sie ohne Blutvergießen in unsere Gewalt bekommen können."

Sie gingen, und Freitag mußte die Stricke mitnehmen, mit welchen die drei Männer an Händen und Füßen gebunden gewesen waren. Jetzt naheten sie sich dem ersten, der auf dem Gesicht lag und so fest schlief, das sie ihn an Händen und Füßen schon gepackt und ihm ein Schnupftuch in den Mund gesteckt hatten, bevor er recht erwacht war. Man band ihm die Hände auf den Rücken und befahl ihm, auf der Stelle, ohne sich zu regen und ohne den mindesten Laut von sich zu geben, liegen zu bleiben, widrigenfalls man ihm eine Kugel durch den Kopf schießen würde. Man hatte ihn aber so gelegt, daß er das Gesicht nach der See hin gerichtet hatte und also nicht erfahren konnte, wie es um seine Gefährten stünde.

Nun wandten sie sich zu dem zweiten, dem es nicht besser ging. Er wurde ebenso gebunden, ebenso gelegt und ebenso bedroht wie sein Vorgänger. Das Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, zeigte sich auch hier als eine Beschützerin der Unschuld und als eine Rächerin des Unrechts. Schon waren sechs dieser Elenden auf die nämliche Art gebunden, als die beiden letzten plötzlich erwachten, aufsprangen und zu den Waffen griffen. „Nichtswürdige!" schrie ihnen Robinson zu, „blickt auf eure Gefährten, seht unsere Überlegenheit und streckt augenblicklich das Gewehr! Eine Minute Verzug kostet euch den Kopf."

„Ach! Gnade! Gnade! Herr Kapitän!" riefen jene zurück, indem sie ihre Gewehre von sich warfen und auf die Knie fielen. Man band ihnen darauf wie den übrigen die Hände und führte alle nach der neuentdeckten Höhle ins Gefängnis, mit dem Bedeuten, daß der erste, der einen Versuch machen würde, die hölzerne Thür zu erbrechen, von der Schildwache, die man zurücklasse, erschossen werden solle. Vorher hatte man allen die Messer abgenommen.

Nun gingen Robinson und Freitag nebst ihren neuen Bundesgenossen nach der Schaluppe, zogen sie mit Hilfe einiger Hebebäume völlig auf den Strand und hieben in den Boden ein Loch, damit sie vor der Hand völlig unbrauchbar sei.

Sie sahen nämlich voraus, daß man von dem große Schiffe ein zweites Boot abschicken werde, wenn das erste ausbleibe.

Sie wollten also verhindern, daß von diesem das erste Boot mitgenommen werden könne.

4. Wie gedacht, so geschehen. Gegen drei Uhr nachmittags wurde auf dem Schiffe eine Kanone gelöst, um die am Lande befindlichen Bootsleute zurückzurufen, und da dieses Zeichen nach einer dreimaligen Wiederholung nicht beachtet wurde, so sah man wirklich ein zweites Boot abstoßen und auf die Insel zusegeln. Robinson zog sich hierauf mit seinen Gefährten nach der Anhöhe zurück, um von da aus zu sehen und zu überlegen, was nun weiter zu thun wäre.

Das Boot landete. Seine Bemannung bestand aus zehn Mann, die alle bewaffnet waren. Man lief nach dem ersten und war nicht wenig erstaunt, es auf dem Strande und noch dazu durchlöchert zu finden. Man sah umher und rief die unsichtbaren Gefährten bei Namen, aber da war keiner, welcher Antwort gab.

Robinson, welcher von dem Kapitän gehört hatte, daß unter den Gefangenen drei ehrliche Burschen wären, die bloß aus Furcht vor den übrigen in die Empörung gewilligt hätten, schickte Freitag mit dem Steuermanne ab, um diese so geschwind als möglich herbeizuführen. Sie erschienen, und der Kapitän, dem Robinson unterdes seine Meinung eröffnet hatte, legte ihnen nach einigen Vorwürfen die Frage vor, ob sie ihm treu sein wollten, wenn er ihnen Verzeihung widerfahren ließe? — „Bis in den Tod!" antworteten sie zitternd, indem sie sich vor ihm auf die Knie warfen. Der Kapitän fuhr fort: „Ich habe euch sonst immer als gute Burschen gekannt; ich will daher glauben, daß ihr keinen Teil an der Empörung gehabt habt, und daß ihr das, was vorgegangen ist, durch desto größere Treue wieder gut machen werdet." Die drei Bootsleute weinten laut vor Freude und Dankbarkeit und küßten mit den lebhaftesten Zeichen der Reue dem Kapitän die Hand. Dann überreichte dieser ihnen Waffen und gebot ihnen, die Befehle ihres gemeinschaftlichen Anführers genau zu befolgen.

Die Mannschaft des zweiten Bootes hatte unterdes nicht aufgehört, zu rufen und zu schießen, in der Hoffnung, daß ihre zerstreuten Gefährten sich einfinden würden. Endlich, da sie sahen, daß alles vergeblich war, schienen sie bei anbrechender Abenddämmerung für sich selbst besorgt zu werden und stießen auf hundert Schritte vom Lande, um sich allda vor Anker zu legen.

Nun war zu besorgen, daß sie in kurzer Zeit nach dem Schiffe zurückrudern würden, und daß dieses alsdann die verlorenen Gefährten im Stiche lassen und davonsegeln möchte, eine Besorgnis, welche den Kapitän und Robinson zugleich zittern machte.

Glücklicherweise hatte letzterer einen Einfall, von dem alle sich viel Gutes versprachen. Er befahl Freitag nebst einem der Bootsleute, in ein Gebüsch zu laufen, welches von dem Boote ein paar tausend Schritte entfernt war, und von da aus auf das Schreien der Rufenden zu antworten. Sobald sie merken würden, daß man auf ihre Stimme horche und aussteige, um sie aufzusuchen, sollten sie sich allmählich tiefer ins Gebüsch begeben, um die Leute aus dem Boote hinter sich her zu locken und so weit als möglich zu entfernen. Dann sollten sie selbst auf einem anderen Wege eiligst zurückkehren.

Diese Kriegslist hatte den erwünschtesten Erfolg. Die Leute im Boote hatten kaum eine antwortende Stimme vernommen, als sie eiligst wieder ans Land ruderten und mit den Flinten in der Hand nach der Gegend hinliefen, von wannen ihnen geantwortet wurde. Zwei ließen sie zur Bewachung des Bootes zurück.

Freitag und sein Begleiter machten ihre Sache trefflich, sie lockten diejenigen, die ihnen nachgingen, fast eine halbe Meile weit ins Gebüsch hinein. Dann kehrten sie mit größter Geschwindigkeit zu ihren Anführern zurück. Robinson hatte unterdes dem Kapitän seinen ganzen Plan mitgeteilt, der abermals darauf hinauslief, daß sie suchen wollten, sich der ganzen Gesellschaft zu bemächtigen, ohne daß ein Tropfen Bluts dabei vergossen würde.

Es war unterdes ganz finster geworden. Still wie ein Mäuschen rückte Robinson mit seinen Gefährten gegen das Boot an, und sie hatten sich schon bis auf zwanzig Schritte demselben genähert, ohne daß die darin wachenden Bootsleute das geringste bemerkten. Plötzlich sprangen sie alle mit einem entsetzlichen Geschrei und mit einem lauten Geklirr ihrer Waffen hervor und droheten Tod und Verderben, wenn sich ein einziger zu rühren wagen würde. Die beiden Bootsleute riefen: „Gnade!“ und man sprang hinzu, ihnen die Hände zu binden.

Kaum war dies geschehen, so eilte man, auch dieses Boot auf den Strand zu ziehen. Dann ging man mit den beiden Gefangenen in das nahe dabei liegende Gebüsch zurück, um die Ankunft der

übrigen zu erwarten. Diese kamen jedoch nicht alle auf einmal, und waren äußerst ermüdet von dem langen vergeblichen Umherirren. Ihr Erstaunen und ihr Wehklagen über die Abwesenheit des Bootes war unbeschreiblich. Da ihrer fünf zusammen waren, wurde einer der begnadigten Bootsleute mit der Anfrage an sie abgeschickt, ob sie sogleich gutwillig das Gewehr strecken und sich ergeben wollten? Wo nicht, so hätte der Statthalter der Insel in einer Entfernung von ungefähr dreißig Schritten fünfzig Mann aufgestellt, um sie alle niederzuschießen. Ihr Boot sei schon genommen, alle ihre Gefährten seien gefangen, und sie hätten also bloß zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen.

Robinson ließ hierauf alle seine Gefährten ein Geklirr mit den Waffen machen, um der Aussage des Bootsmanns noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben. „Haben wir Verzeihung zu hoffen?“ fragte endlich einer, dem der Kapitän ungesehen folgendermaßen zurief: „Thomas Smith, du kennst meine Stimme; legt ihr unverzüglich das Gewehr nieder, so soll euch das Leben geschenkt sein, bis auf Atkins.“ Dieser war nämlich einer der Urheber der Meuterei gewesen.

Alle warfen daher augenblicklich ihre Flinten nieder, und Atkins schrie: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Kapitän, Gnade! Gnade! Sie sind ja alle eben so schlimm gewesen als ich. O Gnade, Gnade!“ Der Kapitän antwortete, alles, was er thun könne, wäre, daß er ein Fürwort beim Statthalter für ihn einlege. Was darauf erfolgen werde, müsse er abwarten. Hierauf wurde Freitag abgeschickt, der nebst den Bootsleuten ihnen allen die Hände binden mußte. Unterdes kamen die drei letzten herbei, und da sie sahen und hörten, was geschehen war, wagten sie es ebenso wenig, sich zu wiedersetzen, und ließen sich geduldig binden.

Jetzt traten auch der Kapitän und Robinson, der für einen Offizier des Statthalters angesehen wurde, hinzu, und der erste suchte diejenigen von den Gefangenen aus, die er einer aufrichtigen Reue über ihren Fehltritt für fähig hielt. Diese wurden bis vor die Burg geführt, die übrigen nach der Höhle. Von denen, die schon in der Höhle waren, ließ er auch noch zwei abholen, welchen er gleichfalls zutraute, daß sie ihr Vergehen aufrichtig bereueten.

Dreißigstes Kapitel.

1. Eroberung des Schiffes. 2. Freude und Bestürzung Robinsons. 3. Der Kapitän erweist sich als treu und dankbar. 4. Die Spanier kommen an. Robinson übergiebt die Insel. 5. Abschied von der Insel. 6. Rückkehr nach Europa. Robinson übergiebt in Cadix die Goldkörner und in Portsmouth die Edelsteine an die rechtmäßigen Eigentümer. 7. Fahrt von England nach Hamburg und Schiffbruch. 8. Robinson begrüßt seinen Vater. 9. Ferneres Leben Robinsons und Freitags.

1. Das Schicksal Robinsons ist jetzt seiner Entscheidung nahe. In einigen Stunden wird sich's zeigen, ob er abermals ohne Hoffnung einer Erlösung auf seiner Insel bleiben muß, oder ob ihm endlich sein langer, heißer Wunsch, einmal wieder zu seinen Eltern zu kommen, gewährt werden soll.

Es kommt nämlich nur darauf an, ob der Kapitän durch Hilfe derjenigen Bootsleute, die er begnadigt hat, das Schiff wieder erobern kann oder nicht. Geschieht jenes, so haben die Mühseligkeiten unseres Freundes ein Ende; tritt aber dieses ein, so bleibt alles, wie es war, und es ist an keine Erlösung für ihn zu denken.

Der Begnadigten, welche sich jetzt vor der Burg versammelt hatten, waren zehn. Robinson deutete ihnen im Namen des Statthalters an, daß ihr Verbrechen ihnen unter der Bedingung verziehen werden solle, daß sie ihrem rechtmäßigen Vorgesetzten behilflich wären, wieder Besitz von seinem Schiffe zu nehmen. Da nun alle die heiligste Versicherung gaben, daß sie diese Bedingung gern und treulich erfüllen wollten, so fügte Robinson hinzu, daß sie hierdurch nicht nur ihr eigenes Leben, sondern auch zugleich das Leben ihrer noch gefangenen Gefährten retten könnten, die, im Falle das Schiff nicht erobert würde, morgen mit Anbruch des Tages samt und sonders gehenkt werden sollten.

Eben dieses Urteil wurde auch den Gefangenen kund gethan. Dann führte man beide Parteien, die Gefangenen und die Freigelassenen, zusammen, damit diese durch jene in ihrer Treue gestärkt werden möchten. Unterdes mußte der Schiffszimmermann in aller Eile den durchlöcherten Boden des einen Bootes ausbessern; und als dies geschehen war, wurden beide Böte wieder aufs Wasser gebracht. Darauf wurde beschlossen, daß der Kapitän das eine, der Steuermann hingegen das andere Boot anführen,

und daß die Mannschaft unter sie verteilt werden solle. Alle wurden mit Gewehr und Schießbedarf versehen, und nachdem darauf Robinson dem Kapitän Glück zu seinem Unternehmen gewünscht hatte, ging dieser unter Segel.

Daß Robinson nicht mit ging, geschah nicht aus Furchtsamkeit, sondern es war vernünftige Überlegung, die ihn zurückhielt. Die Gefangenen hätten losbrechen, hätten in seiner Abwesenheit sich der Burg bemächtigen können, und dieser einzige sichere Aufenthalt, der zugleich alle Hilfsmittel zu seinem Wohlbefinden enthielt, war ihm viel zu wichtig, als daß er ihn so leichtsinnig hätte aufs Spiel setzen können. Der Kapitän hatte ihm daher selbst geraten, daß er mit seinem Freitag zur Beschützung dieses Ortes zurückbleiben möchte.

Robinson, dessen ganzes Schicksal jetzt entschieden werden sollte, konnte vor Unruhe und Beängstigung keine bleibende Stätte finden. Bald setzte er sich in seiner Höhle nieder, bald stieg er wieder auf den Wall, bald kletterte er die Strickleiter hinan, um von dem Gipfel des Hügels hinab durch die stille Nacht hinzuhorchen, ob er nicht von dem Schiffe her irgend etwas hören könne. Ungeachtet er den ganzen Tag über fast nichts gegessen hatte, war's ihm doch unmöglich, etwas zu genießen. Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, weil das verabredete Zeichen, — drei Kanonenschüsse — welches ihn von dem glücklichen Ausgange des Unternehmens benachrichtigten sollte, noch immer nicht gegeben wurde, ungeachtet es schon Mitternacht war. Er besann sich indes, daß er unrecht habe, sich den Leidenschaften der Furcht und Hoffnung so sehr zu überlassen, und erinnerte sich noch zur rechten Zeit einer Lehre, die er erst vor kurzem seinem Freitag gegeben hatte. „In zweifelhaften Fällen“, hatte er zu diesem gesagt, „mache dich immer auf den schlimmsten gefaßt, aber hoffe den besten. Kommt jener nicht, desto besser für dich! Kommt er aber wirklich, nun, so bist du darauf vorbereitet, und er wird dich nicht durch Überraschung betäuben.“

Diesem Grundsatze zufolge stellte sich Robinson den unglücklichen Ausgang des Unternehmens sogar als wahrscheinlich vor und bot seine ganze Standhaftigkeit, sein ganzes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung auf, um auch diesen Schlag des Schicksals zu ertragen. Schon fing er an, die Hoffnung des Gegenteils aufzugeben, als auf einmal der ferne Knall einer Kanone gehört wurde.

Robinson fuhr auf wie einer, der durch einen plötzlichen Schall aus dem Schlummer aufgeschreckt wird. Puff! hörte er den zweiten, und abermals puff! den dritten Kanonenschuß. Und nun war an der glücklichen Eroberung des Schiffes nicht mehr zu zweifeln.

2. Im höchsten Taumel der Freude, mehr fliegend als schreitend, huschte er die Strickleiter hinab, fiel seinem Freitag, welcher schlummernd auf der Grasbank saß, um den Hals, drückte ihn an seine Brust und benetzte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, sein Gesicht mit vielen Thränen. Was ist dir, lieber Herr? fragte Freitag, indem er sich ermunterte und über die ungestümen Liebkosungen, die ihm widerfuhren, ganz erschrocken war. Aber Robinson konnte im Übermaße seiner Freude weiter nichts hervorbringen als: „Ach, Freitag!"

„Gott sei dem Kopfe meines armen Herrn gnädig!" dachte Freitag, weil er auf die Vermutung geriet, daß derselbe irrsinnig geworden sei. „Lege dich schlafen, lieber Herr!" sagte er zu ihm und wollte ihn unter die Arme fassen, um ihn in die Höhle zu führen. Aber Robinson sah ihm mit unbeschreiblicher Freundlichkeit ins Gesicht und antwortete: „Schlafen, lieber Freitag? Ich jetzt schlafen, in dem Augenblicke, da der Himmel meinen einzigen, langen Herzenswunsch erfüllt hat? Hast du die drei Kanonenschüsse nicht gehört? Weißt du noch nicht, daß das Schiff erobert ist?"

Nun gingen auch diesem die Augen auf. Auch er fing an, sich zu freuen, aber nicht so stark, und nicht um seinetwillen, sondern seines guten Herrn wegen. Denn der Gedanke, seinen vaterländischen Himmel auf immer verlassen zu müssen, verbitterte ihm das Vergnügen, in Robinsons und seines Vaters Gesellschaft nach einem Lande zu reisen, aus dem er schon so viel Wunderdinge gesehen hatte, und in dem er noch größere zu sehen erwarten konnte.

Robinson war vor lauter Entzücken jetzt unruhiger als jemals. Bald kletterte er den Hügel hinauf und warf sich oben im Angesichte des sternbesäeten Himmels auf die Knie, um Gott für seine Erlösung zu danken; bald stieg er wieder hinab, umarmte seinen Freitag, sprach von nichts als von Hamburg, und fing schon an, seine Sachen einzupacken. So verstrich ihm die ganze Nacht, ohne daß es ihm ein einziges Mal eingefallen wäre, sich zur Ruhe begeben zu wollen.

Mit Anbruch des Tages waren seine Augen unverwandt nach

der Gegend hin gerichtet, wo das Schiff vor Anker lag, und er erwartete mit Schmerzen den Augenblick der vollkommenen Helle, um das Werkzeug seiner Befreiung, das Schiff, mit seinen Augen zu sehen. Dieser Augenblick kam; aber — o Himmel! wie groß war sein Entsetzen, da er mit völliger Gewißheit sehen mußte, — daß das Schiff verschwunden war! Er that einen Schrei und lehnte sich starr und wie leblos mit der Stirn an einen Baumstamm.

Freitag lief herbei; aber er konnte lange nicht erfahren, was seinem Herrn eigentlich widerfahren war. Endlich streckte dieser seine zitternde Hand nach dem Meere hin und sprach mit schwacher, sterbender Stimme: „Sieh hin!" — Freitag sah hin, und nun wußte er, was seinem Herrn fehlte.

Unser Robinson giebt uns hier ein Beispiel, welches uns lehren kann, wie sehr auch gute, gebesserte Menschen auf ihrer Hut sein müssen, daß sie sich nicht von gar zu starken Leidenschaften hinreißen lassen. Hätte Robinson sich vorher nicht so übermäßig gefreut gehabt, so würde er sich nun auch nicht so gar sehr betrübt haben, und hätte die Betrübnis nicht seinen Verstand so sehr umnebelt, so würde er erkannt haben, daß er auch diese göttliche Schickung mit geduldiger Unterwerfung sich müsse gefallen lassen, so sehr auch immer seine Hoffnungen dadurch vereitelt wurden. Besonders würde er bedacht haben, daß die Vorsehung selbst dann noch Mittel zu unserer Rettung weiß, wenn wir kein einziges mehr für möglich halten, und dieser Gedanke würde ihn beruhigt haben.

3. Indem nun Robinson so trostlos dastand und Freitag ihn zu beruhigen suchte, hörten sie auf einmal an der anderen Seite des Hügels ein Geräusch, welches den Tritten mehrerer Menschen ähnlich war. Sie sprangen auf, blickten hin und sahen mit freudigem Erstaunen — den Kapitän, der mit einem seiner Leute den Hügel hinaufstieg. Ein Sprung, und Robinson lag in seinen Armen. Indem er sich umdrehte, sah er auf der westlichen Küste das Schiff in einer kleinen Bucht vor Anker liegen, und in demselben Augenblicke war sein Kummer verschwunden. Der bloße Anblick sagte ihm, daß der Kapitän noch vor Anbruch des Tages die Lage seines Schiffes geändert und es auf diejenige Seite der Insel gebracht habe, wo es in einem bequemen Hafen vor Anker liegen konnte.

Lange hing Robinson in stummer Entzückung am Halse des ebenso hocherfreuten Kapitäns, bis es endlich zu gegenseitigen Glückwünschungen und Danksagungen kam. Dann erzählte der Kapitän, daß es ihm gelungen sei, sich des Schiffes zu bemächtigen, ohne daß ein einziger Mensch dabei verwundet oder getötet worden sei, weil man in der Dunkelheit der Nacht ihn selbst nicht bemerkt und gar kein Bedenken getragen habe, seine Begleiter aufzunehmen. Die ärgsten unter den Empörern hätten sich nachher zwar zur Wehr stellen wollen, aber ihr Widerstand sei fruchtlos gewesen. Man habe sie ergriffen und in Fesseln gelegt. Hierauf überließ er sich den Empfindungen der Dankbarkeit gegen seinen Erretter. „Ihr seid es", sagte er, indem ihm eine Thräne aus dem Auge quoll, „ihr seid es, edler Mann, dessen Mitleid und Klugheit mich und mein Schiff gerettet haben. Dort steht es; es ist das eurige; gebietet darüber und über mich selbst, wie es euch gut dünken wird." — Dann ließ er einige Erfrischungen herbeitragen, die er aus dem Schiffe mitgebracht hatte, und alle nahmen nun mit frohem Herzen ein wohlschmeckendes Frühstück ein.

Unterdes erzählte Robinson dem Schiffskapitän seine wunderbaren Schicksale und setzte diesen dadurch mehr als einmal in Erstaunen. Dann bat der Kapitän, Robinson möge ihm nun anzeigen, was er für ihn thun solle, und Robinson antwortete: „Ich habe außer dem, was ich gestern zur Bedingung meines Beistandes machte, noch eine dreifache Bitte an euch. Erstens ersuche ich euch, daß ihr so lange hier verweilen möget, bis meines ehrlichen Freitags Vater mit den Spaniern zurückkommen wird; zweitens, daß ihr außer mir und meinen Hausleuten auch die sämtlichen Spanier aufnehmen und zuerst nach Cadix segeln möget, um diese daselbst auszusetzen. Endlich bitte ich euch, daß ihr auch den vornehmsten Aufrührern das Leben schenken und sie statt einer anderen Strafe auf dieser meiner Insel zurücklassen wollet, weil ich versichert bin, daß dies das beste Mittel sein wird, sie zu bessern.

Der Kapitän versicherte, daß alles pünktlich so geschehen solle, wie er es verlange, ließ die Gefangenen herbeiführen, suchte die ärgsten darunter aus und kündigte ihnen ihr Urteil an. Diese waren sehr erfreut darüber, weil sie wußten, daß sie nach den Gesetzen ihr Leben verwirkt hatten. Der menschenfreundliche Robinson gab ihnen Anweisung, wie sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben

könnten und versprach, daß er ihnen seinen ganzen Reichtum an Werkzeugen, Hausrat und Vieh hinterlassen wolle. Er schärfte ihnen dabei zu wiederholten Malen Vertrauen auf Gott, Arbeitsamkeit und Eintracht ein und versicherte, daß diese Tugenden ihnen den Aufenthalt auf der Insel ungemein angenehm machen würden.

4. Indem er noch so sprach, kam Freitag ganz außer Atem mit der frohen Nachricht herbei, daß sein Vater mit den Spaniern ankomme und jetzt eben landen werde. Die ganze Gesellschaft machte sich also auf, ihnen entgegen zu gehen; aber Freitag flog vor allen anderen her und hing seinem alten Vater schon lange am Halse, als die übrigen herbeikamen.

Robinson sah mit Verwunderung, daß unter den Angekommenen auch zwei Frauen waren, und da er sich bei Donnerstag darnach erkundigte, erfuhr er, daß sie die Weiber zweier Spanier ~~seien~~, die sie sich von den Wilden genommen hätten. Die beiden Spanier hatten kaum gehört, daß Robinson abreisen und einige Bootsleute auf der Insel zurücklassen werde, als sie sich von ihm die Erlaubnis ausbaten, mit ihren Weibern gleichfalls dazubleiben, weil sie nach allem, was sie von der Insel gehört hätten, sich keinen besseren Aufenthalt wünschen könnten.

Robinson hörte diese Bitte gern und erfüllte sie mit Vergnügen. Es war ihm lieb, daß ein paar Männer zurückblieben, welchen ihre Gefährten einstimmig das Zeugnis der Ehrlichkeit gaben; denn er hoffte, daß diese die übrigen schlechten Burschen zu einem ordentlichen und friedfertigen Leben anhalten würden. In dieser Hoffnung beschloß er, die anderen alle von diesen abhängig zu machen.

Er ließ daher alle vor sich kommen, um ihnen seinen Willen kund zu thun. Es waren zusammen sechs Engländer und die beiden Spanier mit ihren Weibern. Robinson redete sie folgendermaßen an:

„Keiner unter euch wird mir hoffentlich das Recht streitig machen, mit meinem Eigentume — und das ist die ganze Insel nebst allem, was darauf ist — zu schalten und zu walten, wie es mir gefällt. Ich wünsche aber, daß es euch allen, die ihr zurückbleiben werdet, recht wohl gehen möge. Hierzu wird eine ordentliche Einrichtung erfordert, und mir kommt es zu, sie zu machen. Ich erkläre demnach, daß diese beiden Spanier künftig meine Stelle

vertreten und die rechtmäßigen Herren der Insel sein sollen. Euch anderen kommt es also zu, ihnen den strengsten Gehorsam zu leisten. Sie allein sollen meine Burg bewohnen; sie allein sollen alle Gewehre, allen Kriegsbedarf, alle Werkzeuge in Verwahrung haben; aber sie sollen dabei auch verbunden sein, euch anderen davon zu leihen, was ihr bedürft, unter der Bedingung, daß ihr euch friedfertig und in jeder Hinsicht ordentlich betraget. Giebt es Gefahren, so sollt ihr alle für einen Mann stehen; giebt es etwas zu arbeiten, es sei auf dem Felde oder im Garten, so sollen alle diese Arbeiten gemeinschaftlich verrichten und die Ernte jedesmal unter sich teilen. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, mich nach euch erkundigen zu lassen; vielleicht beschließe ich selbst, wieder hierher zurückzukommen, um den Rest meiner Tage auf dieser mir jetzt so lieben Insel zuzubringen. Wehe alsdann dem, der unterdes diese meine Anordnung umgestoßen haben würde! Er würde ohne Barmherzigkeit in einen kleinen Nachen gesetzt und bei stürmischer Witterung dem großen Weltmeere preisgegeben werden."

Alle bezeigten ihre Zufriedenheit mit dieser Einrichtung und gelobten den strengsten Gehorsam an.

5. Und nun machte Robinson ein Verzeichnis von denjenigen Sachen, die er mitnehmen wollte, und die an Bord gebracht werden sollten. Sie bestanden 1) aus seiner selbstgemachten Kleidung von Fellen, nebst Sonnenschirm und Larve; 2) aus einem von ihm verfertigten Spieße, einem Bogen und einem steinernen Beile; 3) aus seinem Pol, dem Pudel und zwei Lamas; 4) aus allerlei Werkzeugen und Gerätschaften, die er selbst verfertigt hatte, als er noch allein war, und endlich 5) aus den Goldkörnern und den Edelsteinen.

Nachdem dies alles auf das Schiff gebracht und günstiger Wind eingetreten war, wurde die Abreise auf den folgenden Morgen festgesetzt. Robinson und Freitag bereiteten darauf eine Mahlzeit zu, um dem Schiffskapitän und den zurückbleibenden Anbauern vor ihrer Abreise erst ein kleines Fest zu geben. Das Beste, was sie hatten, wurde dazu verwandt, und die Speisen waren so schmackhaft zubereitet, daß der Kapitän sich nicht genug über Robinsons Geschicklichkeit in der Kochkunst wundern konnte. Um aber dem edlen Beispiele seines Wirtes zu folgen und zum Wohlbefinden der Zurückbleibenden auch etwas beizutragen, ließ er eine Menge

Lebensmittel, Schießpulver, Eisen und Werkzeuge von dem Schiffe holen, womit er der zurückbleibenden Gesellschaft ein Geschenk machte.

Gegen Abend bat sich Robinson die Erlaubnis aus, eine Stunde allein sein zu dürfen, weil er vor seiner Abreise noch einige wichtige Geschäfte abzuthun hätte. Jedermann verließ ihn, und er stieg den Hügel hinauf, um noch einmal der ganzen Geschichte seines Aufenthalts auf dieser Insel nachzudenken und sein volles Herz in kindlicher Dankbarkeit vor Gott zu ergießen. Es fehlt an Worten, die frommen, dankbaren Empfindungen, die ihn beseelten, auszudrücken; aber wer ein Herz wie das seinige hat, der bedarf auch einer Beschreibung nicht; er wird in sich selbst lesen können.

Jetzt war der Augenblick der Abreise da. Mit Thränen in den Augen ermahnte Robinson die Zurückbleibenden noch einmal zur Eintracht, zur Arbeitsamkeit und zur Frömmigkeit, und empfahl sie darauf mit brüderlichem Herzen dem Schutze des Gottes, der ihn selbst so wunderbar geleitet hatte. Dann sah er noch einmal umher, dankte noch einmal Gott für seine wunderbare Erhaltung und für seine nunmehrige Erlösung, rief darauf mit halberstickter Stimme den Zurückbleibenden das letzte Lebewohl! zu und ging, von Freitag und Donnerstag begleitet, an Bord.

6. Der Wind wehete so frisch und so günstig, daß es ihnen gerade so vorkam, als wenn die Insel davonflöge. So lange sie noch gesehen werden konnte, stand Robinson stumm und traurig auf dem Verdeck, die Augen unverrückt auf das geliebte Land gerichtet, welches ein zwölfjähriger Aufenthalt und die mannigfaltigen darauf ausgestandenen Mühseligkeiten ihm so wert wie sein eigenes Vaterland gemacht hatten. Endlich, da auch die letzte Bergspitze aus seinen Augen verschwand, sendete er ein stilles, inniges Dankgebet zum Himmel empor und verfügte sich darauf mit seinen Freunden in die Kajüte des Kapitäns, um seinem beklommenen Herzen durch freundschaftliche Gespräche Luft zu machen.

Die Fahrt war sehr glücklich. In 24 Tagen erreichten sie Cadix, woselbst die mitgenommenen Spanier ausgesetzt wurden. Robinson selbst ging gleichfalls ans Land, um den Kaufmann aufzusuchen, dessen Goldkörner er gerettet hatte. Er fand ihn und hatte die Freude, zu erfahren, daß dieser rechtschaffene Mann durch ihn aus der größten Verlegenheit gerissen wurde. Der Verlust

des Schiffes hatte die traurige Folge für ihn gehabt, daß er **Bankerott** hatte machen müssen.

Das Tönnchen voll Goldkörner war mehr als hinreichend, des Kaufmanns Schulden damit zu bezahlen. Den Überrest wollte der dankbare Mann seinem Wohlthäter schenken; aber dieser war weit davon entfernt, es anzunehmen, weil er, wie er sagte, durch das Bewußtsein, das Unglück eines ehrlichen Mannes abgewandt zu haben, überflüssig belohnt war.

Von da gingen sie wieder unter Segel, um nach England zu schiffen. Aber auf dieser Fahrt ereignete sich ein trauriger Unfall. Der alte Donnerstag wurde plötzlich krank; alle angewandten Bemühungen, ihm zu helfen, waren vergebens; er starb. Was Freitag dabei litt, und wie tief er den Tod seines geliebten Vaters bejammerte, läßt sich nicht aussprechen. Auch die beiden Lamas konnten die Seefahrt nicht vertragen und starben.

Das Schiff langte endlich in **Portsmouth**, einem bekannten Hafen in England, an. Hier suchte Robinson die Offizierswitwe auf, der er die Edelsteine zustellen wollte. Er fand sie, aber in dem allerkläglichsten Zustande. Da sie seit zwei Jahren von ihrem verstorbenen Manne ganz und gar keine Unterstützung mehr aus Ostindien erhalten hatte, so war sie nach und nach mit ihren Kindern in die allergrößte Armut versunken. Ihre Kleider bestanden nur noch in einigen Lumpen, und Hunger und Elend hatten das Gesicht der Mutter und ihrer Kinder mit Totenblässe überzogen. Robinson erntete hier abermals die Wonne ein, deren jeder gute Mensch genießt, wenn die göttliche Vorsehung sich seiner als eines Werkzeuges bedient, um dem Elende anderer Menschen ein Ende zu machen. Er übergab die Edelsteine und sah darauf die hinwelkende, schon halb verhungerte Familie wie eine fast schon erstorbene Pflanze nach einem erquickenden Sommerregen in wenigen Tagen wieder aufblühen und eine Glückseligkeit genießen, auf die sie für dieses Leben schon längst Verzicht geleistet hatte.

Da hier gerade ein Schiff vor Anker lag, welches nach Hamburg bestimmt war, so verließ er seinen bisherigen Führer, um ihn nicht weiter zu bemühen, und ging, von Freitag begleitet, an Bord dieses Hamburgischen Schiffes, welches bald darauf die Anker lichtete.

Auch diese Fahrt ging geschwind und glücklich von statten. Schon hatten sie **Helgoland** in Sicht; schon erschien im fernen

Gesichtskreise Robinsons geliebtes Vaterland, bei dessen Anblick ihm das Herz vor Freude zerspringen wollte; schon näherten sie sich der Mündung der Elbe, als plötzlich ein von heftigem Sturme begleitetes Gewitter ausbrach, wodurch das Schiff mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die Küste getrieben wurde. Alles, was Geschicklichkeit und Fleiß vermögen, wurde versucht, um das Schiff zu wenden und wieder die hohe See zu erreichen; aber umsonst! Ein gewaltiger Windstoß vereitelte alle Bemühungen, riß das Schiff dahin und warf es so unsanft auf eine Sandbank, daß der Boden zertrümmert wurde

Das Wasser stürzte in demselben Augenblicke so gewaltig herein, daß an keine Rettung des Schiffes zu denken war, und daß die Schiffsgesellschaft nur noch eben soviel Zeit hatte, als erfordert wurde, in die Böte zu springen, um womöglich das Leben davonzubringen. So kam Robinson, abermals ein armer Schiffbrüchiger, mit seinem Gefährten endlich zu Cuxhaven an; er hatte von seiner ganzen Habe nichts gerettet, als seinen treuen Pudel, der ihm nachgesprungen war, und seinen Pol, der ihm eben auf der Schulter saß, als der Schiffbruch sich ereignete. Nach einiger Zeit erfuhr er, daß unter den von dem Wracke des Schiffes geretteten Sachen sein Schirm und seine selbstgemachte Pelzkleidung befindlich wären. Diese erhielt er wieder.

Jetzt fuhr er in einem von Cuxhaven abgehenden Schiffe nach Hamburg. Nachdem man bis Stade den Strom hinaufgesegelt war, erblickte er die Türme seiner Vaterstadt und mußte vor Entzücken weinen. Nur noch vier Stunden, so konnte er schon in den Armen seines treuen, geliebten Vaters liegen. Den Tod seiner guten Muter hatte er schon in Cuxhaven erfahren und seit einigen Tagen auf das schmerzlichste beweint.

Jetzt flog das Schiff, von hoher Flut und gutem Winde getrieben, bei Blankenese vorbei; jetzt bei Neustädten; nun war es Altona gegenüber, und jetzt, jetzt in dem Hafen von Hamburg. Mit laut klopfendem Herzen sprang er aus dem Schiffe, und hätte er sich nicht vor den Zuschauern geschämt, er würde auf sein Angesicht gefallen sein, den vaterländischen Boden zu küssen. Er eilte durch die gaffende Menge der Zuschauer hin und ging ins Baumhaus, einen der Stadt gehörigen großen Gasthof am Hafen.

8. Von da schickte er einen Boten nach seines Vaters Hause,

um seinen Vater nach und nach auf seine Erscheinung vorbereiten zu lassen. Erst mußte der Abgeschickte ihm melden, es sei jemand da, der ihm angenehme Nachrichten von seinem Sohne bringen wolle; dann, daß sein Sohn selbst die Rückreise nach Hamburg angetreten habe; endlich, daß der Jemand, der ihm die frohe Nachricht bringe, sein Sohn in Person sei. Hätte Robinson diese Vorsicht nicht gebraucht, so würde die zu große Freude seinen alten Vater vielleicht überwältigt und getötet haben.

Und nun flog Robinson selbst durch die ihm noch sehr wohl bekannten Straßen nach seinem väterlichen Hause und fiel, als er es erreicht hatte, vor namenlosem Entzücken außer sich, seinem vor Freude zitternden Vater in die Arme. „Mein Vater!“ — „Mein Sohn!“ — das war alles, was beide hervorbringen konnten. Stumm, zitternd und atemlos blieb einer an dem anderen hangen, bis endlich ein wohlthätiger Strom von Thränen ihren gepreßten Herzen einige Linderung verschaffte.

Freitag gaffte unterdes in stummem Erstaunen alle die unzähligen Wunderdinge an, die sich seinen Augen darboten. Er konnte sich nicht satt sehen und war den ganzen ersten Tag wie betäubt.

9. Wie ein Lauffeuer lief indes das Gerücht von Robinsons Zurückkunft und von den seltsamen Schicksalen desselben durch die Stadt. Alle sprachen von nichts, als von Robinson; alle wollten ihn sehen; alle wollten die Geschichte seiner Abenteuer aus seinem Munde hören! Seines Vaters Haus wurde daher bald einem öffentlichen Versammlungsplatze gleich, und da half nichts, Robinson mußte vom Morgen bis an den Abend erzählen. Bei diesen Erzählungen vergaß er dann nie, den Vätern und Müttern zuzurufen: „Eltern, wenn ihr eure Kinder liebt, so gewöhnt sie ja frühzeitig an ein frommes, mäßiges und arbeitsames Leben!“ Und waren Kinder dabei, so gab er ihnen allemal die goldene Regel mit: „Liebe Kinder, seid gehorsam euren Eltern und Vorgesetzten; lernt fleißig alles, was ihr zu lernen Gelegenheit habt; fürchtet Gott und hütet euch — o hütet euch — vor Müßiggang, aus welchem nichts als Böses kommt!“

Robinsons Vater war ein Makler. Er wünschte, daß sein Sohn sich in diesem Geschäfte üben möchte, um nach seinem Tode an seine Stelle treten zu können. Aber Robinson, der seit vielen

Jahren an das Vergnügen der Handarbeiten gewöhnt war, bat seinen Vater um die Erlaubnis, das Tischlerhandwerk zu erlernen, und dieser ließ ihm seinen freien Willen. Er begab sich also nebst seinem Unglücksgefährten zu einem Meister in die Lehre, und noch ehe ein Jahr verging, hatten sie demselben alles so weit abgelernt, daß sie selbst Meister werden konnten.

Beide legten darauf eine gemeinschaftliche Werkstatt an und blieben lebenslang unzertrennliche Freunde und Gehilfen. Fleiß und Mäßigkeit waren ihnen so sehr zur anderen Natur geworden, daß es ihnen unmöglich war, auch nur einen halben Tag müßig oder schwelgerisch hinzubringen. Zur Erinnerung an ihr vormaliges Einsiedlerleben setzten sie einen Tag in jeder Woche fest, an dem sie ihre vormalige Lebensart, so gut es gehen wollte, zu erneuern suchten. Eintracht, Nachsicht mit den Fehlern anderer Menschen, Dienstfertigkeit und Menschenliebe waren ihnen jetzt so gewohnte Tugenden geworden, daß sie gar nicht begriffen, wie man ohne dieselben leben könne. Besonders zeichneten sie sich auch durch reine, ungeheuchelte und thätige Frömmigkeit aus. So oft sie den Namen Gottes aussprachen, strahlte Freude und Liebe aus ihren Augen, und ein Schauder überlief sie, wenn sie diesen heiligen Namen je zuweilen mit Leichtsinn und Gedankenlosigkeit von anderen aussprechen hörten. Auch krönte der Segen des Himmels alles, was sie vornahmen, sichtbarlich. Sie erlebten in Frieden, Gesundheit und nützlicher Geschäftigkeit ein hohes Alter, und die späteste Nachkommenschaft wird das Andenken zweier Männer ehren, die ihren Mitmenschen ein Beispiel gaben, wie man es machen müsse, um hier zufrieden zu leben und dereinst ewig glücklich zu werden.

Kurze Betrachtungen.

1.

Das Glück, unter gebildeten Menschen zu leben. Es besteht: a) im Genusse der Liebe anderer, b) im Verkehre mit ihnen, c) in der Teilnahme an Leid und Freude, wie an der gemeinsamen Erbauung.

In Robinson wird uns ein Mensch in ganz verschiedenen Lagen vorgeführt. Anfangs lebt er inmitten der menschlichen Gesellschaft und genießt alle die Annehmlichkeiten, deren man sich unter einem gebildeten Volke erfreuen kann. Später befindet er sich allein auf einer Insel, von allem Beistande von seinesgleichen und von allen Werkzeugen entblößt, nur auf sich selbst angewiesen. Welch ein Gegensatz!

Betrachten wir zuerst die glücklichen Verhältnisse, in denen er seine Jugendzeit verlebt; sie sind denjenigen mehr oder weniger ähnlich, in denen wir bei den gebildeten Völkern der Jetztzeit die Kinder erblicken.

Wir finden Robinson zunächst im elterlichen Hause. Vater und Mutter wenden ihm ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit zu. Sie sorgen für seine Bedürfnisse, gewähren ihm so vieles, was ihn froh und glücklich machen kann, pflegen ihn in Krankheiten mit ängstlicher Sorgfalt, wachen über ihn, daß ihn kein Unfall treffe, lassen ihn unterrichten und suchen ihn, allerdings mit allzu großer Nachsicht, zu allem Guten zu erziehen. Zwei Brüder hat der Tod in der Blüte der Jahre aus dem Kreise der Familie hinweggerissen. Oft wird die Erinnerung an dieselben bei Vater und Mutter wieder wach gerufen; denn ihr Verlust wird von den guten Eltern

fort und fort noch schmerzlich empfunden, weil sie keinen Ersatz dafür finden. Robinson, von dem sie gehofft hatten, daß er ihnen ein solcher sein werde, täuscht diese Hoffnung in der betrübendsten Weise.

Verwandte, Freunde, Bekannte verkehren in und mit dem elterlichen Hause, und auch Robinson tritt ihnen nahe. Viele derselben erweisen ihm besondere Aufmerksamkeit, weil er das einzige Kind des Hauses ist.

Er hat Kameraden, mit denen er spielt und sich sonst in verschiedener Weise unterhält. Mit ihnen besucht er auch die Schule; leider benutzt er die Gelegenheit, seinen Geist zu bilden und sich nützliche Kenntnisse anzueignen, nicht so, wie er sollte.

Wie viel ist ihm also zu teil geworden! Er genießt Liebe, die ja jeder Mensch braucht; er hat Menschen, denen er sich hingeben, denen er sich anvertrauen, mit denen er unmittelbar verkehren kann!

Auch mit anderen Menschen, mit denen er nicht unmittelbar umgeht, kann sich sein Gemüt, sein teilnehmendes Herz beschäftigen. Er erlebt traurige und freudige Ereignisse, von denen einzelne oder viele Menschen — und er vielleicht selbst mit — betroffen werden, oder hört wenigstens davon berichten. Er sieht seine Mitmenschen in verschiedenen Lagen, in Glück und Unglück, in Freud' und Leid, sieht sie Gutes thun und sündigen, sieht die einen sich abmühen und sorgen, während andere nur genießen wollen und jede ernste Arbeit scheuen. Es giebt öffentliche Unterhaltungsorte, die er vielleicht auch einmal mit seinen Eltern besucht, öffentliche Promenaden, wo sich Spaziergänger in großer Anzahl ergehen, schöne Punkte, wohin öfters Ausflüge unternommen werden. Auch dahin begleitet er zuweilen seine Eltern und beobachtet dabei das Treiben der Menschen. Bei Festen, die von Gesellschaften begangen werden, kann er wenigstens Zuschauer sein. An manchen Tagen ist auch die ganze Stadt freudig oder ernst bewegt, und er nimmt daran Anteil.

Endlich kann er sich an Sonn- und Feiertagen im Gotteshause mit einer Anzahl frommer Christen zu gemeinsamer Andacht vereinigen und sich an den Worten des Predigers erbauen.

2.

Die geistige Erbschaft, welche uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Verschiedene Gelegenheiten zur Aneignung derselben und überhaupt zur Ausbildung des Geistes: im Elternhause, in Schulen, durch Bücher, durch Sammlungen und Ausstellungen 2c., durch das Theater, durch Vereine, Vorträge 2c.

Mannigfache Gelegenheiten stehen ihm zu Gebote, seinen Geist auszubilden, sich nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, Er lebt unter einem Volke, das auf einer hohen Stufe der Bildung steht; dasselbe hat von seinen Vorfahren eine reiche Erbschaft überkommen, die es weiter und auch auf ihn mit vererben will. Diese Erbschaft besteht nicht in Geld und Gut, sondern in einem reichen Schatze von Erfahrungen, Beobachtungen und den dadurch gewonnenen richtigen Vorstellungen und Kenntnissen von Gott, der Natur und den Menschen, sowie in einer unendlichen Anzahl von Erfindungen nnd Entdeckungen, die in jedem Berufe, in jedem Handwerke und Gewerbe zur Anwendung kommen, und die zur leichteren Erhaltung und zur Verschönerung des menschlichen Lebens von größter Wichtigkeit sind. Jeder Gebildete hat sich einen guten Teil dieser Erbschaft angeeignet; derselbe ist infolgedessen Gemeingut geworden. Kenntnisse und geistige Güter überhaupt haben ja das Eigentümliche, daß der einzelne Mensch soviel, als er selbst besitzt, an viele andere in der Weise mitteilen kann, daß jeder derselben ebenso viel als er selbst bekommt, ohne daß sein eigener Besitz darum geringer wird. Diese gemeinsamen Kenntnisse, Erfahrungen, Gedanken und Anschauungen werden schon den Kindern, zu einem guten Teile im elterlichen Hause und im gewöhnlichen Umgange mitgeteilt, ohne daß es beabsichtigt wird. Schon in den ersten Lebensjahren lernt ein Kind sehr viel. Indem es sprechen lernt, eignet es sich zugleich eine Menge Vorstellungen, Begriffe u. s. w. an, die in den Ausdrücken, Wörtern und Sätzen, die es sich einprägt, enthalten sind. Vieles wird ihm auch absichtlich gezeigt und erklärt. Wie ganz anders würde es um ein Kind im fünften oder sechsten Jahre stehen, wenn es gar nichts von anderen gelernt hätte. Es würde wenig über dem Tiere stehen.

Indes das Kind muß, wenn es dereinst sein Fortkommen finden will, noch mehr lernen, als ihm so gelegentlich im Hause gelehrt wird. Deswegen sind Schulen eingerichtet, in welchen die Kinder unterrichtet werden. In den Volksschulen lernen dieselben,

was jeder Mensch im Leben braucht; wer noch eine größere Bildung erlangen will, besucht eine Realschule, ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, eine Handelsschule oder eine ähnliche Anstalt. Wer ein Gelehrter werden will, für den sind die Universitäten da. Auch die polytechnischen Schulen bieten Gelegenheit, bestimmte Wissenschaften zu studieren. Künstler bilden sich in Kunstakademieen aus. Auch zu der Zeit, in welche die Geschichte Robinsons fällt, hat es in großen Städten wie Hamburg schon Schulen gegeben, wenn dieselben auch bei weitem nicht so verschiedenartig und so vorzüglich eingerichtet waren als jetzt bei uns. Wo das Kind so viel lernen muß wie gegenwärtig, um den Erwachsenen gleichzukommen und womöglich weitere Fortschritte mit herbeiführen zu helfen, da sind Schulen unbedingt nötig. Bei wilden, ungebildeten Völkern haben sich die Kinder nur gewisse körperliche Geschicklichkeiten, wie Jagen, Fischen, Gebrauch der Waffen, Reiten u. s. w., anzueignen, um ihren Eltern gleichzukommen, und das lernen sie von letzteren. Bei uns genügt dies nicht. In unseren Schulen sammeln dieselben viel nützliche Kenntnisse über die Naturkörper und Naturkräfte, über den Menschen, aus der Geschichte und Geographie u. s. w. Außerdem eignen sie sich Fertigkeiten an, die bei uns unentbehrlich sind: Rechnen, Schreiben, Lesen, Zeichnen. Durch Lesen und Schreiben werden sie zugleich in den Stand gesetzt, sich selbst zu belehren, und zwar aus Büchern. Durch Bücher und Zeitschriften werden neue Entdeckungen und Erfindungen, sowie die Gedanken und Meinungen einzelner in kurzer Zeit vielen mitgeteilt. In Büchern finden wir auch, was die Gelehrten gedacht, die Dichter geschaffen haben. Wenn wir Bücher lesen, verkehren wir gewissermaßen mit Abwesenden, nämlich mit den Verfassern derselben, den Schriftstellern.

Welch ein wichtiges Mittel zu unserer Bildung sind die Bücher! Aber was haben die Menschen alles vorher beobachten und erfinden müssen, ehe sie so weit gekommen sind, Bücher herstellen zu können! Noch jetzt giebt es eine Menge ungebildeter Völker, die von der edlen Kunst des Schreibens und Lesens nichts verstehen. Ehe die Menschen schreiben konnten, wie wir es thun, mußten sie erkennen, daß jedes Wort aus verschiedenen Lauten besteht, und mußten für jeden dieser Laute ein besonderes Zeichen feststellen. Das ist ein großer Schritt gewesen. Einfacher war es, für jedes

Wort ein Bild oder ein Zeichen zu finden und zu gebrauchen, wie wir es jetzt noch bei den Chinesen finden, und wie es früher bei den alten Ägyptern zu finden gewesen ist. Ferner mußte man Schreibgeräte haben, mußte Griffel, Schiefer, Pinsel, Federn, Tinte, Tusche, Baumblätter, Rinde, Papier u. s. w. zuzubereiten und anzuwenden verstehen! Damit war man jedoch immer nur bis zur Kunst des Schreibens gekommen, und alle Bücher, die vervielfältigt werden sollten, mußten abgeschrieben werden. Erst viel später erfolgte die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die bald jedem ermöglicht wurde, sich eine kleine Sammlung von Büchern anzuschaffen. Welche Menge von Menschen ist jetzt thätig, damit wir uns aus Büchern belehren oder durch dieselben unterhalten, unsere Zeitungen lesen können u. s. w. Wollten wir nur alle Papier-, Feder-, Bleistift-, Tintenfabrikanten, Schriftsteller, Setzer, Drucker, Buchhändler, Zeitungsträger, die es in Deutschland giebt, zusammenzählen, so würden wir eine erkleckliche Zahl bekommen.

Größere Städte bieten auch noch ganz andere Gelegenheit, den Geist zu bilden. Wie vieles kann man da sehen, was die Natur hervorgebracht und was der Mensch gebildet hat! Schon in den Schaufenstern erblickt man vieles; noch weit mehr enthalten die Verkaufs- und Lagerräume und besonders die Fabriken. Oft finden ja auch Ausstellungen der verschiedensten Gegenstände statt. Außerdem giebt es wohlgeordnete Sammlungen verschiedener Art: Sammlungen von Gemälden, von Bildhauer- und Holzschnitzarbeiten; naturhistorische Sammlungen, Museen für Länder- und Völkerkunde, für Geschichte u. s. w. Daran schließen sich zoologische Gärten, botanische Gärten, Aquarien u. dgl. mehr an.

Ferner ist das Theater zu erwähnen. Man besucht dasselbe nicht bloß, um sich zu unterhalten, sondern man lernt auch vieles darin. Indem uns die Personen, die in den einzelnen Stücken vorkommen, vorgeführt werden, als ob sie vor uns handelten, litten, fühlten, dächten, wollten, lernen wir über die Handlungen, die Schicksale, die Gefühle, die Gedanken, die Gesinnungen und den Charakter der Menschen nachdenken. Auch können wir, wenn die Stücke rechter Art sind, dadurch zum Guten angeregt werden.

Vielfache Belehrungen bieten den Erwachsenen ferner auch Vereine und öffentliche Vorträge.

3.

Teilung der Arbeit beim Zusammenleben vieler Menschen. Austausch der Erzeugnisse.

Der einzelne Mensch kann sich natürlich nicht alles aneignen und also auch nicht alles anwenden, was in einem ganzen Volke an Kenntnissen, Erfahrungen, Geschicklichkeiten u. s. w. vorhanden ist; vielmehr giebt es außer dem, was Gemeingut aller Gebildeten ist, noch vieles, womit nur ein kleinerer Teil sich genauer bekannt machen kann. Das gilt vor allem von den eigentlichen Wissenschaften. Aber auch in jedem Handwerk, in jeder Fabrik werden eine Menge Erfahrungen, Erfindungen und Entdeckungen angewendet, die in Jahrtausenden nach und nach erworben worden sind, und die nur derjenige genau kennen lernt, der sich demselben ganz widmet. Man besuche und beobachte nur einzelne gewöhnliche Handwerker, wie den Schmied, den Schlosser, den Tischler, den Drechsler, den Weber, den Strumpfwirker, den Töpfer, den Glaser in ihren Werkstätten bei ihrer Arbeit, oder verschiedene Fabriken, und man wird dies bestätigt finden.

Aber auch dieses besondere Wissen und Können kommt allen mehr oder weniger zu gute. Wenn der einzelne Mensch auf sich allein angewiesen wäre, so müßte er für alle seine Bedürfnisse selbst sorgen; aber da er unmöglich alles so erlernen kann, wie derjenige, der nur ein Handwerk oder einen anderen bestimmten Beruf ausübt, da seine Kraft ferner zu unbedeutend ist und er vieles nicht allein bewältigen kann, so würden diese Bedürfnisse durch ihn selbst nur unvollkommen befriedigt werden können. Wie ganz anders, wenn viele Menschen zusammenleben! Da erzeugt der eine dies, der andere jenes, und jeder natürlich vollkommener, weil er Zeit und Kraft genug hat, um sich die Fortschritte anzueignen, die in dem von ihm gewählten Zweige menschlicher Thätigkeit gemacht worden sind, weil er sich darin die größtmögliche Geschicklichkeit aneignen, ja wohl selbst neue Wege, Kunstgriffe und Hilfsmittel entdecken oder sich, wo seine Kraft nicht ausreicht, mit anderen zu gegenseitiger Unterstützung vereinigen kann. Was so jeder erzeugt, kann er zum allergrößten Teil an andere abgeben; was er nicht selbst darstellt, kann er von anderen erhalten.

Und zwar tauschen nicht bloß die Bewohner desselben Ortes

ihre Produkte aus, sondern dieser Austausch erstreckt sich oft auf weit entlegene Gegenden und Länder, weil in der einen Gegend der Erde diese, in der anderen jene Produkte dem Boden abgewonnen und verarbeitet, also auch im rohen oder verarbeiteten Zustande zum Austausch dargeboten werden können.

Dieser Austausch der Erzeugnisse der verschiedenen Menschen und der verschiedenen Gegenden der Erde tritt uns besonders in solchen großen Städten wie Hamburg und London, wohin wir in den ersten Kapiteln des Robinson versetzt werden, ebenso aber auch z. B. in Leipzig, Berlin u. s. w. entgegen. Wir nennen ihn gewöhnlich den Handel.

Betrachten wir, ehe wir Robinson in seine Einsamkeit begleiten, die Gewinnung der Erzeugnisse der Natur und die Verteilung derselben durch den Handel noch etwas genauer.

4.

Gewinnung von Rohprodukten und Handel mit denselben. Allgemeines über ihre Verarbeitung.

In allen Ländern der Erde beschäftigen sich zunächst eine große Anzahl von Menschen damit, dem Erdboden an seiner Oberfläche, dem Wasser, ja der Luft eine Menge von Erzeugnissen abzugewinnen. Dahin gehören der Landmann, der Viehzüchter, der Gärtner, der Forstmann, der Jäger, der Fischer. Von ihnen erhalten wir nicht nur unsere sämtlichen Nahrungsmittel, sondern auch verschiedene Webstoffe (Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle), Felle, Federn, Nutz- und Brennholz u. s. w. Und zwar sammeln dieselben nicht einfach die Erzeugnisse, wie sie die Erde darbietet, sondern sie suchen darauf hinzuwirken, daß solche in möglichst großer Menge und in größter Güte erzeugt werden. Ein anderer Teil steigt in die Tiefe der Erde hinab und fördert die Schätze, die da verborgen liegen, zu Tage. Es sind die Bergleute. Sie gewinnen Stein- und Braunkohlen, Steinsalz, Gold; ferner Eisen-, Silber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Zinn- und andere Erze u. dgl. In den Steinbrüchen werden Porphyr und verschiedene andere gewöhnliche Mauer- und Pflastersteine, ferner Sandsteine, Granit, Kalksteine, Schiefer, Marmor, Serpentin, Gyps u. dgl. gewonnen.

Schon diese Rohprodukte, wie man die von der Erde selbst

gespendeten Erzeugnisse gewöhnlich nennt, bilden zum großen Teil einen Gegenstand lebhaften Handels. Da giebt es Getreide-, Flachs-, Vieh-, Woll-, Pelz-, Milch-, Butter- und Käse-, Obst-, Gemüse-, Blumen- und Samen-, Holz-, Kohlen-, Steinhändler u. s. w. Einzelne Rohprodukte werden zum Teil aus fernen Ländern zu uns gebracht. Dahin gehören z. B. viele Fische, Austern, Hummer, Krebse, Reis, Sago, Thee, Kaffee, Südfrüchte, wie Apfelsinen, Zitronen, Datteln, Feigen, Mandeln, Weintrauben und Rosinen; verschiedene Gewürze, wie Pfeffer, Zimmet, Muskatnuß u. s. w.; ferner Wolle, Baumwolle, Federn, Pelzwaren, fremde Hölzer, z. B. Mahagoni-, Polysanderholz u. dgl.; Gummi, Kautschuk, Edelsteine, Perlen, edle Metalle und viele andere Dinge.

Ein großer Teil dessen, was die Erde erzeugt, muß erst noch weiter verarbeitet werden, ehe es der Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse verwenden kann. Das Getreide, das der Landmann baut, wird vom Müller gemahlen; das Mehl wird vom Bäcker verbacken, von der Köchin zu verschiedenen Speisen verwendet. Aus der Gerste wird Malz bereitet, das zum Bierbrauen verwendet wird; aus Korn, Weizen und Kartoffeln wird Spiritus dargestellt; der Saft von Weintrauben (Most) wird durch Gährung in Wein verwandelt, aus dem dann wieder Weinessig gewonnen werden kann. Aus Raps, Rübsen und Bucheckern wird Öl gepreßt. Die Rüben dienen zur Zuckerbereitung. Aus der Milch der Kühe wird Butter und Käse gemacht. Das Vieh wird geschlachtet, und das Fleisch, die Wurst u. s. w., die der Fleischer herstellt, werden noch weiter durch Pökeln und Räuchern zubereitet. Die Hörner mancher Tiere verarbeitet der Horndreher; aus den Gedärmen der Schafe werden Saiten hergestellt. Die Felle werden vom Kürschner, Gerber, Schuhmacher, Handschuhmacher, Hutmacher u. s. w. in weitere Behandlung genommen und verarbeitet. Flachs wird geröstet, gedörrt, gebrecht, und die dadurch gewonnenen Fasern werden vom Seiler zu Bindfäden, Stricken, Seilen, Bändern u. s. w. verarbeitet, oder sie werden versponnen, früher mehr an der Spindel und am Spinnrade, jetzt zum größten Teil in Spinnereien vermittelst der Spinnmaschinen. Das Garn wird zu Zwirn gedreht und zum Nähen verwendet, oder es wird verstrickt, verwebt, vom Strumpfwirker verarbeitet. Die Garne oder Gewebe werden gefärbt, letztere auch bedruckt. Alles dies geschieht zum Teil in großen Fabriken mit

Hilfe sinnreicher Maschinen. Viel Gewebe kommen dann noch unter die kunstfertigen Hände der Näherinnen und Schneider, die uns Kleider daraus herstellen. In ähnlicher Weise wie die Fasern des Flachses werden auch die des Hanfes, die Baumwolle und einige andere Pflanzenfasern, desgleichen die Haare des Schafes, der Ziegen, des Lamas, des Kamels und anderer Tiere, sowie die Seide vom Cocon des Seidenspinners verarbeitet.

Und wenn endlich die Kleider wieder in Lumpen zerfallen sind, so finden auch diese noch ihre Verwendung. Aus ihnen wird ja, wie auch noch aus verschiedenen anderen Stoffen, das Papier bereitet, auf das wir schreiben, zeichnen, malen, auf welchem die Gedanken und Meinungen der Menschen, die Resultate ihrer Forschungen, ihre Empfindungen und die dichterischen Schöpfungen des Menschengeistes durch die Buchdruckerkunst verbreitet und auf die Nachwelt fortgepflanzt werden, und das außerdem zu den verschiedensten anderen Zwecken verwendet wird.

Welche verschiedenartige Verarbeitung erfährt ferner das Holz durch den Tischler, Stuhlbauer, Zimmermann, Zeugarbeiter, Wagenbauer, Böttcher, sowie in den Fabriken musikalischer Instrumente und in den Spielwarenfabriken. Aus ihm werden unsere Möbel, viele Gefäße, Maschinen u. s. w. hergestellt. Holz, in Verbindung mit Bruchsteinen, Sandsteinen, Granit, Marmor, gebrannten Thonziegeln u. dgl. wird vor allem auch zur Herstellung unserer Wohnungen verwendet und dazu in verschiedener Weise verarbeitet. Aus dem Holze mancher Pflanzen wird ferner Harz, Teer, Pech, Terpentin, Holzkohle und Ruß gewonnen. Wie mannigfach werden die Pflanzensäfte, wie der Kautschuk und die Guttapercha, verwendet!

Am großartigsten jedoch zeigt sich die menschliche Thätigkeit in der Gewinnung und Verwendung der Metalle. Dieselben werden außer dem Gold nur sehr selten gediegen, sondern meist mit anderen Stoffen chemisch verbunden, als Erze, aufgefunden. Nachdem die Erze zu Tage gefördert sind, kommen sie in die Hämmer- oder Pochwerke, wo sie klar gepocht werden. Hierauf werden sie meist mit Kohle vermischt, geglüht und geschmolzen, und dabei findet zugleich die Scheidung der Metalle von den anderen Stoffen statt. Die geschmolzenen Metalle werden meist in Formen gegossen und so in den Handel gebracht.

Unter den Metallen ist in unserer Zeit unbedingt das Eisen

am wichtigsten. Wollen wir uns davon überzeugen, so müssen wir vor allem die Eisengießereien und die verschiedenen Maschinenfabriken, dann aber auch die Werkstätten der verschiedenen Schmiede, der Zeug-, Huf-, Hammer-, Nagel-, Blech-, Waffen-, Messerschmiede, sowie der Schlosser und Nadler besuchen. Die übrigen Metalle werden vom Kupferschmied, vom Klempner und Zinngießer, sowie vom Gold- und Silberarbeiter, ferner in den Münzwerken und Münzstätten verarbeitet. Kupferstecher und Graveure sind gleichfalls Metallarbeiter.

Treten wir noch in die Glashütten, in Ziegelbrennereien, in die Porzellan- und Steingutfabriken, in die Töpferwerkstätten, die Fa benfabriken, die Seifensiedereien, in die große Menge der chemischen Fabriken, in die Gasbereitungsanstalten, ferner in die Werkstätten der Steinmetze, in die Ateliers der Bildhauer und Modelleure ein, so sehen wir abermals eine so verschiedenartige Verwendung der rohen Erzeugnisse der Natur, eine solche Mannigfaltigkeit menschlicher Thätigkeit, eine so große Verschiedenartigkeit der Kenntnisse und Kunstfertigkeiten der Menschen, und eine solche Menge von Produkten, die durch Gewerbe und Industrie gewonnen werden, daß wir von Staunen und Bewunderung erfüllt werden. Und doch würden wir den aufgezählten Beschäftigungen der Menschen mit Leichtigkeit noch viele andere hinzufügen können!

Unsere Bewunderung wird vermehrt, wenn wir sehen, daß der Mensch sich zur Verrichtung seiner Arbeit nicht bloß seiner Kraft und der einiger von ihm gezähmten Tiere, sondern auch noch des Wassers, des Windes und vor allem des Dampfes sowie der Elektrizität bedient, und wenn wir bedenken, wie viel Hilfsmittel er im Laufe der Zeit zur leichteren Überwindung vieler Schwierigkeiten aufgefunden hat.

5.

Der Handel: Münzen, Maße und Gewichte. Transport der Waren. Handelsstraßen. Lage der großen Handelsstätte. Warenlager, Jahrmärkte, Messen. Post und Telegraphen.

Alle diese Erzeugnisse, seien es nun Rohprodukte oder die Erzeugnisse der Gewerbe und der Industrie, werden aber von denen, die sie gewinnen, nicht selbst verbraucht; sie müssen vielmehr an die verschiedensten Menschen, die sie brauchen, und nach

den verschiedensten Gegenden hin verteilt werden. Diejenigen, welche diese Verteilung besorgen, nennen wir Kaufleute; sie bilden zusammen den Kaufmanns- oder Handelsstand.

Was ist alles nötig, damit der Austausch der verschiedenen Waren so stattfinden könne, wie er heute stattfindet!

In frühesten Zeiten tauschte man Ware gegen Ware. Jetzt bedient man sich eines allgemeinen Tauschmittels, des Geldes, das aus den edlen Metallen: Gold, Silber, Kupfer, Nickel, in Form von Münzen hergestellt wird. (Welches sind unsere Münzen?) Was man an Geld für eine gewisse Menge von Waren zahlt, bildet den Preis derselben.

Um aber die Menge und damit den Preis genau abschätzen zu können, muß man die Waren messen oder wiegen. Man braucht dazu verschiedene Maße (Längen-, Flächen-, Körper- und Hohlmaße, letztere sowohl für trockene als für flüssige Waren) und Wagen nebst Gewichten (welches sind unsere Maße und Gewichte?), die in den verschiedenen Ländern wieder verschieden sind.

Der Handel besteht aber nicht bloß darin, daß die Waren verkauft werden; dieselben müssen meist auch von dem Orte ihrer Erzeugung nach verschiedenen Orten hingeschafft und oft große Strecken transportiert werden.

Dies geschieht

a) durch Menschen, die sie entweder ohne alle Hilfsmittel von einem Orte zum andern tragen oder schieben, oder mit Hilfe von Körben, Fässern, Kisten, Säcken, Taschen, Flaschen, Krügen, Schubkarren, Handwagen, Tragen 2c. fortschaffen;
b) durch Tiere, die sie entweder tragen, wie das Kamel (Karawanen), der Elefant, das Pferd, der Esel, das Maultier, das Lama, oder in Wagen ziehen, wie Pferde, Maultier, Esel, Ziege, Rind und leider auch vielfach der Hund;
c) auf dem Wasser: in Flößen (Holz), Kähnen, Booten, in Ruder-, Segel- und Dampfschiffen, welche letztere sowohl für den Handel im Binnenlande auf den großen Flüssen und Strömen, wie auch für den Verkehr mit den entferntesten Gegenden der Erde von größter Wichtigkeit sind;
d) mit Hilfe der Eisenbahnen, die namentlich von größeren Handelsstädten aus gewöhnlich strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen hinführen.

In früheren Zeiten kannte man weder Eisenbahnen noch Dampfschiffe. Für den Transport zu Lande sind außer den Eisenbahnen gute Fahrwege und Straßen von größter Wichtigkeit, die darum auch von jeder guten Regierung sorgfältig gepflegt und unterhalten werden. Als man noch keine Eisenbahnen hatte, bildeten durch ganz Deutschland, ja durch einen großen Teil Europas, gewisse Straßen die Hauptverkehrswege. Eine solche berühmte Handelsstraße verband z. B. die Städte Augsburg, Nürnberg, Leipzig, Magdeburg, Braunschweig, Hamburg, und davon gingen Seitenstraßen nach Westen und Osten aus. Die Städte an denselben hatten natürlich anderen gegenüber eine hervorragende Bedeutung für den Handel. Ebenso war es mit denen, die an schiffbaren Flüssen oder an günstigen Hafenplätzen des Meeres lagen.

In solchen großen Handelsstädten werden ganz bedeutende Mengen der verschiedensten Waren sowohl in den Lagerräumen der einzelnen Kaufleute, als auch in öffentlichen Lagerhäusern oder Magazinen aufgespeichert, die dann nach Bedarf denselben entnommen werden. Einzelne große Kaufleute, welche sie an den Orten, wo sie erzeugt werden, kaufen, verteilen sie auch sofort nach den verschiedensten Richtungen hin an die kleineren Händler, ohne sie erst in Magazine zu legen. Die Versendung besorgen dann gewöhnlich sogenannte Spediteure.

Denjenigen, welche Waren kaufen wollen, bieten schon die Schaufenster einige Gelegenheit, ihre Wahl zu treffen. In den Läden aber werden ihnen gern alle möglichen Sachen zur Auswahl vorgelegt. Außerdem giebt es für verschiedene Handelsartikel Musterlager. Besonders bieten auch die Wochen- und Jahrmärkte, die in den Städten abgehalten werden, jedem, der kaufen will, eine reiche Auswahl dar. In einigen größeren Handelsstädten, wie in Leipzig, Frankfurt, Braunschweig, werden länger dauernde, mit allerhand Waren besonders reich beschickte und von einer großen Anzahl von Fabrikanten und Kaufleuten besuchte Märkte abgehalten, die man Messen nennt. Dieselben sind besonders dadurch von jeher von Bedeutung gewesen, daß die Kaufleute und Fabrikanten auf denselben untereinander große Käufe abschlossen. In neuerer Zeit, wo das Reisen vielmehr als sonst erleichtert ist, wird ein Teil dieser Geschäfte, die früher fast nur auf den Messen abgeschlossen wurden, durch Reisende besorgt.

Endlich ist noch einer Einrichtung zu gedenken, die für den Handel und Verkehr ebenfalls von allergrößter Bedeutung ist. Es ist die Post. Ihre Wichtigkeit liegt gegenwärtig weniger in der Beförderung von Personen und Waren, obwohl auch diese immerhin eine bedeutende ist, als vielmehr in der Beförderung der gegenseitigen Aufträge, Bestellungen, Abschlüsse, Benachrichtigungen, sowie der Warenproben und endlich der Geld- und Wertsendungen. Auch der Telegraph dient dem Handel ganz außerordentlich. Die Post ist eine Einrichtung der neueren Zeit, und sie ist erst in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vervollkommnet worden. Die meisten Länder der Erde, in denen Handel getrieben wird, und deren Bewohner sich einiger Bildung erfreuen, bilden gegenwärtig einen sogenannten Weltpostverein, durch dessen Gründung eine außerordentliche Erleichterung des Verkehrs herbeigeführt worden ist. Wie viele Menschen sind gegenwärtig im Post- und Telegraphenwesen beschäftigt!

6.

Menschliche Vereinigungen: Gemeinde, Staat; Einrichtungen in beiden. Behörden, Beamte.

Die Vorteile, die der Einzelne davon hat, daß er mit anderen zusammenlebt, werden noch erhöht, wenn dieses Zusammenleben durch gute Einrichtungen und weise Gesetze, denen sich alle gleichmäßig zu unterwerfen haben, wohl geordnet ist.

Nach der Familie gehört der Mensch bei uns zunächst der Gemeinde an, und zwar entweder einer Dorf- oder einer Stadtgemeinde. In jeder Gemeinde muß sich aber der Einzelne bestimmten Ordnungen unterwerfen, wenn alle sich möglichst wohlbefinden sollen. Solche Ordnungen bestehen z. B. in Bezug auf den Bau und die Anlage der Wohnungen, auf die Reinhaltung der Straßen, auf den Verkehr in letzteren; keiner darf dem anderen Ärgernis geben oder Schaden zufügen. Vieles wird auch gemeinsam, d. h. auf Kosten aller unternommen, wie die Anlage, Pflasterung, Instandhaltung und hier und da auch Besprengung der Straßen, die Anlage und Instandhaltung öffentlicher Plätze, Promenaden, Spaziergänge, die Straßenbeleuchtung, die Beleuchtung öffentlicher Gebäude, die Unterhaltung von Schulen u. s. w. Darum ist eine Gemeindebehörde, eine Gemeindeverwaltung notwendig. In den

Städten ist diese Behörde der Stadtrat, an dessen Spitze der Bürgermeister steht. Der Rat faßt seine Beschlüsse in gemeinsamen Sitzungen. Sie sind zum großen Teil durch besondere Erörterungen vorbereitet. Zu diesem Zwecke sind besondere Deputationen gebildet oder spezielle Fachleute angestellt. Da giebt es eine Baudeputation, eine Schuldeputation, ein Bauamt, einen Finanz-, Wohlfahrts-, Gesundheitsausschuß u. s. w. Dem Rate steht das Stadtverordneten-Kollegium zur Seite. Einzelne Angelegenheiten sind auch besonderen Ausschüssen überwiesen, wie z. B. die Schulangelegenheiten dem Schulausschusse und die kirchlichen dem Kirchenvorstande. In Dörfern giebt es einen Gemeinderat und einen Gemeindevorstand. Zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung, sowie zum Wächter in Bezug auf Sicherheit und Wohlfahrt ist die Polizei da.

Wer in einer Gemeinde leben und der Vorteile, die ihm dadurch geboten werden können, teilhaftig werden will, hat auch Pflichten zu erfüllen. Da die verschiedenen Einrichtungen Geld kosten, so hat er auch durch Geldbeiträge die Gemeindeverwaltung in den Stand zu setzen, dieselben hervorzurufen und zu unterhalten. Diese Beiträge, Steuern oder Abgaben genannt, werden nach dem Einkommen eines jeden festgesetzt. Außerdem wird aber ein guter Bürger manches als Pflicht betrachten, wozu er nicht gerade gezwungen ist. Er wird z. B. die Armen unterstützen, im Geschäft redlich sein, mit seinen Nebenmenschen friedlich leben, und sich nicht bloß auf sich zurückziehen, sondern, wo er kann, dafür mitwirken, daß nicht bloß er, sondern die Gesamtheit der Gemeindemitglieder sich wohlbefinden kann.

Viele Gemeinden bilden einen Staat oder ein Reich. Auch im Staate muß Ordnung herrschen. Deswegen werden Gesetze festgestellt, denen sich jeder zu unterwerfen hat. Diese Gesetze werden bei uns vom Reichstage und von den Landtagen der einzelnen deutschen Länder gegeben. In anderen Ländern heißen die Versammlungen von Staatsbürgern, in denen die Gesetze beraten und beschlossen werden, Parlamente u. dgl. Die Ausführung und Aufrechterhaltung der Gesetze ist Aufgabe der Regierungen. An der Spitze der Regierung steht bei uns ein Monarch oder Fürst. So heißt ein Staatsoberhaupt, wenn die Würde erblich ist wie bei uns. Solche Staatsformen heißen Monarchien. In Deutschland

heißt der oberste Fürst Kaiser, die der einzelnen Länder Könige, Großherzöge, Herzöge, Fürsten. In Rußland heißt der Regent Zar, in der Türkei Sultan, in Persien Schah. In einigen Staaten ist der Wille des Staatsoberhauptes oberstes Gesetz. Dabei kann es freilich vorkommen, daß anstatt fester Bestimmungen Willkür und Laune herrschen. Solche Staatsformen heißen absolute Monarchien. Sie waren früher die gewöhnlichen. In neuerer Zeit werden die Gesetze fast überall durch Regierung und Volksvertretung festgestellt, und die Regierung ist ebenso wie jeder Bürger an dieselben gebunden. Wir haben eine Konstitution, d. h. gewisse Grundgesetze, nach denen der Volksvertretung die Mitwirkung bei der Gesetzgebung gesichert ist.

In Frankreich, der Schweiz, Nordamerika und anderen Staaten ist die Würde des Staatsoberhauptes nicht erblich, sondern dasselbe wird auf eine gewisse Reihe von Jahren von den Bürgern des Staates gewählt. Solche Staatsformen heißen Republiken.

Dem Staatsoberhaupte stehen eine Anzahl Räte zur Seite, welche Minister heißen. Jedem Minister sind bestimmte Zweige der Staatsverwaltung übertragen, wie das Kriegswesen (Kriegsminister), die Rechtspflege (Justizminister), der Handel und Verkehr (Handelsminister), die Kirchen- und Schulangelegenheiten (Kultusminister), der Ackerbau (Ackerbauminister), die Verwaltung der Gelder, der Einnahmen und Ausgaben (Finanzminister). Jedem Minister sind eine Anzahl anderer Behörden untergeordnet. Eine große Anzahl von Beamten ist in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung beschäftigt.

Von besonderer Bedeutung sind:

1) der Richterstand, der darüber zu urteilen hat, ob und in welcher Weise jemand die Staatsgesetze verletzt hat;
2) die Verwaltungsbeamten in den verschiedenen Verwaltungszweigen, wie Post, Telegraphenwesen, Eisenbahnen, Steuer;
3) der Lehrstand, dem der Unterricht der Jugend in den öffentlichen Volksschulen und höheren Unterrichtsanstalten übertragen ist.

Zum Schutze gegen äußere Feinde zu Lande und zu Wasser ist das Militär da (Land- und See- oder Marinesoldaten).

Zur Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung im Staate und zum Wächter der Sicherheit der Staatsbürger ist die Polizei eingesetzt.

Alle diese Einrichtungen verursachen mannigfache Ausgaben. Deshalb muß auch für Staatseinnahmen gesorgt werden. Dieselben werden durch Steuern und Zölle, durch die Post, die Eisenbahnen, die Bewirtschaftung der Wälder und Staatsgrundstücke u. s. w. aufgebracht.

Wer die Wohlthat, in einem geordneten Staate zu leben, genießt, hat auch Pflichten gegen denselben zu erfüllen. Dieselben bestehen im Leisten der Militärpflicht, im Steuerzahlen, sowie darin, daß er nach Kräften für das öffentliche Wohl wirkt und an seinem Teile dazu beiträgt, daß die Redlichkeit und Tüchtigkeit der Staatsbürger in jeder Beziehung immer zunimmt.

7.

Die Nahrung der Menschen. Gewinnung derselben durch Fischerei, Jagd, Viehzucht, sowie durch Acker-, Obst- und Gartenbau.

Robinson ist, nachdem er auf seine Insel verschlagen worden, aller der Wohlthaten und Vorteile beraubt, die er früher inmitten der menschlichen Gesellschaft genossen hatte. Welch ein Abstand! Er hat keine Familie mehr, in deren Schoß er nach Belieben zurückkehren kann, keinen Freund, keinen Menschen, an den er sich anschließen kann. Er ist allein. Er findet keine Unterstützung in der Sorge für seine Bedürfnisse, keinen Schutz und Beistand in Gefahr, keine Hilfe in Not und Krankheit; er muß selbst für alles sorgen, und dabei fehlen ihm zugleich alle Werkzeuge und andere Hilfsmittel!

In erster Linie macht sich bei ihm das Bedürfnis nach Nahrung geltend. Rohe Früchte, welche die Natur ohne sein Zuthun liefert, und Tiere (Austern), die keinerlei Zubereitung bedürfen, etwas später das Fleisch erlegter Tiere, bilden dieselbe zunächst. Vielleicht hätte er noch Wurzeln geeigneter Pflanzen und Eier von Vögeln hinzufügen können. Er befindet sich in keiner besseren Lage als die Menschen in frühester Zeit, ehe sie das Feuer kannten. Wir haben Beweise, daß dieselben auch entweder am Ufer des Meeres eßbare Muscheltiere, besonders Austern, oder Früchte und Wurzeln suchten. An verschiedenen Orten, namentlich in Dänemark finden sich noch jetzt große Haufen von Überresten der Mahlzeiten der Menschen aus früherer Zeit, die vorzugsweise aus

Muscheln und Knochen, mit Steinwerkzeugen vermischt, bestehen (Kjökkenmöddinger oder Küchenabfälle). Erst viel später gelangt Robinson dahin, auch selbst Pflanzen zu erbauen und ihre Früchte zu sammeln, Tiere zu zähmen, die Milch derselben zu gewinnen und daraus Butter und Käse zu bereiten, sowie die rohen Stoffe in verschiedener Weise zuzubereiten. Anfangs ist er wenig besser daran als die Tiere im wilden Zustande, die auch nur rohe Speisen verzehren.

In welch anderer Lage befindet sich der Mensch inmitten der Gesellschaft, und zwar in Ländern, welche sich alle Fortschritte der Menschheit auch in dieser Beziehung angeeignet haben! Wie mannigfaltig sind unsere Speisen, wie verschiedenartig ihre Gewinnung und Zubereitung! Verweilen wir noch etwas länger bei dieser Betrachtung.

Eine Menge Speisen werden auch von uns roh genossen, wie die Natur sie erzeugt. Dahin gehören die Früchte unserer Obst- und anderer Bäume (Äpfel, Aprikosen, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Walnüsse, Haselnüsse), verschiedene Beeren (Weinbeeren, Stachelbeeren, Heidel- und Preißelbeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren) und Wurzeln (Radieschen, Rettige, Möhren). Besonders reichlich gedeihen dergleichen in den wärmeren Gegenden der Erde. Da giebt es Apfelsinen, Orangen, Kastanien, Feigen, Mandeln, Datteln, Kokosnüsse, Bananen, Ananas und andere. Können wir dieselben indes auch genießen, wie die Natur sie erzeugt, so wenden doch gegenwärtig trotzdem eine Menge Menschen ihre Thätigkeit an sie. In Bezug auf ihren Anbau und ihre Veredelung (durch Pfropfen und Okulieren, durch richtige Auswahl des Samens und der Stecklinge, sowie durch Pflege und Ernährung) sind viele Fortschritte gemacht worden, die der Obstzüchter, der Gärtner, der Weinbauer u. s. w. erlernen müssen.

Auch das Tierreich liefert uns einige Nahrungsmittel, die wir ohne Zubereitung verzehren können: Austern, Eier, Milch; doch sind lange Zeiten verflossen, ehe der Mensch dahin gekommen ist, Tiere zu zähmen und die Milch derselben zu gewinnen.

Im übrigen besteht unsere Nahrung zum größten Teil aus Stoffen, die einer besonderen Zubereitung bedürfen. Das gilt vor allem von den Körnerfrüchten, die der Landmann baut: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Mais, Reis, Erbsen, Linsen u. s. w.

Gewonnen werden unsere Nahrungsmittel: 1) durch die Fischerei, 2) durch die Jagd, 3) durch die Viehzucht, 4) durch den Acker-, Obst- und Gartenbau.

Viele ungebildete Völker kennen nur Fischfang, oder Fischfang und Jagd und fügen den dabei gewonnenen Nahrungsmitteln nur solche Pflanzenstoffe hinzu, welche die Natur von selbst bietet. Die Fischerei wird am häufigsten vermittelst Netz und Angelschnur ausgeübt. Doch schießen einige Völker die Fische auch mit Pfeilen, andere betäuben sie durch giftige Pflanzensamen, die sie ins Wasser werfen; noch andere leiten das Wasser in Kanäle, dämmen es, wenn auch Fische mit hineingekommen sind, ab und schöpfen es wieder aus oder leiten es ab, um die Tiere mit den Händen ergreifen zu können. Wer einmal sehen wollte, bis zu welcher Vollkommenheit das Fischereigewerbe ausgebildet ist, müßte die Küste des Meeres, z. B. die Küsten der Nord- und Ostsee besuchen. Ungeheuere Mengen von Fischen werden dort besonders zur Zeit des Heringsfanges, von März bis Mai, gewonnen. Die Fischerei liefert uns außerdem aus dem Meere: Dorsche, Schellfische, Stockfische, Sardellen u. s. w.; aus unseren Teichen und Flüssen: Karpfen, Hechte, Schleien, Forellen, Weißfische, Lachse, Aale u. dgl. Auch das Fangen der Krebse, Hummer und ähnlicher Tiere gehört zum Gewerbe des Fischers. Außer den Fischereigeräten sind den Fischern insbesondere gute Boote von größtem Nutzen.

Die Jagd hat teils den Zweck, nützliches Wild zur Nahrung zu gewinnen, teils den, schädliche Raubtiere zu vertilgen. Sie entwickelt Mut, List und Klugheit des Menschen, macht aber leicht auch sein Gemüt hart und grausam. In Deutschland gab es in früheren Zeiten noch ganz andere jagdbare Tiere als jetzt: das Elentier, den Ur, den Wiesent, Bären, Wölfe, Luchse. Dieselben sind gegenwärtig bei uns vertilgt, es werden vorzugsweise Hirsche, Damhirsche, Rehe, Hasen, Kaninchen, Wildschweine, Dachse, Füchse, Marder, Fischottern, Rebhühner, Auerhähne u. s. w. erlegt. In der Schweiz jagt man noch Gemsen und Steinböcke. In den verschiedenen Gegenden der Erde sind auch die Tiere, welche durch die Jagd erlegt werden, verschieden.

Die Jagd wurde früher mit Hilfe von Bogen, Pfeilen, Schleudern, Spießen, Keulen, Schlingen, Fallgruben, Fallen, Netzen u. dgl. ausgeübt und wird es in dieser Weise noch bei

den wilden Völkern. Bei uns bedienen sich die Jäger der Flinten und Büchsen und der Hirschfänger. Zu ihren Gehilfen haben sie Hunde für die verschiedenen Arten der Jagden abgerichtet. Früher bediente man sich auch des Jagd- oder Edelfalken. Bei uns darf gegenwärtig nicht jeder jagen, weil sonst bald alles Wild vertilgt sein würde. Auch das Recht, die Zeit und die Art des Jagens sind durch Gesetze geregelt.

Die Viehzucht ist bei uns meist mit dem Ackerbau verbunden. Bei verschiedenen Völkern, z. B. in den Steppen Asiens, zieht man mit den Herden von Ort zu Ort. Solche Völker heißen Hirtenvölker oder Nomaden; sie haben keine festen Wohnsitze. Die Tiere, welche vom Menschen gezogen oder gezüchtet werden, heißen Haustiere, während diejenigen, welche der Jäger erlegt, wilde Tiere genannt werden. Haustiere, die zu unserer Nahrung gezüchtet werden, sind: Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine, Kaninchen, Gänse, Enten, Hühner, Truthühner. In kalten Ländern liefert das Renntier die hauptsächlichste Nahrung; in heißen Gegenden genießt man wohl auch Kamelmilch, in Südamerika Milch und Fleisch vom Lama. Einige der genannten, wie Kamel, Lama, Rind, sowie andere: Pferd, Esel, Maultier, Hunde, züchtet man auch wegen der Dienste, die sie den Menschen leisten, manche zugleich auch wegen ihrer Behaarung, ihres Felles oder ihrer Federn. Der Viehzüchter muß sich seiner Tiere annehmen, muß sie pflegen, für sie sorgen, muß sie an sich gewöhnen. Deshalb ist sein Gemüt gewöhnlich milder als das des Jägers.

Die Gewinnung der Milch, sowie die Bereitung von Butter und Käse ist in die Beschäftigung des Viehzüchters mit eingeschlossen.

Der Acker-, Garten- und Obstbau gewinnt der Erde verschiedene Produkte ab, unter denen die Körnerfrüchte des Getreides: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Mais, Reis, am wichtigsten sind; und zwar ist es Aufgabe des Ackerbauers oder Gärtners, dieselben in möglichst großer Menge und Güte zu gewinnen. Zu diesem Zwecke muß der Boden bearbeitet und gedüngt, es müssen die Samenkörner gestreut, Stecklinge gepflanzt, Knollen oder Zwiebeln gelegt werden u. dgl. m. Sind die Produkte reif geworden, so müssen sie geerntet werden. Zu dem allen gehören Werkzeuge und Maschinen, die anfangs sehr unvollkommen gewesen sind, nach und nach aber sich immer mehr

vervollkommnet haben: Hacke, Spaten, Gabeln, Pflug, Haken, Egge, Wagen, Dreschflegel, Wurfschaufel, Wurfmaschinen. Die Zugtiere, Pferde und Rinder, leisten bei all diesen Arbeiten dem Menschen die größten Dienste. In neuerer Zeit wendet man sogar Pflüge und Dreschmaschinen an, die durch Dampf in Bewegung gesetzt werden. Das Säen und Mähen wird jetzt auch vielfach durch Maschinen besorgt.

Der Ackerbau hat zur Gesittung des Menschen außerordentlich beigetragen. Die dem Einzelnen zugehörigen Fluren müssen abgegrenzt und geschont werden. Dies weckt den Sinn für Recht und Eigentum. Da das Gedeihen nicht von dem Menschen allein abhängt, so wird sein Sinn auf Gott gerichtet, sein religiöses Gefühl geweckt. Auch muß der Ackerbauer die Natur beobachten, und er ist genötigt, sich ihren Gesetzen und dem Wechsel der Jahreszeiten zu unterwerfen. Da er ferner seine Wohnung für immer behält, so wird er eher Sorge tragen, sie behaglich einzurichten und auszuschmücken. Leichter wird sich endlich bei ihm ein schönes Familienleben entwickeln, als bei dem Jäger und Hirten.

Robinson ist Fischer, Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer in einer Person; allein wie schwer ist es für ihn, alle diese Arbeiten allein zu verrichten, besonders auch, weil er alle Werkzeuge, die bei uns von bestimmten Leuten gefertigt werden, selbst und noch dazu aus den unvollkommensten Stoffen herstellen muß!

8.

Zubereitung der Nahrungsmittel. Das Feuer.

Die meisten Nahrungsstoffe, welche der Mensch der Natur abgewinnt, müssen erst noch besonders zubereitet werden. Dazu ist das Feuer das wichtigste Hilfsmittel. Wie schlimm stand es um Robinson, bevor er Feuer hatte! So hat es jedenfalls früher eine lange Zeit um die Menschen gestanden. Wir wissen nicht, auf welche Weise dieselben es zuerst erhalten haben. Wahrscheinlich wurde es anfangs mit heiliger Scheu betrachtet: man sah in ihm das Abbild der Sonne und der Sterne und verehrte es als eine Gottheit. Vielleicht sah man es auf der Erde zuerst als glühende Lava oder als brennende Gase, die aus der Erde

hervordrangen, oder auch als durch den Blitz entzündete Bäume. Es war zuerst wohl nicht die Nützlichkeit desselben, die es dem Menschen wert und verehrungswürdig machte, sondern sein Glanz, seine rote Glut, die es der unheimlichen Finsternis entgegensetzte. Später erst kam auch die Benutzung hinzu, vielleicht erst, nachdem man zufällig mit seiner Erzeugung bekannt worden war. Und dies ist jedenfalls bei Herstellung der Werkzeuge und Geräte geschehen. Es mag dabei wohl vielfach vorgekommen sein, daß man Holzstücke und andere Gegenstände durchbohrte oder schliff. Bekanntlich wird nun beim Bohren und Reiben Wärme erzeugt, und dieselbe steigert sich, wenn dasselbe schnell geschieht und lange fortgesetzt wird, so, daß das Holz sich entzündet. Was muß der erste Mensch empfunden haben, bei dessen Arbeit plötzlich eine Flamme emporzüngelte! Und mit welcher Verehrung mußte man den betrachten, der es verstand, dieselbe hervorzulocken!

Bei den meisten wilden Völkern wird noch jetzt das Feuer durch Reiben von hartem und weichem Holze, oder durch Bohren erzeugt, und auch bei unseren Vorfahren war dies lange der Fall. Noch vor wenig Jahrzehnten erzeugte man durch Aneinanderschlagen von Feuerstein und Stahl Funken, die man auf Schwamm oder Zunder fallen ließ, wo sie fortglommen. Durch die Wärme des glimmenden Schwammes entzündete man Schwefelfäden, mit denen man nun wieder Papier, Holz und dergleichen in Flamme setzen konnte. Noch leichter als Schwefel entzündet sich Phosphor, den man freilich erst in neuerer Zeit darstellen gelernt hat. Die geringe Wärme, welche entsteht, wenn man denselben ein wenig an der Wand streicht, reicht schon zur Entzündung hin. Darauf beruht die Fabrikation der Zündhölzer. An einem solchen Hölzchen entzündet sich zuerst der Phosphor durch Reiben; der brennende Phosphor entzündet den darunter befindlichen Schwefel, und dieser das Holz. Welche Zeiträume mögen vorübergegangen sein von da ab, wo der Mensch zuerst das Feuer gewann, bis dahin, wo er zum ersten Male ein Zündhölzchen gegen die Wand strich!

In neuerer Zeit versteht man Feuerzeuge verschiedener Art herzustellen. In dem einem entzündet man Schwamm, Papier u. s. w. durch plötzliches Zusammenpressen der Luft (Luftfeuerzeug), in anderen wird durch den elektrischen Funken ein Gas (Wasserstoffgas) entzündet (elektrisches Feuerzeug), was bei anderen wieder durch

Hinleitung dieses Gases auf sogenannten Platinschwamm geschieht. Die Erläuterung dieser Apparate erfordert indes schon einige Kenntnisse aus der Physik und Chemie, die wir bei unseren Lesern noch nicht voraussetzen können.

9.

Fortsetzung: das Kochen; Gewürze. Besondere Kenntnisse und Fertigkeiten, sowie Einrichtungen zur Herstellung verschiedener Speisen und Getränke. Das Mahlen des Getreides. Gefäße, Kochherd, Ofen. Küchen- und Tischgeräte. Menschenfresser.

Mittelst des Feuers können wir unsere Nahrungsmittel backen, kochen oder braten. Manche Speisen, wie die Kartoffel, sind roh ganz ungenießbar und werden erst durch das Kochen oder Braten schmackhaft. Gewisse Stoffe, wie Mehl und Fleisch, werden dabei so umgewandelt, daß sie in unserem Magen und in den Gedärmen leichter aufgelöst und in das Blut aufgenommen werden können. Manche lösen sich in kochendem Wasser auf und verleihen ihm einen besonderen Geschmack, wie z. B. einzelne Bestandteile von Kaffee und Thee. Eier dagegen werden in der Hitze hart.

Um die Schmackhaftigkeit der Speisen noch zu erhöhen und um sie recht nahrhaft zu machen, vermischt man die Stoffe in zweckmäßiger Weise mit einander. Beimischungen, die nicht den Zweck haben, die Speisen nahrhafter zu machen, sondern nur ihren Wohlgeschmack zu erhöhen, heißen Gewürze. Dieselben werden zum Teil aus fernen Ländern zu uns gebracht, wie Zimmet, Pfeffer, Muskatnuß u. s. w. Das allgemeinste und unentbehrlichste Gewürz ist unbedingt das Salz, das man teils als Steinsalz aus der Erde holt, teils durch Abdampfen von Meerwasser oder salzhaltigem Quellwasser, sogenannter Salzsoole, gewinnt.

Zur Herstellung derjenigen Speisen und Getränke, die einer besonderen Zubereitung bedürfen, gehören besondere Kentnisse und Fertigkeiten, sowie verschiedene Einrichtungen; erstere wie letztere sind im Laufe der Zeit außerordentlich vervollkommnet worden. Der Koch und die Köchin bereiten unsere Mahlzeiten, der Bäcker liefert verschiedenartiges Gebäck, der Landmann und Viehzüchter Butter und Käse, der Bierbrauer braut das Bier in der Bierbrauerei; in der Branntweinbrennerei wird Branntwein dargestellt, durch dessen übermäßigen Genuß sich allerdings viele körperlich und

geistig zu Grunde richten; der Winzer und Kelterer liefern den Wein, der durch Gährung des Mostes entsteht; in den Zuckersiedereien wird aus den Säften der Zuckerrüben, des Zuckerrohres u. s. w. Zucker gewonnen. In früherer Zeit war der Met ein beliebtes Getränk bei den Deutschen; er wurde aus Zucker und Honig bereitet, die man mit Wasser vermischte und gähren ließ. Es wäre interessant, alle diese Verfahrungsweisen einer genaueren Betrachtung zu unterwerfen; doch würde dies uns an dieser Stelle zu weit führen.

Wollten wir bei den verschiedenen Völkern der Erde umherreisen, so würden wir große Verschiedenheiten in Bezug auf die Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Nahrungsstoffe selbst finden. Auch hierin gehören die Deutschen mit zu denjenigen Völkern, die es am weitesten gebracht haben. Bei den wilden Völkern finden wir durchweg große Einfachheit.

Damit aber der Mensch genießbare Speisen und Getränke zubereiten, aufbewahren und in der Art, wie es bei gesitteten Menschen geschieht, genießen könne, hat noch manches entdeckt und erfunden werden müssen, was hier gleichfalls kurz zu erwähnen ist.

Viele Speisen werden aus Mehl bereitet. Auch dieses mußte man erst aus den Getreidekörnern gewinnen lernen. Ursprünglich wurden letztere zwischen Steinen zermalmt, zerquetscht und zerrieben. Später erfand man zunächst Handmühlen, bei denen man einen zugehauenen Stein über einen anderen vermittelst eines Drehlings drehte, wodurch die dazwischen befindlichen Körner zerrieben wurden. Noch später ließ man diese Arbeit durch das Wasser (Wassermühlen), den Wind (Windmühlen) und endlich sogar durch die Dampfkraft (Dampfmühlen) verrichten.

Zum Kochen und zum Aufbewahren der Speisen braucht man verschiedene Gefäße. Dieselben werden in mannigfacher Weise hergestellt:

a) aus Holz oder Pflanzenfasern, durch den Böttcher oder Korbflechter (Fässer, Tonnen, Kannen, Krüge, Körbe); ferner aus Schalen von Früchten, z. B. aus den Schalen der Kürbisse und Flaschenkürbisse, aus den harten Steinen in der Kokosnuß, zuweilen auch aus den Häuten geschlachteter Tiere (Lederschläuche für Wein, Wasser u. s. w.);

b) aus Thon durch den Töpfer, der auf seiner Drehscheibe den

weichen Thon zunächst in verschiedene Formen (Töpfe, Krüge, Schüsseln u. s. w.) bringt und dann die Gefäße brennt;

c) aus Porzellanerde, die erst gemahlen, dann gleichfalls wie beim Töpfer geformt wird, worauf die Gefäße gebrannt und glasiert, oft auch bemalt werden;

d) aus Glas in den Glashütten. In denselben wird ein Gemenge von Sand, Kalk, Soda u. s. w. erst in den Schmelzöfen in großen thönernen Töpfen, Häfen genannt, geschmolzen. Aus dieser geschmolzenen Masse verstehen nun die Glasbläser mittelst eines eisernen Blaserohrs, der Pfeife, die verschiedensten Gläser und Flaschen zu blasen;

e) aus Metallen: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Zinn, Zink, u. s. w., in den Eisengießereien oder vom Kupferschmied, Klempner, Zinngießer, Goldschmied u. s. w.

Manche Völker kennen bloß Holzgefäße oder Lederschläuche, und doch vermögen sie darin zu kochen. Sie füllen dieselben nämlich mit Wasser an, machen dann Steine glühend heiß und thun dieselben hinein, bis das Wasser dadurch siedend heiß geworden ist. Andere machen es wie Freitag: sie bringen Blätter, glühende Steine und die zu kochenden oder zu bratenden Stoffe in Erdgruben, decken dieselben dann mit Blättern zu und überschütten sie mit Erde. — Thongefäße hat man vielleicht zuerst dadurch erhalten, daß man hölzerne Gefäße, oder auch Binsen- oder Weidenkörbe oder Kürbisschalen zum Schutze gegen das Feuer auswendig oder inwendig mit einer Schicht Thon bedeckte und dann dem Feuer aussetzte, wobei entweder der Holzstoff, wenn er außen war, vom Feuer verzehrt wurde, oder wenn er innen war, sich von der irdenen Umhüllung loslöste.

Ferner gehört zum Kochen ein Kochherd oder Ofen. Der Ofenbauer erhält zur Herstellung derselben teils vom Töpfer, teils vom Eisengießer, Schlosser oder Blechschmied die nötigen Gegenstände.

Auch die Hilfsgegenstände, die wir beim Zubereiten der Speisen und beim Essen brauchen, bedürfen der Erwähnung. Es gehören dazu: Reib- und Schabeisen, Wiegemesser, Durchschlag, Trichter, Kaffeemühle, Quirl, Messer, Gabel, Löffel u. s. w. Nicht alle Menschen essen mit Messer und Gabel wie wir. Die Israeliten aßen mit den Fingern; die Chinesen bedienen sich kleiner Stäbchen aus Holz, Elfenbein u. dgl.

Wenn wir die Gewinnung, Zubereitung und den Genuß der Nahrungsmittel des Menschen einer kurzen Betrachtung unterziehen, müssen wir mit tiefer Betrübnis auch einer abscheulichen Verirrung mancher wilden Völkerstämme gedenken, nämlich der Sitte, das Fleisch ihrer gefangenen Feinde zu verzehren. Einigermaßen erklärlich wird dieser entsetzliche Gebrauch daraus, daß diese Völker ursprünglich geglaubt haben, mit dem Blute und Fleische eigneten sie sich auch gewisse Eigenschaften ihrer Feinde, wie Körperkraft, Mut, Tapferkeit und Klugheit an. Hier und da ist aber auch durch diesen Gebrauch eine gewisse Lüsternheit nach Menschenfleisch hervorgerufen worden. Bei manchen Völkern mag auch die Rachsucht ein Beweggrund mit sein. Sie glauben ihren Feinden dadurch den größten Schimpf anzuthun.

10.

Wie viele Menschen haben thätig sein müssen, damit wir ein einfaches Mahl einehmen können!

Verweilen wir noch einige Augenblicke bei diesen Betrachtungen, um unsere Lage bezüglich der Ernährung mit der Robinsons zu vergleichen. Was Robinson genießen will, muß er vorher selbst in der Natur aufsuchen und gewinnen; ebenso verdankt er jede Art der Zubereitung, jedes Mittel zur Aufbewahrung und zum Genießen selbst, jede Bequemlichkeit bei letzterem seinem Scharfsinne und seiner Kunstfertigkeit. Wie ganz anders ist dies bei uns! Wieviel Menschen haben für uns arbeiten müssen, ehe wir unser Mahl so abhalten können, wie wir es gewohnt sind!

Ist der Mittag herangekommen, so wird der Tisch gedeckt. Es werden Stühle herumgestellt, die vom Stuhlbauer, teilweise vielleicht auch vom Tapezierer hergestellt sind. Der Tisch selbst ist vom Tischler gemacht. Das Tischtuch und die Servietten sind gewebt. Die Teller und Schüsseln sind in den Porzellan- oder Steingutfabriken oder vom Töpfer erzeugt. Damit wir Messer und Gabeln haben, haben die Bergleute in die Erde hinabsteigen müssen; dann hat aus den Erzen das Eisen gewonnen und dieses in Stahl umgewandelt werden müssen. Letzteren hat hierauf der Messerschmied verarbeitet. Die Löffel sind aus Silber, Neusilber oder Weißblech gemacht. Das Salznäpfchen und die Trinkgläser

bestehen aus Glas; sie stammen aus der Glashütte. Das Salz selbst ist entweder aus der Erde geholt oder aus Salzsoole gewonnen worden; das Brot hat die Arbeit des Landmannes, des Müllers und des Bäckers erfordert. Das Essen selbst wird in der Küche bereitet. Dort mußte zu diesem Zwecke ein Herd oder ein Ofen hergestellt werden. Ferner gehören dazu Gefäße, die vom Töpfer oder in den Eisengießereien oder vom Klempner, Zinngießer, vielleicht auch vom Kupferschmied hergestellt worden sind, sowie Hilfsgegenstände, wie Walze, Trichter, Reib- und Schabeisen, Quirl u. s. w., die wieder von besonderen Handwerkern geliefert werden. Das Feuerungsmaterial mußte aus dem Walde oder aus den Tiefen der Erde gewonnen und bis in die Küche befördert werden; zum Anzünden waren Streichhölzer erforderlich, die wieder die vorherige Darstellung von Phosphor und die Gewinnung von Schwefel voraussetzen. Das Essen mag ja wohl oft fast nur aus einheimischen Produkten bestehen, die der Fleischer, der Landmann, der Müller, der Gärtner u. s. w. geliefert haben. Oft jedoch werden auch ausländische Erzeugnisse, die auf Schiffen und Eisenbahnen aus weiter Ferne hergeschafft werden müssen, verwendet. Reis und Sago sind hier in erster Linie zu nennen; sie haben ja selbst unter den Nahrungsmitteln der Ärmsten einen Platz gefunden. Ebenso werden die Gewürze, wie Pfeffer, Zimmet, Muskatnuß, Vanille, die ja ebenfalls aus weiter Ferne kommen, sehr häufig den Speisen zugesetzt.

Nach dem Essen wird gewöhnlich noch eine Tasse Kaffee genossen, der gleichfalls über das Meer zu uns gebracht wird, und zu dessen Zubereitung ein großer Teil eben der Hilfsmittel wie bei der Bereitung des Essens notwendig sind. Zur Versüßung des Kaffees dient der Zucker, der aus Rüben oder Zuckerrohr, die erst gebaut und geerntet werden müssen, in den Zuckersiedereien dargestellt wird. Die Sahne, die gewöhnlich nicht fehlt, setzt voraus, daß das Rind gezähmt, gezüchtet und gemolken wird. Wie viele Menschen haben thätig sein müssen, ehe wir ein einfaches Mittagsmahl in gewohnter Weise einnehmen und unsern Kaffee trinken können!

11.

Die Werkzeuge des Menschen.

Robinsons Lage war anfangs insbesondere auch deswegen so traurig, weil es ihm bei allen notwendigen Arbeiten und Einrichtungen an jedem Werkzeuge mangelte. Er mußte sich dieselben erst selbst aus dem ihm zugänglichen Material herstellen. Dieses bestand aber aus Holz, Knochen, Steinen, Muschelschalen u. dgl. Eisen und andere verwendbare Metalle fehlten ihm vollständig. In ganz derselben Lage sind die Menschen in den frühesten Zeiten gewesen. Die Spuren, die wir von jenen ersten Bewohnern der Erde in Höhlen und Erdschichten, sowie in Anhäufungen von Überbleibseln ihrer Mahlzeiten (den Küchenabfallhaufen in Dänemark, Schweden, Schottland, und anderwärts) finden, weisen uns darauf hin, daß sie lange Zeiträume hindurch ebenfalls keine anderen Stoffe als Holz, Horn, Knochen, Tierzähne und Steine, namentlich aber die Metalle nicht, zu ihren Geräten verwendeten.

Die Tiere sind lediglich auf ihre Organe angewiesen. Sie graben und scharren mit ihren Pfoten und Rüsseln (Maulwurf, Kaninchen, Dachs), stoßen und stechen mit Hörnern, schlagen mit den Hufen am Ende ihrer Beine, schneiden, sägen, schaben, schälen und entrinden, bohren, hauen ein, zerreißen und halten fest mit ihren Zähnen, oder mit spitzigen und scharfen Schnäbeln oder den Krallen an ihren Zehen. Der Mensch mußte, um sich zu erhalten, dieselben Thätigkeiten ausüben. Er grub die Erde aus, um eine Höhle als Wohnung zu erweitern oder herzustellen, oder um Wurzeln als Nahrung zu bekommen. Er mußte die Früchte, die er fand, zerteilen, entrinden, und wenn sie hart waren, aufschlagen oder aufsprengen und anbohren, sich gegen wilde Tiere durch Zuschlagen und Stechen verteidigen, das Fleisch erlegter Tiere zerreißen oder zerschneiden und abschaben, dünne Baumstämme absägen u. s. w. Vieles davon haben die ersten Menschen jedenfalls noch nicht gekonnt; wahrscheinlich haben sie anfangs nur das verrichten können, wozu sie durch ihre Organe, d. h. durch ihre Hände und Zähne befähigt waren. Bei diesen Verrichtungen boten sich ihnen aber bald von selbst ungesucht einfache Hilfsmittel dar, die sich zur Unterstützung der Organe eigneten, z. B. scharfe oder spitzige Steine, ebensolche Zähne, Stücken Holz, Knochen. Von

einem solchen Werkzeuge machte der Mensch, wenn er es einmal besaß, auf alle mögliche Weise Gebrauch; zugleich suchte er ähnliche zu erlangen, wenn ihm das eine abhanden gekommen war, und er fand dabei wohl auch Abänderungen in Stoff und Form und erkannte, daß das eine zu diesem, das andere zu jenem Zwecke tauglicher sei, und dies brachte ihn dahin, die Werkzeuge auszusuchen oder auch nach bestimmten Zwecken selbst abzuändern. Damit war der erste Schritt zur eigenen Herstellung gewisser Werkzeuge gethan, und von da ab ist bei der Arbeit und bei der Bemühung, einzelne Gegenstände für den Gebrauch passend herzustellen, eine Verbesserung und Erfindung auf die andere gefolgt.

Von allergrößter Wichtigkeit für die Menschen in der Urzeit sind vor allem die Steinwerkzeuge gewesen. Wir finden dergleichen von sehr verschiedener Art an alten Wohnplätzen im Erdboden: Steinmesser, Lanzen- oder Speerspitzen, Schabsteine, Steinbohrer, Steinmeißel, Steinhämmer, Steinbeile, Steinäxte u. s. w. Es sind verschiedene Arten von Steinen zur Herstellung derselben verwendet worden: am häufigsten der Feuerstein, der in gewissen Gebirgsschichten häufig in Form von Knollen vorkommt, dann der Jaspis und in vulkanischen Gegenden der Obsidian, hier und da auch Serpentin, Grünstein, Granit, Gneis, Kieselschiefer. Feuerstein, Jaspis und Obsidian haben eine Eigenschaft, die sie besonders dazu geeignet macht. Es springen nämlich, wenn man sie in richtiger Weise schlägt, sehr scharfkantige und spitzige Splitter ab, und man kann sie durch Anschlagen mit anderen Steinen oder mit einem Hammer, den freilich die Urmenschen nicht so wie wir besaßen, so bearbeiten, daß schließlich große spitzige oder scharfe Stücke übrig bleiben. Ursprünglich hat man jedenfalls solche Messer, Spitzen, Keile, Meißel u. s. w. ohne Griff benutzt. Später hat man auch Griffe und kurze oder lange Stiele daran angebracht. In Bezug auf die feste Verbindung beider haben unsere Vorfahren großen Scharfsinn angewendet. Bei den Messern oder den Lanzenspitzen genügte schon ein Spalt im Griffe oder Stiele; darein steckte man sie und band sie fest. Aber bei den Steinäxten und Steinbeilen war die Sache schwieriger. Entweder mußte hier in einen dicken Stiel aus hartem Holze oder auch aus Horn ein passendes Loch gemeißelt oder gebohrt werden, in welches der obere Teil der Axt gesteckt werden konnte, oder es mußte der zur

Axt zugehauene Stein nun erst durchbohrt werden, damit der Stiel hindurchgesteckt werden konnte. Man findet öfter solche durchbohrte Äxte. Das Durchbohren geschah ebenfalls mittelst sehr harter spitziger Steine, die mit Stielen versehen waren, an denen gedreht wurde.

Die Axt, und zwar schon die Steinaxt, ist jedenfalls das wichtigste Werkzeug, das der Mensch erfunden hat. Mit ihr konnte er den Kampf mit den wilden Tieren aufnehmen, konnte sie abwehren und sogar töten; mit ihr lichtete er die Wälder, baute seine Hütte und schuf eine Menge anderer nützlicher Werkzeuge.

Man hat Orte aufgefunden, die allem Anscheine nach förmliche Werkstätten solcher Steinwerkzeuge und Steinwaffen gewesen sind; man hat dies aus den vielen Splittern, die nur Abfälle sein können, und aus besonderen Vorrichtungen geschlossen. Wurden zu den Werkzeugen solche Gesteine verwendet, die nicht in Stücke mit scharfen Kanten zerspringen, so mußte die Schärfe auf andere Weise hergestellt werden. Und zwar ist dies durch Schleifen, d. h. durch Hin- und Herreiben auf einer harten Steinplatte (Sandstein u. s. w.) geschehen. Auch stumpf gewordene Feuersteinwerkzeuge hat man wohl auf diese Weise wieder geschärft.

Eine bei weitem mannigfaltigere Verarbeitung als der spröde Stein gestatten die Metalle, und es konnten deshalb auch, nachdem man dieselben gewinnen und verarbeiten gelernt, viel verschiedenartigere und vollkommnere Werkzeuge hergestellt werden. Am wichtigsten unter den Metallen sind in dieser Beziehung Eisen, Kupfer, Zinn und Zink, wozu dann noch Blei kommt. Dasjenige jedoch, mit welchem man jedenfalls die erste Bekanntschaft gemacht hat, ist wohl das Gold, das ja zuweilen in Form von blinkenden Körnern im Sande der Flüsse gefunden wird. Auch Eisen und Kupfer kommen gediegen vor; Eisen fällt sogar zuweilen in großen Massen aus dem Weltenraume auf die Erde herab. Am meisten jedoch wird es aus den Erzen gewonnen, indem man dieselben, mit Kohle vermischt, in den Hochöfen schmilzt. Mit Hilfe des Feuers werden auch die übrigen Metalle aus ihren Erzen dargestellt. Wo und durch wen die Gewinnung der verschiedenen Metalle zuerst stattgefunden hat, weiß man nicht.

Kupferne Waffen und Werkzeuge sind bei alten Völkern nicht selten gewesen; noch häufiger vielleicht sind dergleichen aus einer Mischung von Kupfer und Zinn, die Bronze genannt wird,

verfertigt worden. Man findet in alten Gräbern, in Torfmooren u. s. w. große Mengen davon. Ja man nimmt sogar oft ein besonderes „Bronzezeitalter“ nach dem „Steinzeitalter“ an. Kein Metall hat jedoch eine solche Wichtigkeit wie das Eisen und der daraus bereitete Stahl. Wie ganz anders wirken Beile und Äxte, sowie Spieße und Schwerter aus Eisen und Stahl als die gleichen Werkzeuge von Stein! Aber das Eisen läßt sich auch viel leichter formen als die Steine. Mit Leichtigkeit lassen sich daraus auch alle anderen Werkzeuge, wie Meißel, Hammer, Zangen, Hobel, Sägen, Bohrer, Nägel, Nadeln u. dgl. herstellen. Wer die Verwendung des Eisens in unseren Tagen kennen lernen will, muß die verschiedenen Fabriken besuchen, in denen Eisen und Stahl zu Werkzeugen und Maschinen verarbeitet werden. Weil das Eisen in unserem Leben eine so große Rolle spielt, so pflegt man unsere Zeit auch das „Eisenzeitalter“ zu nennen.

12.

Herstellung der Wohnungen. Verschiedenheit derselben. Fortschritte der Baukunst. Was gehört alles zur Herstellung eines einfachen Wohnhauses?

Neben dem Bedürfnis nach Nahrung macht sich bei Robinson zuerst das nach einer schützenden Wohnung geltend. Der Mensch bedarf einer solchen zum Schutze gegen Wind und Wetter, gegen wilde Tiere und gegen andere Menschen.

In den ersten Zeiten hat ein großer Teil der Menschen wie Robinson in Erd- oder Felsenhöhlen gewohnt. Darin bereiteten sie ihr Lager aus Gras, Moos, Farnkraut, Baumblättern u. s. w. Steine oder Holzblöcke dienten als Sitze und als Tische.

Verschiedene wilde Völker flechten sich, wenn sie im Freien übernachten müssen, im Dickicht aus Ästen und Reisern ein Wetterdach. Andere wohnen beständig in Zelten, die aus einem oben spitzig zulaufenden Gerüst bestehen, das mit Rinde oder Fellen oder Geweben bedeckt wird. Solche Zelte lassen sich leicht an einem Orte wegnehmen und an einem anderen wieder aufrichten. Sie kommen daher am häufigsten bei wandernden Hirtenvölkern vor.

Seßhafte Völker errichten sich einfache Hütten aus Holz. Dieselben bestehen aus einem runden oder viereckigen Unterbau aus Stangen oder Balken, die mit Flechtwerk oder Rindenstücken

verbunden werden; darauf ruht ein zweiseitiges oder oben spitz zulaufendes kegelförmiges Dach, das mit Binsen, Stroh, Grasbüscheln oder Blättern bedeckt wird. Ein weiterer Fortschritt ist ein Bau mit an der Luft getrockneten Lehm- oder Thonziegeln, der nur in sehr trockenen Gegenden stattfinden kann, weil Lehm und Thon durch vielen Regen zerweichen.

Merkwürdig ist, daß früher verschiedene Volksstämme, auch in Deutschland, ihre Wohnungen über dem Wasser errichtet haben, was jedenfalls wegen der größeren Sicherheit vor wilden Tieren geschehen ist. Bis ein ziemliches Stück vom Ufer wurde aus Stangen oder Balken, die über eingeschlagene Pfähle gelegt wurden, ein Weg, und am Ende desselben auf dieselbe Weise ein breiter Unterbau hergestellt, auf welchem eine Anzahl Hütten errichtet wurden. Man nennt diese Anlagen Pfahlbauten; die Hütten bildeten ein Pfahlbauerdorf, und die Bewohner werden Pfahlbauern genannt. In den schweizer Seen hat man in neuerer Zeit viele Überreste solcher Pfahlbauten aufgefunden, und die an eben diesen Stätten aufgefundenen Werkzeuge und Waffen aus Steinen, Bronze oder Eisen, sowie die Schmucksachen, die Abfälle der Nahrung (besonders Knochen), verschiedene Erzeugnisse der Handgeschicklichkeit dieser Pfahlbauern, z. B. Gewebe, lassen uns auf die Lage und auf den Bildungsstand derselben schließen.

Schon unsere gewöhnlichen steinernen Wohnhäuser zeigen gegen die eben beschriebenen Bauwerke einen großen Fortschritt in der Baukunst. Noch viel bedeutender tritt uns derselbe entgegen, wenn wir die größeren Bauwerke der Gegenwart, sowie früherer Zeiten, wie viele Paläste, Schlösser, Kirchen, Dome, Tempel, Theater, Brücken und Tunnel betrachten.

Was gehört schon alles zur Herstellung eines einfachen steinernen Wohnhauses der Jetztzeit! Es müssen, nachdem der Plan entworfen und alles Einzelne darin genau festgestellt ist:

1) die nötigen Steine gewonnen werden. Dieselben werden:

a) aus den Felsen gehauen, z. B. Sandstein, Porphyr, Granit, Kalk, Marmor, Schiefer. Zu ihrer Gewinnung gehören eiserne Werkzeuge: Hammer, Meißel, Bohrer, Brecheisen. Ehe man also Steine brechen konnte, mußte man Eisen zu gewinnen und zu verarbeiten verstehen. Große Felsstücke werden wohl auch mit Hilfe von Pulver, Dynamit u. s. w.

gesprengt. Auch diese Stoffe können ungebildete, wilde Völker nicht bereiten.

b) Sie werden aus Thon gebrannt, wozu wieder besondere Vorrichtungen (Brennöfen) gehören.

c) Ungebrannte Ziegel aus Thon lassen sich wohl auch anwenden; dieselben widerstehen aber der Witterung natürlich bei weitem nicht so lange als gebrannte oder als Backsteine.

2) Es muß das Holzwerk im Gebäude zu den Balken, Dachsparren, Dielen, Thürpfosten, Thüren u. s. w. herbeigeschafft und bearbeitet werden. Zuerst sind im Walde die passenden Bäume zu fällen und von den Ästen zu befreien, wozu Axt, Beil und Säge gehören. Dieselben sind alsdann, oft unter großen Schwierigkeiten (auf Wagen, Schlitten, im Wasser u. s. w.), zu transportieren. Sie müssen vom Zimmermann, Tischler u. s. w. bearbeitet oder in der Sägemühle geschnitten werden. Damit aber die Bearbeitung in der rechten Weise geschieht, muß der Plan des Ganzen entworfen und die Ausführung des Einzelnen genau nach Maß berechnet sein. Bei der Ausführung muß alles genau mit dem Maße gemessen, die Balken müssen rechtwinkelig zugehauen werden u. s. w. Zu dem allen ist für den Baumeister und Zimmermann eine Vorbildung im Zeichnen, Messen und Rechnen nötig; ferner werden verschiedene Instrumente (Zirkel, Winkelmaß, Reißfeder, Bleistift u. s. w.) gebraucht, die auch erst haben erfunden werden müssen.

3) Die Steine müssen durch irgend einen Mörtel verbunden und nach bestimmten Regeln angeordnet werden. Als Mörtel dient am häufigsten Kalk. Derselbe muß erst aus dem Kalkbruche gewonnen, dann gebrannt und endlich gelöscht werden. Außerdem wird auch Lehm, Cement, Asphalt angewendet. Damit die Mauer senkrecht wird, wendet der Maurer das Richtmaß und das Bleilot an. Besondere Kunst erfordert die Anlegung von Gewölben.

4) Zur Verbindung der Balken sind Pflöcke und Nägel, zum Aufwinden von Steinen, Kalk, Sand, Balken u. s. w. sind Rollen und sogenannte Flaschenzüge mit Seilen notwendig, die auch vorher hergestellt sein müssen.

5) Zur Bedeckung der Häuser dienen Schiefer, Ziegel, Stroh, Zink, Kupfer, Dachpappe u. s. w. Alles dies muß erst so hergestellt werden, wie es zur unmittelbaren Verwendung erforderlich ist. Dazu sind gleichfalls verschiedene Menschenhände notwendig.

6) In das Haus gehören Fenster und Thüren. Zu den Fenstern muß erst das Glas in den Glashütten bereitet werden. Fensterscheiben aus Glas hat man erst, seitdem man es versteht, ebene Glastafeln herzustellen. Dies verstand man nach der Erfindung der Glasbereitung, die übrigens gegen 3000 Jahre alt ist, noch lange Zeit nicht. Ursprünglich konnte man aus der zum Zwecke der Glasbereitung geschmolzenen Masse nur Hohlgläser, z. B. Flaschen, blasen. Um Glastafeln zu bekommen, bläst man erst auch solche Hohlgläser von walzenartiger Form, sprengt dann den Hals und den Boden ab, macht einen Längsriß in den noch übrig bleibenden Cylinder von einem Ende bis zum anderen und bringt letztere dann im Ofen auf heiße Platten; hier wird das Glas durch die Hitze weich, und die runde Walze kann leicht zu einer ebenen Tafel gestreckt werden. Wenn der Glaser nur Teile einer größeren Tafel braucht, so schneidet er sich dieselben mittelst eines Diamanten ab. Als man noch keine Fenstertafeln von Glas darstellen konnte, ersetzte man dieselben vielfach durch dünne Häute, die man aus den Därmen uud den Blasen der Tiere gewann, durch mit Öl getränktes Papier, durch dünne Platten von Glimmer oder Marienglas u. a. Außer den Glastafeln gehören zum Fenster auch noch die Rahmen, Bänder, Wirbel; erstere macht der Glaser, letztere der Schlosser. Die Thüren verfertigt der Tischler, die Schlösser und Schlüssel, sowie die Bänder daran muß jedoch ebenfalls der Schlosser liefern.

7) Um den Wohnungen ein freundliches Ansehen zu geben, werden dieselben geweißt, gemalt oder tapeziert. Dies setzt wieder die Herstellung der Farben, Pinsel, Schablonen oder der Tapeten voraus.

8) Ferner müssen die Wohnräume noch mit Hausgerät ausgestattet werden. Dasselbe richtet sich nach den Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Völker, teilweise auch nach

dem Klima. Bei manchen Völkern (Chinesen Japanesen) ist man nicht gewöhnt, sich auf Stühle niederzulassen, sondern man sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf Matten, Teppichen, Polstern u. s. w. Bei diesen bilden natürlich die Stühle kein so notwendiges Hausgerät. Wir brauchen zur Ausstattung unserer Wohnungen: Tische, Stühle, Schränke, Sekretäre, Schreibpulte, Sofas, Spiegel, Teppiche, Vorhänge, wohl auch Bilder, ein Pianino oder einen Flügel u. s. w.; ferner Betten, Matratzen, Waschtische. In die Stuben gehören Öfen, in der Küche muß eine Kochmaschine oder ein Herd sein. An der Herstellung dieser Gegenstände arbeiten der Tischler, der Stuhlbauer, der Tapezierer, der Maler, der Instrumentbauer, der Spiegelfabrikant, der Ofensetzer u. s. w.

9) Besonderes Augenmerk ist endlich bei der Einrichtung und Ausstattung der Wohnung auch auf die Beleuchtung zu richten. Robinson stellte sich eine Lampe von Thon her; er that Talg in dieselbe, durch den er einen Docht zog. Unsere Vorfahren brannten Kienspäne an und steckten sie in die Wände. Wir erleuchten unsere Zimmer durch Öl- und Petroleumlampen, durch Talg- und Stearinlichter oder sogar durch Gas. Zur Beleuchtung größerer Räume, z. B. Fabriken oder öffentlicher Plätze, bedient man sich gegenwärtig auch hier und da des elektrischen Lichtes. Welch ein Unterschied auch in dieser Beziehung zwischen sonst und jetzt!

Wie viele Menschenhände müssen also in Bewegung gesetzt werden, damit wir in einem festen Hause wohnen und auch bei kalter und unfreundlicher Witterung zu jeder Tageszeit uns in einem warmen Zimmer behaglich fühlen können!

13.

Die Kleidung: Die Rohstoffe und ihre Gewinnung. Das Spinnen und Weben.

Auch die Herstellung unserer Kleidung ist in der Weise, wie sie bei uns stattfindet, nur dadurch möglich, daß verschiedene Werkzeuge und Erfindungen sowohl aus früheren Zeiten, als auch aus der Gegenwart benutzt und viele unmittelbar aus der Natur oder durch die Thätigkeit verschiedener Handwerker oder auch in Fabriken

gewonnene Erzeugnisse verwendet werden können. Der einzelne Mensch, der wie Robinson nur auf sich selbst angewiesen wäre, würde sein Schamgefühl sowie das Bedürfnis, seinen Körper gegen Unannehmlichkeiten der Witterung zu schützen und zugleich zu schmücken, nur sehr unvollkommen befriedigen können. Verschiedene wilde Völker, die unsere Werkzeuge und Erfindungen nicht kennen, haben oft nur einen Schurz aus Binsen, Fasern, unvollkommenen Geweben, Vogelbälgen oder Tierhäuten um die Hüften, oder hüllen sich in Felle.

Bei uns ist zur Herstellung der Kleidung vorzüglich folgendes nötig:

1) Gewinnung der Rohstoffe. Dieselben liefert uns teils das Tierreich, teils das Pflanzenreich.

Aus dem Tierreiche werden zunächst die behaarten Felle verschiedener Tiere benutzt; die von unserem Fuchs, Marder, Iltis, Wiesel, der Fischotter, dem Schaf, der Katze, sowie die verschiedener ausländischer Tiere, z. B. Zobel, Hermelin, Nerz, Biber, Bisamratte, werden vom Kürschner zu Pelzen verarbeitet. Die Jagd oder der Fang dieser Tiere beschäftigt viele Menschen. Welche Bedeutung der Handel mit solchen Fellen, Rauchwaren genannt, hat, können wir z. B. an den zahlreichen derartigen Geschäften im Brühl und den angrenzenden Straßen in Leipzig sehen. Rohe Völker hängen die Felle der Tiere einfach um, oder binden sie in unvollkommener Weise zusammen. Wie künstlich werden bei uns Pelze, Mützen, Handschuhe, Pelzkragen, Müffe u. s. w. daraus hergestellt!

Auch aus den Federn gewisser Vögel (Schwan, Eiderente, Gans, Taucher) wird eine Art Pelzwerk bereitet. Wilde Völker wissen zuweilen Vogelfedern sehr geschickt zu Kleidern zusammenzufügen.

Die Häute verschiedener Tiere (Rind, Kalb, Pferd, Schaf, Ziege, Hirsch, Reh, Gemse) werden vom Gerber zubereitet, um dann weiter vom Schuhmacher, Beutler, Schneider, Sattler, Handschuhmacher u. s. w. verarbeitet zu werden. Das Gerben hat den Zweck, die Häute so zuzubereiten, daß sie haltbar und geschmeidig werden und nicht mehr in Fäulnis übergehen. Das Verfahren ist nach dem verschiedenen Gebrauche verschieden. Im allgemeinen ist dabei folgendes von Wichtigkeit: 1) Die Häute müssen von

Blut und Unreinigkeiten befreit werden, weshalb sie meist eine Zeit lang in fließendes Wasser gelegt oder gehangen werden. 2) Die Haare müssen entfernt werden. 3) Hierauf werden sie meist mit zusammenziehenden und die Fäulnis zerstörenden Mitteln behandelt, z. B. mit Kalk gebeizt, d. h. in eine Grube gelegt, welche mit Wasser angerührten gelöschten Kalk enthält, dann lange Zeit in Lohe (gemahlene Rinde verschiedener Bäume, besonders der Eiche) gebracht, die mit Wasser übergossen wird (Lohgerberei), oder anstatt dessen nach der Kalkbeize mit Alaun und Kochsalz u. s. w. behandelt (Weißgerberei), oder endlich mit Fett, Thran u. dgl. getränkt und hierauf mit Lauge gereinigt (Sämischgerberei). Das Gerben des Leders verstehen viele Völker gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen. Verwendet wird das gegerbte Leder besonders zur Fußbekleidung (Sandalen, Schuhe, Stiefeln), aber auch zu Beinkleidern, Handschuhen u. s. w. Früher trugen die Soldaten Lederkoller, d. h. eine Art Leibchen oder Wams aus Leder.

Von besonderer Wichtigkeit für die Herstellung von Kleidern sind ferner die Haare oder die Wolle verschiedener Tiere. Wir denken hierbei zunächst vor allem an das Schaf. Aber auch die Haare anderer Tiere werden in verschiedener Weise verarbeitet, z. B. die der Ziege (besonders feine weiche Wolle liefern die Kaschmir- und Angoraziege), des Lama, des Vicuna (Vicognetier), des Kamels. Kaninchen- und Hasenhaare dienen zur Herstellung von Filzhüten; Biberhaar wird zu den sogenannten Kastorhüten verwendet.

Aus dem Cocon eines unscheinbaren Insekts, des Seidenspinners, wird die Seide gewonnen, aus welcher bekanntlich ebenfalls verschiedenartige Kleidungsstoffe hergestellt werden.

Das Pflanzenreich liefert vorzugsweise Fasern zum Verspinnen und zum Flechten. In erster Linie sind hier Flachs und Baumwolle zu nennen. Die Flachsfasern sind der Bast, der im Flachsstengel zwischen der Rinde und dem holzigen Teile desselben liegt. Wenn die Flachspflanze reif ist, so werden die Stengel aus der Erde gezogen und getrocknet. Dann werden dieselben durch eine Art Rechen mit dünnen, eng aneinander stehenden und ziemlich langen eisernen Zinken (die Riffel) gezogen (geriffelt), wodurch sich die Samenkapseln ablösen. Hierauf wird der Flachs geröstet, d. h. entweder in Bündel gebunden und eine Zeit lang ins

Wasser gelegt (Wasserröste) oder auf dem Felde ausgebreitet und mehrere Wochen liegen gelassen, so daß er dem Tau, Regen und Sonnenschein ausgesetzt und bald naß, bald trocken wird (Tauröste). Sind dadurch die Fasern hinreichend gelockert, so wird er gedörrt, was z. B. häufig dadurch geschieht, daß er in heiße Backöfen gesteckt wird, hierauf mit hölzernen Schlägeln geklopft und auf sogenannten Flachsbrechen gebrochen, wobei die holzigen Teile der Stengel zerbrechen und sich von den Fasern ablösen; zuletzt wird er geschwungen und gehechelt, wodurch auch die kleineren holzigen Teile entfernt und die Fäden gerade gelegt werden. Erst jetzt kann er versponnen werden.

Die Baumwolle bildet sich in den walnußgroßen Samenkapseln der Baumwollenstaude. Aus jedem der erbsengroßen Samenkörner wächst nämlich ein Schopf langer Wollfäden hervor und hüllt dasselbe ein. Sind die Kapseln reif, so springen sie gewöhnlich in vier Teile auseinander, und die Wolle quillt hervor. Sie wird nun von den Körnern befreit, in große Ballen verpackt und so verkauft, um in den Baumwollspinnereien zu Garn versponnen zu werden.

Außer Flachs und Baumwolle dienen auch die Fasern verschiedener anderer Pflanzen (Hanf, Fasern der Palmen, verschiedener Nesseln), weich geklopfte Baumrinde, Binsen, Stroh (Strohhüte) zur Herstellung gewisser Kleidungsstücke.

2) Sind die Fasern der Pflanzen, die Haare oder Wolle der betreffenden Säugetiere, die Seide des Seidenspinners gewonnen und hinreichend vorbereitet, so gilt es zunächst, aus denselben Fäden herzustellen oder sie, wie man zu sagen pflegt, zu verspinnen. Dies kann geschehen:

a) durch bloßes Zusammendrehen mit der Hand;
b) durch Spinnen mit Hilfe der Spindel oder des Spinnrades;
c) durch Spinnen mit Hilfe von künstlichen Maschinen in den Spinnereien.

Aus den gesponnenen Fäden werden sodann die Gewebe und dergleichen dargestellt:

a) durch einfaches Flechten mit der Hand, wie wir es bei Robinson finden, oder durch Stricken, Häkeln, Spitzenklöppeln;

b) mit Hilfe der Handweb- oder Strumpfwirkerstühle, die in neuester Zeit außerordentlich vervollkommnet worden sind;
c) in den Webfabriken auf Dampf-Webstühlen.

14.

Färberei. Verschiedenartigkeit der Kleidung; ihre Verfertigung.

3) Die Gewebe oder auch schon das Garn, ehe es verwebt wird, ja selbst die Wolle, ehe sie versponnen wird, werden meist auch gefärbt. Die Herstellung und Zubereitung der verschiedenen Farben sowie das Färben selbst ist gegenwärtig ein äußerst wichtiger Zweig menschlicher Wissenschaft und Arbeit. Die zu färbenden Stoffe werden entweder nur in die flüssige Farbe eingetaucht, oder sie werden bedruckt; doch müssen sie meist erst dazu noch besonders zubereitet werden. Man müßte große Farbenfabriken sowie Färbereien und Druckereien besuchen, um einen Begriff von der großartigen Thätigkeit, die in dieser Beziehung nötig ist, zu bekommen.

4) Die Gewebe müssen nun weiter zu Kleidern zubereitet werden. Dies geschieht vom Schneider und von der Schneiderin. Dieselben gebrauchen dazu besonders die Nähnadel und die Schere, sowie ein Maß. In früheren Zeiten mußte man die Stoffe mit scharfen messerartigen Instrumenten zuschneiden, was wilde Völker auch jetzt noch thun, und die Nähnadeln wurden und werden durch Knochen-, Horn- oder Steinsplitter mit oder ohne Öhr, auch wohl durch Dornen ersetzt. Hat man keine Nadel mit Öhr, so muß man die Fäden durch in den Stoff gemachte Löcher stecken und zusammenknüpfen. Eine der großartigsten Erfindungen der Neuzeit ist die Nähmaschine. Aber welch ein langer Zeitraum liegt zwischen der Zeit, wo die Menschen zuerst mit Hilfe von Dornen und Splittern nähten, und der Erfindung der Nähmaschine!

Der Schneider giebt den Kleidern auch eine bestimmte Form, damit sie nicht bloß den Körper gegen die Einflüsse der Witterung schützen, sondern ihm auch ein gefälliges Ansehen geben. Die Formen der Kleider sind bei den verschiedenen Völkern verschieden und ändern sich auch bei demselben Volke im Laufe der Zeit; ebenso die Farben. Wer einmal eine Hafenstadt wie Hamburg

oder Bremen besucht, oder zur Zeit der Messe sich in Leipzig aufhält, hat vielfach Gelegenheit, diese Verschiedenheit zu beobachten. Da kann man Juden, Türken, Perser, Chinesen und Japanesen und andere in ihrer Nationaltracht sehen. Aber auch in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ist die Tracht schon verschieden: Altenburger, Wenden, Tiroler sind wohl bei uns fast jedermann bekannt. — In denselben Landesteilen giebt es meist einige Stände und Berufsarten, die sich durch besondere Kleidung auszeichnen. Wir erinnern z. B. an das Militär, an die Postbeamten, die Geistlichen, wenn sie ihren Beruf ausüben, die Bergleute, die Förster. Aus früherer Zeit sieht man oft Ritter, Landsknechte, Ratsherren, Bürger abgebildet; desgleichen Fürsten im Hermelin- oder Purpurmantel. Die zu einer bestimmten Zeit gerade zur Geltung gekommenen Formen der verschiedenen Kleidungsstücke werden gewöhnlich „die Mode" genannt. Dieselbe ist namentlich in der Kleidung der Damen sehr der Veränderung unterworfen.

Zur Herstellung der Kleidung gehören noch verschiedene Kleinigkeiten, die aber gleichfalls von großer Wichtigkeit sind. Wir nennen: Bänder und Riemen, Knöpfe aus Holz, Horn, Blei, Messing, Silber, Gold, Elfenbein, Perlmutter u. s. w., Heftel und Schlingen, Schnallen und Stecknadeln. Alle diese Dinge werden von verschiedenen Handwerkern (Riemer, Knopfmacher, Posamentier, Nadler) verfertigt. Einem für sich allein lebenden Menschen, wie Robinson auf seiner Insel, müssen dieselben als von großer Wichtigkeit erscheinen. Um sie in der Verschiedenheit, in der wir sie haben, herzustellen, müßte ein solcher die Stoffe zu gewinnen verstehen, aus denen sie bestehen, die Werkzeuge und überhaupt alle Hilfsmittel haben, die zur Herstellung notwendig sind, und endlich auch die Herstellung selbst erlernt haben. Da dies alles aber bei einem einzelnen Menschen nicht zu finden ist, so würde derselbe höchstens im stande sein, sich einen unvollkommenen Ersatz dieser Dinge zu verschaffen. Die Menschen haben eins nach dem anderen erfunden und die Erfindungen vererbt; sie sind anfangs in einem eben so unvollkommenen Zustande gewesen, wie jetzt ein einzelner Mensch, der wie Robinson ohne alle Hilfsmittel auf eine unbewohnte Insel verschlagen würde. Ein Robinson hätte aber immerhin das voraus, daß er die verschiedenen Gegenstände, Werkzeuge und sonstigen Hilfsmittel schon gesehen hätte,

was bei den Menschen der Vorzeit nicht der Fall gewesen und auch bei manchen Wilden der Jetztzeit nicht der Fall ist.

15.

Der Schmuck.

Der Kleidung fügen die Menschen gern noch einen gewissen Schmuck hinzu. Als solcher können dienen:

a) Verschiedene Bestandteile der Kleidung selbst, z. B. Besatz, Federn auf dem Hute, Schnallen, Knöpfe, Bänder. Dieselben zeichnen sich alsdann durch besondere Schönheit der Farbe oder Form aus.

b) Besondere Schmuckgegenstände, wie Ringe, Armbänder, Halsketten, Ohrgehänge, Uhrketten, Broschen, Medaillons, Schleifen, Bänder, künstliche oder natürliche Blumen, Federn, Kämme. Besonders hervorzuheben sind die Diademe der Fürsten und die Ordensbänder, Ordenssterne u. dgl. Der Wert dieser Gegenstände liegt besonders in der Pracht der Farben und in der Seltenheit der Stoffe. Gold, Silber, Edelsteine, Korallen, Perlen, Perlmutter, Bernstein, Schildkrot, Seide, Haare werden besonders häufig dazu verwendet.

Wie viel Kräfte sind thätig, um diese Schmuckgegenstände zu beschaffen! Die einen gewinnen das Gold und das Silber, andere Diamanten oder andere Edelsteine. Der Juwelier und Goldarbeiter bereitet daraus die verschiedenen Gegenstände. Korallen und Perlen werden aus der Tiefe des Meeres geholt; sie müssen dann noch künstlich durchbohrt und in anderer Weise zubereitet werden. Um das Schildpatt zu gewinnen, muß die Schildkröte gefangen werden. Der Elefant, der Hirsch, das Rind u. s. w. müssen getötet werden, damit das Elfenbein und das Horn gewonnen werde, welches der Drechsler oder der Horndreher verarbeitet. Verschiedene Vögel, welche Schmuckfedern liefern, wie der Strauß, der Paradiesvogel, Fasanen, müssen gejagt werden. Wie viele Hände sind mit der Anfertigung künstlicher Blumen oder mit der Herstellung der dazu erforderlichen Stoffe beschäftigt!

Auch im Schmucke zeigt sich die Bildungsstufe der einzelnen Menschen und ganzer Völker. Wilde Völkerschaften tragen Federbüsche

auf dem Kopfe, Ringe nicht bloß in den Ohren, sondern auch in der Nase und in den Lippen, färben (tättowieren) den Körper in verschiedener Weise und halten das alles für sehr schön. Auch bei uns finden viele Geschmack an Dingen und Formen, die als geschmacklos bezeichnet werden müssen.

Der Sinn für das Schöne ist es auch, der die Menschen antreibt, das Haar zu kämmen und zu legen oder zu flechten, den Bart zu verschneiden, den Körper und die Wäsche stets sauber zu halten und mit Hilfe von Wasser und Seife zu reinigen u. dgl.

Wenn wir eine Dame oder einen Herrn im Festanzuge sehen, so könnten wir eine lange Betrachtung anstellen über die Menge von Menschen, die dazu beigetragen haben, daß dieselben so erscheinen können.

16.

Waffen und Verteidigungsmittel.

Außer den erwähnten Bedürfnissen macht sich bei Robinson sehr bald auch eins geltend, das im Baue der menschlichen Organe im einzelnen und des menschlichen Körpers überhaupt begründet und darum bei den Menschen aller Zeiten vorhanden gewesen ist: nämlich das Bedürfnis nach Waffen und Verteidigungsmitteln. Der Mensch braucht dieselben zur Erlegung derjenigen Tiere, die ihm zur Nahrung dienen oder Bekleidungsstoffe liefern, sowie zur Verteidigung gegen wilde Tiere und gegen Menschen, und zwar braucht er sie, weil er nicht wie die meisten Tiere mit natürlichen Waffen ausgerüstet oder auf andere Weise geschützt ist. Der Löwe hat sein Gebiß, scharfe Krallen und äußerst kräftige Muskeln, der Raubvogel seinen scharfen, gebogenen Schnabel und ähnliche Krallen, das Pferd seinen Huf, das Rind seine Hörner, der Hirsch sein Geweih; andere Tiere haben ihre Schnelligkeit, scharfe Sinne oder eine Färbung, die sie nicht leicht von ihrer Umgebung unterscheiden läßt u. dgl. m. Der Mensch hat von alle dem nichts; aber er hat, was mehr wert ist als dies alles, einen denkenden Geist, der ihn befähigte, sich das, was ihm die Natur versagte, künstlich und zwar viel vollkommener und mannigfaltiger, als die Tiere es besitzen, zu verschaffen. Steine, die gerade zur Hand waren, waren jedenfalls die ersten Wurfgeschosse, lange Holzstücke, die sich

ebenfalls ungesucht darboten, die ersten Hiebwaffen. Was hat er aber zu diesen ersten Hilfsmitteln nach und nach alles noch dazu erfunden! In den Waffensammlungen, welche auch die Waffen wilder Völker der Gegenwart und der Menschen früherer Zeiten enthalten, sieht man: einfache Stöcke, Keulen verschiedener Art, Streitäxte aus Stein und aus Metall, Lanzen nur aus Holz oder mit Horn-, Knochen-, Stein- oder Metallspitzen, Messer, Dolche, Schwerter, Spieße, Lassos, Schleudern, Pfeile und Bogen, Armbrüste, sowie die verschiedenen Feuerwaffen: Flinten, Büchsen, Pistolen, Kanonen, Mitrailleusen u. s. w. Vergleichen wir die Kampfausrüstung der alten Deutschen, der Ritter aus verschiedenen Zeiten, der Landsknechte, wie uns dieselben öfter auf Bildern entgegentreten, mit der der jetzigen Soldaten, welche große Unterschiede treten uns da entgegen!

Was den Kampf der Menschen gegeneinander, also den Krieg, betrifft, so sind darin ebenfalls große Fortschritte gemacht worden. Daß jetzt in dieser Beziehung viel zu lernen ist, können wir schon bei den Manövern unserer Soldaten sehen. Die Soldaten werden im Gebrauch der Waffen, sowie in der Ausführung der verschiedenen Bewegungen lange und sorgfältig geübt. Ein Offizier, dem in unserer Zeit der Oberbefehl über eine Armee oder auch nur einen Teil derselben übertragen wird, muß vorher bewiesen haben, daß er die Kriegswissenschaft und damit zusammenhängende Wissenschaften, wie die Mathematik, gründlich studiert hat. Früher war der Krieg mehr Einzelkampf; jetzt besteht die Kriegskunst hauptsächlich darin, größere Truppenmassen in zweckmäßiger Weise zu verwenden. Wenn das schwere Unglück nicht zu vermeiden ist, daß zwei Völker in Krieg miteinander verwickelt werden, so wird ein Kriegsplan und im einzelnen Falle ein Schlachtplan entworfen. Zu diesem Zwecke wird ein Kriegsrat, bestehend aus dem Feldherrn und den obersten Anführern (dem Generalstabe), gebildet. Nach diesem Plane muß dann jeder einzelne Truppenteil geführt werden. In unserer Zeit wird das Heer stets von einer Anzahl Personen begleitet, deren Aufgabe es ist, die Kranken und Verwundeten zu retten und zu pflegen.

Zum Schutze und zur Verteidigung sind von alten Zeiten her vielfach auch noch besondere Einrichtungen getroffen worden. Um gegen plötzlichen feindlichen Überfall oder auch gegen wilde Tiere

gesichert zu sein, legte man die Wohnungen an Orten an, die schwer zugänglich waren und sich leicht verteidigen ließen. Von den Pfahlbauten ist bereits oben mitgeteilt worden, daß sie ein Stück vom Lande in den Seen angelegt waren. Schlösser und Burgen wurden auf Felsen gebaut, auf die meist nur ein einziger Weg führte. Auch erschwerte man den Zugang künstlich. Man umgab die Städte und Burgen mit Wällen und hohen, starken Mauern, die mit Schießscharten versehen und auf denen Verteidigungstürme angebracht waren, oder mit tiefen Gräben, die mit Wasser angefüllt werden konnten, brachte an den Eingängen feste verschließbare Thore, Zugbrücken u. dgl. an. Die Städte wurden ja im Mittelalter vorzugsweise zu dem Zwecke gegründet, daß sich bei feindlichen Einfällen die Menschen mit ihrem Vieh und mit ihrer sonstigen Habe hinter die Mauern derselben flüchten konnten. Städte, deren ganze Umgebung darauf berechnet ist, den Feind abzuhalten und sich gegen denselben zu verteidigen, heißen Festungen. Dieselben müssen natürlich heutzutage, wenn sie gegen die jetzigen Geschütze Schutz gewähren sollen, noch bei weitem anders eingerichtet sein, als in früheren Zeiten.

Ausgewählte Erzählungen für die Jugend
von Gustav Nieritz.

1. Bd.: Gustav Nieritz, ein alter Freund der Kinderwelt, von H. Stiehler. — Das Fischermädchen von Helgoland. 3. Aufl.
2. „ Der steinerne Musikant. — Das Opfer einer Mutter. — Die Kamelie.
3. „ Der stille Heinrich. 4. Auflage.
4. „ Kriegserlebnisse eines Gänsejungen. — Ein Türmer und eine Schnupftabaksdose.
5. „ Der Pilger und der Lindwurm. 4. Auflage.
6. „ Der Kanarienvogel. — Eine Ziehmutter. — Das Kaninchen.
7. „ Es bedarf wenig, um glücklich zu sein. — Gewaltsame Austreibung von 10 000 Hamburgern durch die Franzosen am Weihnachtsfest 1813.
8. „ Talbot und Levingthon. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an.
9. „ Deutsche Treue.
10. „ Stall, Storchnest und Backtrog, oder: Die Franzosen in Deutschland. — Die vier Jahreszeiten zu Pferd.
11. „ Über und unter der Erde. — Aus dem Leben eines alten Kriegers.
12. „ Ein christlicher Seelenverkäufer.
13. „ Der Starost und sein Sohn. — Ein jeder thue seine Schuldigkeit.
14. „ Streichhölzchen und Räucherkerzchen. — Die Gefangene.
15. „ Der Gänsemann von Nürnberg. — Denen die Gott lieben müssen alle Dinge zum Besten dienen. — Das wilde Schwein.
16. „ Ein Kaiserspaß. — Krämer, Doktor und Edelmann.
17. „ Des Reichtums Not.
18. „ Die Kahlköpfe. — Ehrgeiz und Geldgeiz.
19. „ Wie Gott mich führt, so will ich gehen. — Großmutter und Enkel.
20. „ Die Armenkaserne. — Der Arbeit Segen.
21. „ Die Vergeltung.
22. „ Kurze Lust, lange Pein. — Die verhängnisvolle Nacht.
23. „ Die Entdeckung. — Die gelbe Kutsche.
24. „ Die Pflegetochter. — Der reiche Mann und das Nadelöhr.
25. „ Der Kuhhirte von Oggersheim (historische Erzählung). — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.
26. „ Ein Weihnachtslied. — Ein Freund in der Not.
27. „ Der Kaufmann von Venedig.

Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.

Historische Erzählungen für die Jugend

von Luise Pichler.

Campe, Joachim Heinrich,

Robinson Krusoe Für d. Jugend... bearb. von Karl Reimer. Mit 3 Bildern in Holzschnitt

Leipzig [ca.1893]